



Ruhet in Frieden

Stefan Loretan

Ruhest in Frieden

Schriftenreihe Pro Historia Glis, Publikation Nr. 18, 2012

Herausgeber: Pro Historia Glis

Gestaltung und Satz: s+z:gutzumdruck., Brig-Glis

Druck: Valmedia, Visp

ISBN 978-3-9523795-1-6

© Pro Historia Glis, 2012

Stefan Loretan

Ruhet in Frieden

Geschichte des Gliser Friedhofs

Band 2

Pro Historia Glis

*Wemmu bideicht, dass alls, wa soo entschreit,
grad äs Momentji nur schich cha biwääru,
im Schtukk, wa uber dischi Bini geit,
zer Unnerhaltig gmacht und gschpilt fär d Schtääru.*

*Wiä Pflanzä cha mu d Mänschu wachsu gsee,
vam Himmul ggleitut, wa de klatscht derzüö.
Schii schiässunt hoch im Saft, verbläijunt de,
und mee und mee vergisst mu schii öü düö.*

*Will mu in dischum Schtukk nur churz cha läbu,
gseen ich eww no als flottä jungä Gsell,
Doch Zit und Toot schtäänd scho im Schritt dernäbu,
wer ewwä Tag in Nacht verwannlu sell.*

*Ich kämpfu gägu d Zit und bi eww triww,
was schii eww nimmt, das pflanz ich wider niww.*

*Wenn ich bedenk, dass alles, was entsteht,
nur einmal für ganz kurze Zeit brilliert,
als Schauspiel über diese Bühne geht,
das sich die Sterne für sich arrangiert,*

*Wenn ich wie Pflanzen Menschen wachsen sehe,
beklatscht vom Himmel, der ihr Lenker ist,
im jungen Safte gehn sie in die Höhe,
dann welken sie noch, bis man sie vergisst.*

*Vergänglichkeit – als Einfall der Regie –
Lässt jugendlich Euch auf der Bühne wandeln,
wo Zeit und Tod sich darum streiten, wie
sie Euren Tag in dumpfe Nacht verwandeln.*

*Die Zeit bekämpf ich, Euch aus Liebe treu,
was sie Euch nimmt, das setz ich wieder neu.*

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|----------|
| Vorwort | 7 |
| Einleitung | 9 |
| Friedhofgeschichte | |
| Allgemeine Geschichte der Friedhöfe | 12 |
| Geschichte und Ausstattung des Gliser Friedhofs | 18 |
| <i>Die Entwicklung des Friedhofs mit seiner Grenzmauer und den Portalen</i> | 18 |
| Gesamtplan des Friedhofs | 19 |
| <i>Licht und Weihwasser auf dem Friedhof</i> | 24 |
| <i>Das Hochkreuz und der Kalvarienberg</i> | 26 |
| <i>Der Ölberg-Heiland</i> | 28 |
| <i>Das Beinhaus</i> | 30 |
| <i>Das alte Beinhaus in Glis – der jetztige Aufbahrungsraum und die Josefskapelle</i> | 35 |
| <i>Das Grabgeläut</i> | 39 |
| <i>Der Gliser Friedhof und das Kriegswesen</i> | 45 |
| <i>Das Grab des Generals</i> | 47 |
| <i>Das Soldatendenkmal</i> | 53 |
| Der Gliser Friedhof | |
| Die Gräber des Gliser Friedhofs | 60 |
| <i>Das Grab der Familie Willa A1</i> | 60 |
| <i>Das Grab der Familien Franzen und Loretan A14</i> | 61 |
| <i>Das Grab von Amédée Cachin A19</i> | 67 |
| <i>Das Grab von Oskar Walpen A20</i> | 69 |
| <i>Das Grab von Edzard Schaper A40</i> | 71 |
| <i>Das Grab von Ernest Guglielminetti alias Dr. Goudron A41</i> | 76 |
| <i>Das Grab der Famiglia Cerutti A56</i> | 82 |
| <i>Das Grab des Ehrendomherren Theodor Arnold A86</i> | 85 |
| <i>Das Grab der Familie Kämpfen B35</i> | 87 |
| <i>Das Grab von Marie-Céline Nanzer B57</i> | 90 |
| <i>Das Grab von Karl Dellberg alias Der Löwe von Siders B76</i> | 94 |
| <i>Das Grab der Familie Tschieder C24</i> | 98 |
| <i>Das Grab der Familie Kämpfen C39</i> | 101 |
| <i>Das Grab von H. H. Adolf Imhof C71</i> | 102 |
| <i>Das Grab der Familie Johann Schwery-Schöpfer C96</i> | 105 |

| | |
|---|-----|
| <i>Das Grab von Alois Schneller C108</i> | 108 |
| <i>Das Grab von Kunstmaler Ludwig Werlen D30</i> | 110 |
| <i>Das Grab von Josef Gattlen D31</i> | 113 |
| <i>Das Grab der Familie Imseng D32</i> | 115 |
| <i>Das Grab von H.H. Alfred Werner D59</i> | 119 |
| <i>Das Grabmal von H. H. Pfarrer Johannes Bittel</i> | 122 |
| <i>Das Grab von Anton Carlen D62</i> | 123 |
| <i>Das Grab der Familie Armangau D73</i> | 126 |
| <i>Das Grabmal der Familien Fruzzini und Annexi-Loscho</i> | 129 |
| <i>Das Grab der Famiglia De Martini E33</i> | 134 |
| <i>Das Grab der Familie Rossi G4</i> | 136 |
| <i>Das Grab der Familie Speckly G5</i> | 138 |
| <i>Das Grab der Familie Stockalper vom Thurm-Seiler G6</i> | 142 |
| <i>Das Grab der Familie Stockalper vom Thurm G7</i> | 145 |
| <i>Das Grab der Familie Bürcher-Anderledy G16</i> | 149 |
| <i>Das Grab der Familie Alexander Seiler G17</i> | 155 |
| <i>Das Grab der Familie Cathrein G23</i> | 161 |
| <i>Das Grab der Familie Ferdinand Bürcher G25</i> | 165 |
| <i>Das Grab der Familie von Bundesrat Joseph Escher G26</i> | 167 |
| <i>Das Grab der Familie Perrig G28</i> | 172 |
| Sonderbestattungen | |
| Die Bestattung der Hingerichteten | 180 |
| Die Pestgräber | 181 |
| Die Beisetzung einzelner Körperteile | 183 |
| Die Kinderfriedhöfe | 185 |
| Der Protestantenfriedhof | 189 |
| Der Selbstmörder Friedhof | 190 |
| Die Feuerbestattung | 192 |
| Der Kapuzinerfriedhof | 194 |
| Sagenhaftes Ende | |
| Die beiden Schächer | 198 |
| Der Küster von Glis | 200 |
| Kaplan Schlunz erlöst eine arme Seele | 202 |
| Der Hufschmied von Ergisch | 202 |
| Die Mutter straft | 203 |
| Der verärgerte Tote | 204 |
| Statt eines Nachworts | |
| Erich Fried: Gründe | 205 |
| Bibliographie | 207 |
| Abbildungsnachweis | 215 |
| Abkürzungen | 216 |

Vorwort

«Der Tod ist der mächtigste Agent des Vergessens. Doch ist er nicht allmächtig. Denn gegen das Vergessen im Tode haben die Menschen seit eh und je Wälle der Erinnerung aufgerichtet, so dass Spuren, die auf ein Totengedächtnis schliessen lassen, [...] als die sichersten Anzeichen für das Vorhandensein einer menschlichen Kultur gelten.»¹

Daher präsentieren sich Friedhöfe, Grab- und Denkmäler als zentrale Schauplätze von Erinnerung und Gedächtnis. Sie bilden jene Gedächtnisorte, in denen Vergangenheit «vergegenwärtigt» wird, an denen Trauer und Gedächtnis ihren Zeiten überdauernden Ort zu finden schienen.² Aber dieser Schein trügt. Heute wirken die manchmal jahrhundertealten Grabsteine merkwürdig altmodisch in einer Gesellschaft, die immer mehr auf Eile und auf die Zerstörung von Andenken setzt. Die förmlichen, Postfächern ähnelnden Urnenwände bilden keine Orte individueller Erinnerung mehr.

Der Sozialhistoriker Eric J. Hobsbawm schrieb: «Die Zerstörung der Vergangenheit, oder vielmehr jenes sozialen Mechanismus, der die Gegenwartserfahrung mit derjenigen früherer Generationen verknüpft, ist eines der charakteristischsten und unheimlichsten Phänomene des späten 20. Jahrhunderts.»³

Grabdenkmäler früherer Zeiten drohen zu verfallen. Sie zeigen sich mittlerweile als Ruinen und werden beiseite geräumt – oder musealisiert. Noch aber finden wir auf alten Friedhöfen, Grabmälern und in Beinhäusern einen gleichsam vergegenständlichten, die Generationen überdauernden Ausdruck des Umgangs mit dem Tod. Vielleicht ist es gerade die drohende Verflüchtigung der Gedächtniskultur, die dem Gliser Friedhof zu Beginn des 21. Jahrhunderts seine Faszination verleiht. Auf dem Friedhof in Glis werden, manchmal auf engstem Raum, die gesellschaftlichen und kulturellen Einflüsse unterschiedlicher Zeiten sichtbar.

Mit dem nun vorliegenden, umfangreichen zweiten Band zur Geschichte des Gliser Friedhofs versucht Dr. Stefan Loretan der «Zerstörung der Vergangenheit» entgegenzutreten und liefert uns dabei ein eindrückliches Zeitzeugnis aus über einem Jahrhundert Leben und Sterben in Brig-Glis.

Begräbnisstätten sind eine Art Sozialgeschichte und auch Sozialkommentar. Als Gemeinschaft der Toten ist der Gliser Friedhof ein Spiegel der Gesellschaft. Stefan Loretan schuf mit äusserst viel Fleiss und grosser Begeisterung nicht nur eine interessante historische Untersuchung von dokumentarischem Wert, just zu einem Zeitpunkt, an dem gerade auch der Ort der letzten Ruhe der Veränderung zum Opfer fällt, sondern gibt sich auch als intimer Kenner des Brig-Gliser Alltags zu erkennen, der mit feinem Gespür Geschichten und Mentalität einer ganzen Generation intensiv und facettenreich zu erzählen weiss.

Vieles, was Stefan Loretan in der Darstellung eines beeindruckend breiten Materials, das aus zahlreichen Archiven, Sammlungen und in Gesprächen gewonnen wurde, über das Leben und den Tod von auf dem Gliser Friedhof ruhenden Persönlichkeiten darlegt, ist der heutigen Generation fremd. Deshalb ist diese Publikation kulturhistorisch und sozialgeschichtlich äusserst wertvoll.

Stefan Loretan versucht mit der Macht seiner Feder, das Totengedenken zu seiner Sache zu machen und schuf um das immer vom Vergessen bedrohte Gedenken der Toten die Geschichte des Gliser Friedhofs, eine neue, andere Form des Gedächtnisses über das Grab hinaus. Dafür gebührt ihm der aufrichtig und zutiefst empfundene Dank der Pro Historia Glis.

Publikationen wie diese entstehen nicht nur auf der Grundlage von guten Ideen und intensiven Recherchen, sondern benötigen auch eine materielle Absicherung. Die Pro Historia Glis dankt allen, die dieses Werk finanziell unterstützt haben.

Der Verein Pro Historia freut sich, Ihnen die bisher umfangreichste Publikation – Nummer 18 – zu überreichen, in der Stefan Loretan dem Grundsatz unseres Vereins, die Geschichte von Glis bekannt zu machen und diese der Nachwelt zu erhalten, vollumfänglich gerecht wird.

Verein Pro Historia Glis

Matthias Schmidhalter, Verantwortlicher Schriftenreihe

1 Harald Weinrich, *Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens*, München 2005, S. 40.

2 Nach Norbert Fischer, *Friedhof, Grabmal und Denkmal als Gedächtnisorte*.
http://www.n-fischer.de/friedhof_gedaechtnis.html (abgerufen am 19. März 2012)

3 Eric J. Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München 31999, S. 17.

Einleitung

Der im letzten Jahr erschienene erste Band dieses Werks wird durch eine kurze Zusammenfassung der allgemeinen Begräbnisgeschichte eingeleitet, wobei besonders auf die Entwicklung in der Schweiz und im Wallis eingegangen wird. Ein zweiter Teil behandelt dann die frühesten Friedhöfe auf Gliser Boden: den im vierten oder dritten Jahrtausend v. Chr. angelegten ältesten bisher bekannten Oberwalliser Friedhof beim «Heh Hischi» und die vier bisher freigelegten Grabfelder der Siedlung von Glis-Gamsen-Waldmatte, die von der Bronzezeit (1200 v. Chr.) bis ins Frühmittelalter (um 500 n. Chr.) ununterbrochen bewohnt war. Der Hauptteil von «Ruhet in Frieden» Band 1 behandelt dann eingehend die Geschichte der Gräber in und unmittelbar vor der Gliser Wallfahrtskirche von den ersten Beisetzungen im 5. bis zu den letzten im 19. Jahrhundert, als die Belegung der Gräfte in der Kirche selber verboten wurde.

Im nun vorliegenden zweiten Band versuche ich vorerst aufzuzeigen, wie ein typischer christlicher Friedhof, der meist rings um eine Kirche angelegt wurde, im Laufe der Jahrhunderte aussah. Es folgt dann die Geschichte des Gliser Friedhofs und seiner Ausstattung, von der noch heute beinahe alle Elemente zumindest in Einzelteilen erhalten sind. Dieses Kapitel soll eindringlich vor Augen führen, welche kulturhistorische Bedeutung dem Gesamtkunstwerk dieser sich immer noch am ursprünglichen Ort befindenden Anlage zukommt. Der umfangreichere dritte Teil behandelt dann, geordnet nach den einzelnen Grabbezirken, ausgewählte Gräber und die Geschichte der dort Ruhenden. Denn wie Pfarrer Alois Bregy im Vorwort des ersten Bandes trefflich bemerkt, haben die Toten keine Sprache mehr, könnten aber immer noch eindringlich zu uns reden. Ihnen und ihrer immer mehr verklingenden Geschichte eine Stimme zu geben, ist das Anliegen dieser Einzelbetrachtungen. Dabei habe ich mich bemüht, einleitend die jeweilige Grabgestaltung zeitlich und kunstgeschichtlich zu erhellen und auf deren uns heute oft nicht mehr bewussten Symbole hinzuweisen. Bereits der grosse Oberwalliser Historiker Hans Anton von Roten beklagte 1979 bei der Herausgabe der Aufzeichnungen des Dr. Adrian von Courten, das «fast völlige Vergessen der geistreichen und witzigen Köpfe, deren Sprüche zwar bewundert aber selten aufgezeichnet wurden». Deshalb hab ich mich bemüht, Geschichte und Geschichten rund um die einzelnen Ruhestätten nicht nur informativ, sondern

auch unterhaltsam zu gestalten. Dass dabei die für Abdankungsreden und Nachrufe geltende Forderung, über Tote sei nur Gutes zu berichten, nicht immer eingehalten werden konnte, versteht sich bei einer geschichtlichen Arbeit wohl von selbst.

Ansporn zu einer betont reichen Bebilderung gaben mir viele Besitzer des ersten Bandes, die die interessanten und schönen farbigen Illustrationen lobten, um dann offen zu bemerken, sie hätten leider [?] noch keine Zeit gefunden, den Text zu lesen, das Werk liege aber auf ihrem Wohnzimmertisch! Für mich bedeutete die Suche nach und das Entdecken von bisher unveröffentlichten oder in Einzelpublikationen verstreuten Aufnahmen aber auch eine nicht geringe Belohnung bei dieser doch recht zeitaufwendigen Arbeit. Die jedes Grab einleitende Abbildung soll ein Festhalten des Jetztzustandes sichern und könnte angesichts des sich immer rascher verändernden Friedhofbildes für spätere Zeiten von dokumentarischem Wert sein.

Einen besonders herzlichen Dank schulde ich Pfarrer Alois Bregy, der mir sämtliche Totenbücher während langer Zeit überliess, sowie den Angehörigen der in den besprochenen Gräbern ruhenden Verstorbenen, die mir bereitwillig aus der Geschichte ihrer Familie berichteten und oft ganze Fotoalben anvertrauten. Eine spezielle Erwähnung verdienen dabei Elisabeth Escher-Perrig, Muriel Heer-Kämpfen, Carlo Dellberg, Ephrem Armangau sowie Karl In-Albon, der mir seine umfangreiche Sammlung von Todesandenken zur Verfügung stellte. Ohne die zahlreichen sachlichen, stilistischen und orthographischen Verbesserungsvorschläge folgender Damen und Herren wäre dieses Werk wohl recht stümperhaft geblieben: Carmela Kuonen Ackermann, Engelbert Reul, Matthias Schmidhalter, Paul Martone, Paul Heldner, Xaver Kronig †, Anton Nanzer und Glockenexperte Matthias Walter.

Für die Internetrecherchen und die oft mühsame Umsetzung meines Manuskripts danke ich Tanja Rungger und Melanie Gruber, die den Grossteil der aktuellen Fotos aufgenommen hat, für das Lektorat Gaby Armangau und Erika Theler. Ein besonderer Dank gebührt der Pro Historia Glis, die dieses Werk erst ermöglicht hat.

Abschliessend möchte ich den Leser noch bitten, mit Gerhard Roth zu bedenken, dass Erinnerungen immer auch mit Irrtümern verbunden sind und alles Wissen bestenfalls ungefähr.

Friedhofgeschichte



Allgemeine Geschichte der Friedhöfe

Der Name *Friedhof* leitet sich nicht etwa vom Wort Frieden ab. Althochdeutsch bedeutete *frithof* ursprünglich ein «eingehagter Raum» und bezeichnete den Vorhof eines Hauses oder einer Kirche. Mit der Einsegnung durch einen Priester wurde dieser dann zur geweihten Erde und gehörte so nach dem Kirchenrecht zu den heiligen Orten. Die Einhegung konnte durch einen lebenden Hag, einen Zaun oder eine Mauer erfolgen. Sie symbolisierte die Rechtsgrenze zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Bereich, trennte den Lebensraum der tätigen Gemeinde von dem der Toten und markierte die Schwelle zwischen Aussen- und Innenwelt. Die Zugänge sicherte man durch eine Grube mit einem Gitterrost gegen streunendes Vieh ab. Solche Beinbrecher (*crucifraga*) werden ja bei uns noch heute in gleicher Absicht auf Alpstrassen angebracht. Auch deuten die damals gebräuchlichen Bezeichnungen wie «Laurentius rost» oder «Hexengitter» auf ihre magische Funktion. Damit sollte einerseits Dämonen der Zugang zum Friedhof verwehrt und andererseits den «Untoten» das Verlassen des geweihten Raumes verunmöglicht werden.



Friedhofszene Holzschnitt von Hans Knoblochtzer um 1490

Im Alltag dienten die Friedhöfe jedoch auch der Geselligkeit. Auf den Gräbern wurde sogar gegessen, gesungen und gar getanzt. Die Totenspeisung ist bereits im alten Ägypten und bei den Etruskern in Italien wohlbekannt. Diese Tradition hat sich über die römische und frühchristliche Zeit bis heute in lateinamerikanischen Ländern erhalten. Offensichtlich handelt es sich hier um ein fest verankertes Traueritual. So gilt etwa in Mexiko der Totengedenktag immer noch als wichtigster Feiertag. Da ziehen ganze Familien zum Friedhof,

um auf den Ahnengräbern ein festliches Gemeinschaftsmahl der Lebenden mit den Toten abzuhalten. Auf diese Weise können die Verstorbenen in die Gemeinschaft der Lebenden einbezogen und dem Tod etwas von seinem Schrecken genommen werden. Von einem ähnlichen Brauch, der noch im 17. und 18. Jahrhundert in Sitten üblich war, berichtet Johann Jakob von Riedmatten. Bei der Wahl des neuen Zendenbannerherrn offerierte die Familie des verstorbenen Vorgängers «allen Geistlichen, Ratsherren, Stadtbürgern und Damen und auch den Abgeordneten der Gemeinden im Beinhaus Zuckerwerk (Pastillos), magern und fetten Käse und Wein im Überfluss». Laut Ruppen wurden noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts für die Toten Speisegaben im Beinhaus niedergelegt. So fand man in Leuk 1982 bei den Gebeinen Beutel voll Zwiebeln, Kastanien und vor allem Bohnen aller Art, während in Naters ein tannenes Trinkfläschchen (Butilli) von 1764 und ein gedrechselter Holzbecher aus dem 19. Jahrhundert hinter der Schädelwand lagen.

Bereits für das Jahr 1434 findet sich im «Schweizerischen Idiotikon» unter Zürich auch ein Beleg für frivole Scherze: «sy [einige Nachtbuben] giengend [...] uff den Kilchhoff, machtend ein frömd wunderlich geschrei, als ob sy selen weren». Vom dortigen Lindenfriedhof berichtet der Chronist Brennwald, dieser sei zur Reformationszeit ein «gar lustiger Platz» gewesen, «dahin das



Spieler auf einem Grab Stich von William Hogarth 1747

gemein Volk vast besammelt. Ouch ward aller mutwill mit springen, tanzen, spilen an dem end [Ort] vollbracht». Vor allem junge Burschen zeigten dabei wenig Respekt vor den Toten. So berichtet Ludwig Lavater 1569: «[...] es ist auch beschähen, dz jung frölich mütwillig gsellen sich verkleidet, uff dem kilchhof getantz, und einer mit einem totenbein uff einem Totenbaum [Sarg] zu tanz gemacht.» Solche makaberen Scherze könnten wohl der Anlass zu den vielen Walliser Sagen gewesen sein, in denen junge Burschen als Mutprobe Schädel aus dem Beinhaus holen und dafür hart bestraft werden. Ganz offiziell war dann aber das rituelle Kugelspiel, das die Grenadiere noch 1723 in Sitten anlässlich der Bannerherrwahl beim Auszug aus der Kathedrale auf dem Friedhof abhielten.

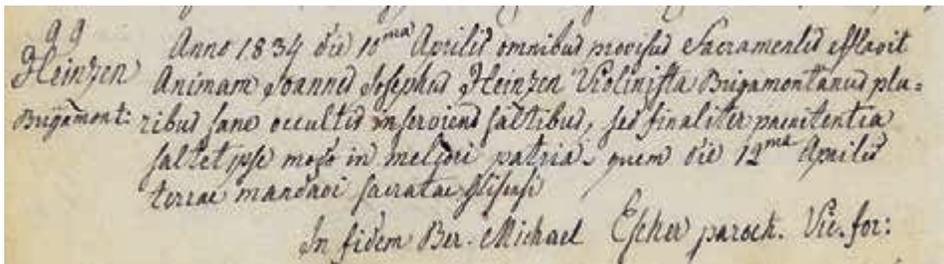
In der frühchristlichen Kirche wurden Schauspiel und Tanz sogar in die Liturgiefeier einbezogen. In dieser lustvollen Äusserung der Lebensfreude erkannte die Kirche aber bald einmal deren erotische Sprengkraft. In Sorge um das Seelenheil begann dann mit dem Urteil des Heiligen Augustinus ein erbitterter Kampf des Klerus gegen die Reigen- und Springtänze. Der bekehrte Lebemann befand als Kirchenvater nämlich: Der Tanz ist ein Kreis, dessen Mittelpunkt der Teufel ist! Schon das Konzil von Rouen untersagte 1231 das Tanzen auf dem Friedhof. Auch das Konzil von Basel erneuerte 1435 dieses Verbot. Offensichtlich ging das ausgelassene Treiben zwischen



Tanz auf dem Friedhof Kupferstich von Matthäus Merian

den Gräbern aber bis ins 17. Jahrhundert weiter (siehe auch das Verbot der Kirchenbegräbnisse in Band 1, S. 42). So stach etwa Matthäus Merian, der 1642 auch die erste Abbildung der Gliser Kirche auf seiner Ortsansicht «Bryg» schuf, ein solches Ereignis in Kupfer. Das Bild zeigt einen erbosten Pfarrer, der den auf dem Friedhof Tanzenden Einhalt zu bieten versucht. Der Sage nach missachteten diese das Gebot und büssten dafür mit Krankheit und Tod.

Das Tanzverbot wurde dann vor allem in katholischen Orten auch auf Wirtshäuser und Wohnungen ausgedehnt. So wird in einer Zusammenfassung der Satzungen von Brig 1631 diesem «sauffent, singent vnd springent [...] in woll bekannten Schloppf, vnd heimblischen prasz hüsren» das ganze lange Kapitel 36 gewidmet und mit der Einsperrung «in dasz taubhüslin» gedroht. Wie sehr das beliebte Tanzen den Geistlichen gegen den Strich ging, erhellt der lateinische Eintrag von Pfarrer Bernhard Michael Escher (1832–1850) ins Gliser Totenbuch. Für den 10. April 1834 verzeichnet er dort den Tod des Brigerbergers Johann Joseph Heinzen und bemerkt, dieser hätte oft zu heimlichem Tanze aufgespielt, sei aber schlussendlich zur Strafe selber ins bessere Vaterland getanzt.



Tanz in den Himmel

Dass der Friedhof auch als öffentlicher Platz für den Handel diene, zeigt eine Satzung des Zendens Brig vom 3. Januar 1418. Dort wird unter Strafandrohung einer Geldbusse geboten: «[...] dass nunferthin an feyrtagen oder sonntagen, nachdem man zusammen glythet, alle und jede personen beides Geschlechts in die Kirchen sollent gahn und nit auf dem Kirchhoff stahn, unitz reden oder andren händlen obligen [...]». Dieses Verbot wurde dann, wohl weil immer noch nicht selbstverständlich, am 23. November 1540 erneuert.

Das später nachgewiesene *Freithof* lehnte sich dann an das Wort «Frieden» an. Der Begräbnisplatz wurde damit auch als ein Ort des Friedens und des Rechts empfunden. Der Friedhof ist als liturgischer Raum rechtlicher Be-

standteil der Kirche. Damit wurde er bevorzugter Ort für öffentliche Funktionen aller Art. Bereits am 27. Juni 1309 bestimmte Johann Imoberdorf in seinem Testament, dass man bei seiner Jahrzeit den Armen auf dem Friedhof von Münster 10 Pfund ausbezahlen solle. Auch verliehen die oberen Zenden am 25. Februar 1448 unter dem Vorsitz von Landeshauptmann Martin Züren auf dem Friedhof von Glis den Leuten von Niedergesteln das Recht, ein eigenes Banner zu führen. Ausserordentliche Landratsversammlungen fanden gewöhnlich auf den Friedhöfen von Glis und Naters statt.

Im Streit zwischen Georg Supersaxo und Bischof Matthäus Schiner leisteten die linksseitigen Gemeinden des Zendens Brig am 16. Februar 1511 «[...] zu Glis in der Capell uf dem Beinhaus [...] mit ufgeragten henden gegen den Himmel [...]» einen Eid, Schiner als Landesherrn anzuerkennen. Äusserst bemerkenswert ist dabei die Erwähnung: «wir die gemeind beder Geschlechter wib und man [...]». Offensichtlich waren unsere Walliserinnen damals schon lange stimmfähig, da extra vermerkt wird «[...] nach sitten und gewonheit unserer eltern und vorfaren [...]».

Eines der wichtigsten Urteile in der Walliser Geschichte wurde dem Volk dann 1529 auf dem Friedhof von Sitten verlesen: die feierliche Verurteilung Georg Supersaxos. In einer Kopie im Pfarrarchiv von Ernen wird abschliessend angegeben: «Als nun dieser Bericht [Urteil] von Artikel zu Artikel, wie vorgeschrieben, verlesen wurde zu Sitten auf unserer lieben Frauen Kirchhof, vor Räten und Gemeinden aller sieben Zehnden einer Landschaft Wallis, haben diese Räte und Gemeinden nach Abhörung desselben mit erhebeten Händen an Eidesstatt für sich und ihre Nachkommen diesen «Berricht» gelobt, gut, stet und fest zu halten bei guten Treuen verheissen.» In sechs der acht Verträge, die im Entremont von 1524 bis 1599 zwischen den Gemeinden und den zukünftigen Pfarrherren abgeschlossen wurden, wird der Friedhof als Verurkundungsort angegeben.

Der Friedhof als Rechtsort mag auch Grossrat Joseph Jossen aus Brigerbad 1843 dazu bewogen haben, die *Alte Schweiz* auf dem Glisacker zu gründen. Dieser Zusammenschluss der Konservativen war die Antwort auf die von den Radikalen, einem linken Flügel der Unterwalliser Liberalen, 1835 gegründete *Jeune Suisse*. Als Gegengewicht zu deren als Hetzblatt gegen Religion und Sitten wahrgenommenen Zeitung «Echo des Alpes» wurde «La Gazette du Simplon» herausgegeben. Bereits in der Bürgerratssitzung vom 18. August 1843 beschlossen die Briger diese zu abonnieren, da es eine Pflicht jedes Katholiken sei, gegen ein so «[...] weit eingreifendes Übel» anzukämpfen. Die Aggressivität der *Jeune Suisse* gegen den Klerus und die konservative Regie-

rung führte 1843 und 1844 zu zwei regelrechten Bürgerkriegen im Wallis. Sie wurden aber durch den Sieg der Altschweiz am Trientbach bereits am 21. Mai 1844 beendet.

Vom Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert hinein galt der Friedhof auch als ein Ort des Asyls. Die geweihte Erde gewährte den Lebenden wie den Toten geistliche und weltliche Sicherheit. Die Reichweite der weltlichen Macht endete an der Kirche und ihrem Atrium (Vorhof). So wurde schon in den oben erwähnten Satzungen von 1418 den Weibern des Zendsens Brig verboten, an Sonntagen und bestimmten kirchlichen Feiertagen sowie «[...] an gewychten Orthen» Zeugen einzuberufen und zu richten. Als weiteres Beispiel aus Glis kann folgende Begebenheit dienen: Während einer Propagandaversammlung zugunsten eines Bündnisses mit Papst Julius II. im Baumgarten der Kirche von Glis kam es zu



Flucht ins Kirchenasyl

Luzerner Chronik des Diebold Schilling

heftigen Auseinandersetzungen. Die Organisatoren, der spätere Landeshauptmann Johannes Rymen aus Naters und ein Caspar Schiner wurden von einer Bande unter dem berühmten Hauptmann Gerwer mit gezückten Schwertern bedroht. Schiner und Rymen flüchteten sich auf den Friedhof, wo der wütende Christoph am Ranft aus Termen mit Rymen handgemein wurde. Das alte Asylrecht in der Kirche und auf dem Friedhof wurde also damals wohl nicht mehr immer eingehalten. Diese Schutzfunktion, nun nur noch symbolisch, aber doch respektiert, scheint

jüngstens wieder auf, wenn sich etwa ‹Sans-Papiers› vor der Ausschaffung in eine Kirche flüchten und vom zuständigen Pfarrer aufgenommen werden.

Bibliographie: Lavater 1569 Kämpfen Peter Joseph 1867; Lauber 1904; Imesch Dionys 1916 und 1930; Hallenbarter 1930; Bielander 1942; Ghika 1951; von Roten Hans Anton 1961; Ruppen 1982; Kaiser 1983; Daxelmüller 1989; Illi 1992; Fibicher 1993; Jossen Erwin 2000; Nagy-Fellay 2010; Häner 2011; Thoma 2011.

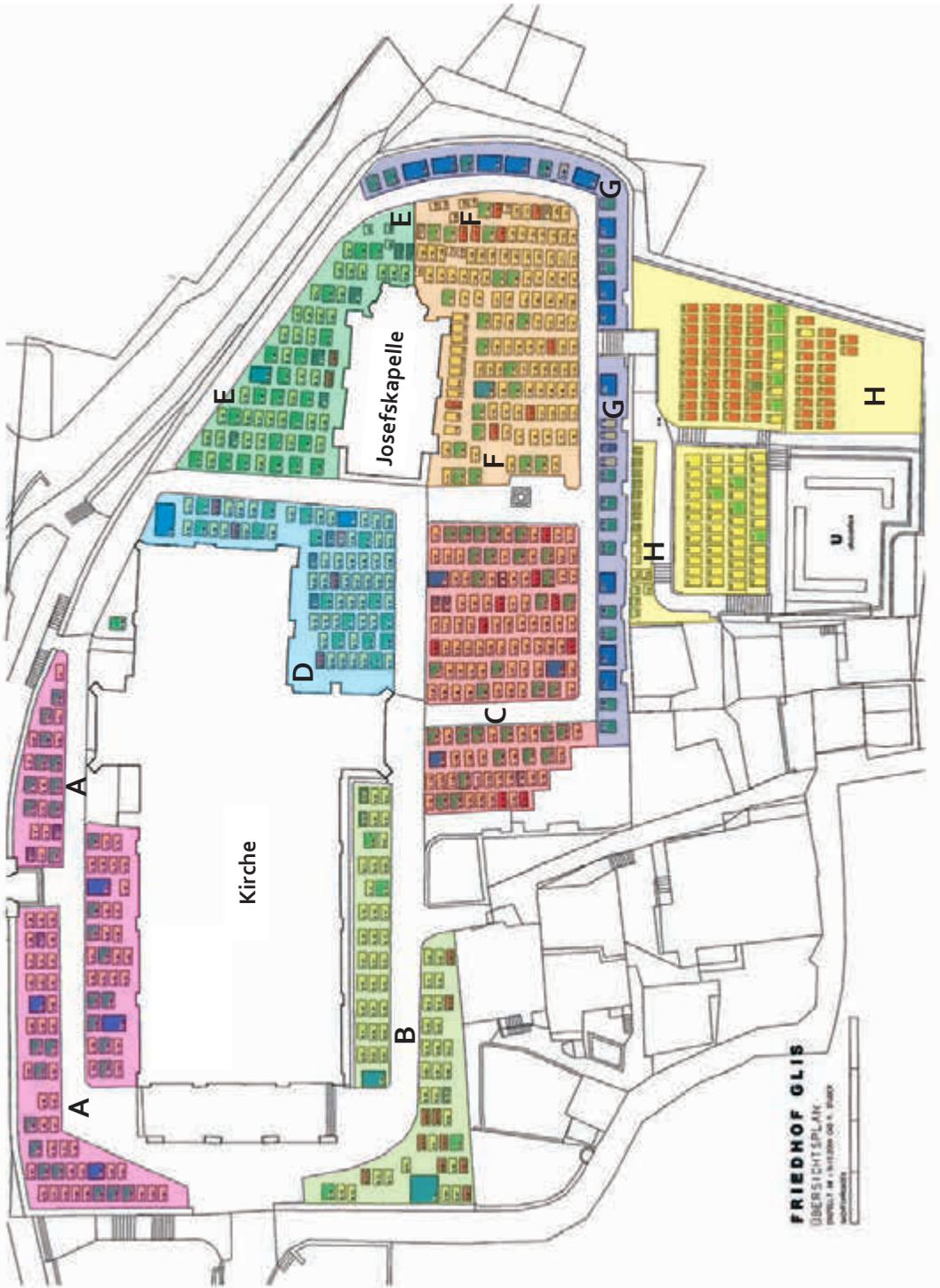
Geschichte und Ausstattung des Gliser Friedhofs

Beim Gliser Friedhof finden sich noch heute beinahe alle Elemente, die zu einem typischen Gottesacker des Mittelalters und der frühen Neuzeit gehören: die Lage im Umkreis der Kirche (Kirchhof), die umfriedende Mauer, das Portal, das Hochkreuz, das Weihwasserbecken, ein kniender Christus aus einer Ölberggruppe, ein Kalvarienberg-Kreuz sowie das Beinhaus mit einer Kapelle. Lediglich der Torrost und die Totenleuchte fehlen oder sind nicht mehr erhalten. Teile einer solchen exemplarischen Ausstattung zeigt auch die Schlussdarstellung des nach 1485 vom Heidelberger Drucker Heinrich Knoblochzter herausgegebenen Totentanzbuchs. (s. S. 12)

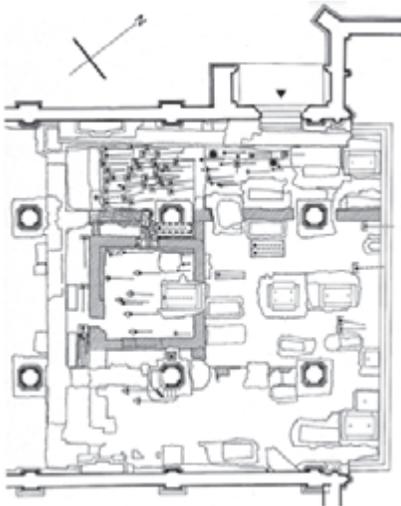
Die Entwicklung des Friedhofs mit seiner Grenzmauer und den Portalen

Während der erste Aussenfriedhof der frühchristlichen Kirchenanlage I (5.–6. Jh.) entlang der Westfront lag, konnte schon bei der frühmittelalterlichen Anlage II (7. Jh.) eine Ausdehnung des Gräberbereichs nach Nord-Osten archäologisch erfasst werden. Dieser fiel durch eine sehr dichte Belegung auf. Um 1000 n. Chr. entstand eine frühromanische Kirche. Erstmals ist jetzt auch eine schräg zur Kirchenfront verlaufende Friedhofmauer nachzuweisen. Deren Fortsetzung konnte bei Erneuerungsarbeiten im heutigen Friedhofsbebereich A um 1970 als weit nach Norden vorstossender Mauerzug aufgedeckt werden. Da das Gelände dort stark abfällt, darf wohl auf eine dazugehörige Mauer zur Terrassierung des nördlichen Friedhofteils geschlossen werden.

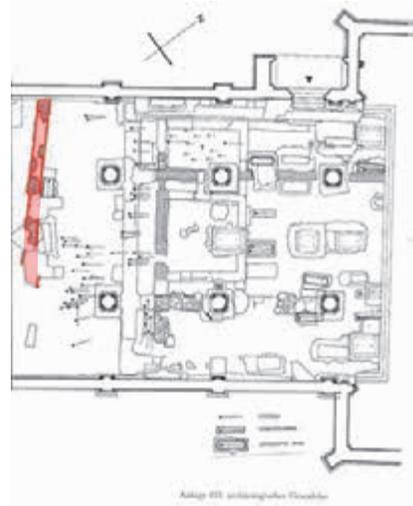
In Glis finden somit seit dem 5./6. Jahrhundert Beerdigungen statt. Die erste urkundliche Erwähnung datiert vom 20. Dezember 1299. Im Verkaufsakt eines Grundstücks wird die Lage zwischen «cymisterium ecclesie de Glys»



Gesamtplan des Friedhofs



Anlage II: Archäologischer Grundriss



Anlage III: Archäologischer Grundriss

und einem der Kirche gehörenden Haus angegeben. Bereits 1346 erscheint erstmals die Friedhofsmauer (allerdings indirekt), wenn von einem Eingang/Portal auf den oberen Friedhof gesprochen wird. 1475 findet ausdrücklich ein nach Brig ausgerichtetes Portal Erwähnung.

Zwischen diesem wahrscheinlich immer bescheidenen Ostzugang und dem direkt zur Kirche führenden Westeinlass durch die Friedhofsmauer wurde im 17. Jahrhundert, wohl unter Kaspar Stockalper, das monumentale Nordportal in tuskischer Ordnung errichtet. Obwohl keine archivalischen Belege vorhanden sind, sprechen sowohl der Stil wie auch die Verwendung der ebenfalls für das Schiff, respektive die Vorhalle, benutzten Steinarten (Tuff und Serpentin) für diese Zeitstellung. Im querovalen Serpentin Spiegel des Bogenfeldes steht in vergoldeter Kapitelschrift: «SANCTA MARIA IN AGRO GLISENSIS» (Heilige Maria auf dem Glisacker). Auf dem Segmentgiebel, zwischen den von je einer Kugel auf hohen Sockeln bekrönten Pilastern, steht eine steinerne hochbarocke Marienfigur.

Noch heute bedauert wird der bei der Strassenerweiterung von 1960/61 zerstörte dreiläufige, imposante Treppenaufgang – die legendären «Zwelf Staffla». Dabei ging auch eine historische Denkwürdigkeit verloren. Von der nun fehlenden untersten Stufe aus vermass nämlich Nicolas Céard als Nullpunkt die Napoleonsstrasse! Ähnliche Aufgänge zeigen heute das untere Wegenerhaus in Brig und seit der Kirchnerweiterung 1942 nur noch teilweise die Bein-



Portal zum Gliser Friedhof Johann Rudolf Rahn 1909

hauskapelle in Mörel, während die zwei ebenfalls monumentalen Aufgangstrepfen zum Visper Friedhof und deren kunstvolle Sprenggiebelportale 1953 beim Neubau der Martinskirche leider abgerissen wurden.

Eine Merkwürdigkeit stellt der enge Durchgang im Süden zum oberen Dorfteil dar. Früher war das Oberdorf nämlich für Mensch und Vieh nur über den Friedhof und das kleine, verschliessbare Tor in der Südmauer erreichbar. Deshalb waren im Friedhofbereich B die meisten



Portal zum Visper Friedhof Johann Rudolf Rahn 1909

Gräber vor Frass- und Trittschäden mit Grabumzäunung geschützt. Als dann die alte «Treichgasse» entlang der Friedhofsmauer zur «Oberdorf-gasse» ausgebaut wurde, konnten diese abgeräumt werden. Die beiden Haupteingänge zum Friedhof im Westen und Norden waren bis zur Neugestaltung 1960/61 ebenfalls durch geschmiedete Eisengitter verschliessbar. Beim Westeingang waren dafür zwei hohe rechteckige Steinsäulen aufgestellt.

Der das Grabmal des Generals Le Coq zeigende Stich (s. S. 48/49) kann für die Beurteilung des Friedhofzustandes um 1840 kaum herangezogen werden. Zwar ist dort ein Gräberfeld mit einfachen und bedachten Holzkreuzen sowie ein einziger kleiner, oben abgerundeter Grabstein auf den Friedhofbereichen B und C zu erkennen,



doch ist die ganze Szenerie stark romantisiert und idealistisch verfälscht. So thront die mit Ausnahme der stark vereinfachten Vorhalle exakt wiedergegebene Kirche auf einem Hügel, das ebenfalls realistisch wiedergegebene Grab ist weit von der Westmauer abgesetzt und die südliche Ausdehnung

des Bereichs B um ein Mehrfaches verbreitert. Dazu kommt ein hügeliges, baumbestandenes Gelände, das nach Süden und Osten stark ansteigt und eine übergrosse Trauerweide.

Dass bereits im 17. Jahrhundert im Bereich D beerdigt wurde, zeigt eine Notiz Kaspar Stockalpers von 1662 im zweiten Rechnungsbuch, wo er angibt, die Beerdigungskosten für zwei Pilger beim Beinhaus (Taberna mortuorum) vom Zenden erhalten zu haben.

Nach dem Verbot der Kirchenbegräbnisse durch den Staat wurden die Gräfte an vielen Orten, etwa in der Hofkirche in Luzern, durch Grabmonumente an der Peripherie der Friedhöfe ersetzt. Nur dort konnte, dank der hinten abschliessenden Mauer, eine auf Frontalansicht ausgerichtete Schauwirkung erzielt werden. Neben eigentlichen Grabkapellen, die in Glis gänzlich fehlen, wurden vielerorts repräsentative Arkadenhallen angelegt. Bereits 1864 berichtete Laurenz Burgener über einen Plan, den Friedhof mit Arkaden auf mehr als zwanzig Säulen für Familiengräber am Südrand zu erweitern. Zusammen mit der aufwendigen Umgestaltung des Beinhauses bestand auch für Glis die Absicht, einen solchen Ersatz für die aufgegebenen Kirchengräber zu errichten. Der ehrgeizige, von Giuseppe Ramone aus Pallanza 1881 entworfene Bau mit einer Firsthöhe von über acht Metern hätte dann den alten und den neu emporgekommenen Elitfamilien als deutliche Absetzung von den einfachen Reihengräbern des Volkes dienen können. Die Architektur dieser Arkadenhalle ähnelte der eines Kreuzganges, welcher andernorts schon im Mittelalter ebenfalls Bestattungen aufgenommen hat. Das Projekt blieb wahrscheinlich wegen fehlenden Geldmitteln in der Planungsphase stecken. Immerhin wurde die ganze im Osten und Süden an der Friedhofmauer gelegene Reihe G ursprünglich nur von der gehobenen Schicht belegt.



Aquarellierte Planskizze der Arkadenhalle

So wandelte sich die früher so unbeliebte Randzone, fern vom gnadenspenden Allerheiligsten, wo Selbstmörder und unehrenhaften Berufen Nachgehende verscharrt worden waren, zu den bevorzugten Plätzen der Bedeutenden und Reichen. Man kann das als deutliches Zeichen für einen Gesinnungswandel sehen, bei dem nun nicht mehr die Heiligkeit des Ortes, sondern die Zurschaustellung der gesellschaftlichen Bedeutung Vorrang erhalten hatte. Die repräsentativen Grabmäler übermitteln nun Botschaften über ihre Besitzer, ihren Stand und ihre finanziellen Möglichkeiten.

Diese aufwendige neugotische Arkadenhalle wurde dann aber zugunsten der einfacheren Spitzbogennischen in der Südmauer aufgegeben. 1881 erfolgte eine umfangreiche Erweiterung des Gräberareals im Süden der Kirche nach Osten hin (Friedhofbereiche E, F und G). Dieser «neue Friedhof ob der St. Josefskapelle» konnte im Oktober feierlich eingeweiht werden. Um 1898 erwarb die Kirche noch ein Grundstück «prope Sacellum s. Josephi» für eine eventuelle spätere Erweiterung. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um den Boden, auf dem 1981 die letzte Süderweiterung mit zwei Terrassen und dem Urnengeviert zu stehen kam. Der nach Plänen von Architekt André Werlen erstellte neue Friedhofsbereich H wurde am 13. Juni 1981 von Bischof Heinrich Schwery feierlich eingeweiht.

Dass eine Vergrößerung des Friedhofs erst hundert Jahre später notwendig geworden war, ist auf die deutliche Verkleinerung des Einzugsgebietes im 20. Jahrhundert zurückzuführen.

Nacheinander trennten sich nämlich folgende Pfarreien von der Mutterkirche Glis ab: Ried-Brig (1900), Eggerberg (1902), Termen (1913) und zuletzt Brig (1957). So blieben nur mehr Glis selber, Gamsen und Brigerbad übrig.

Bibliographie: Burgener 1864; Pfa Glis; Anonym 1891; Hoppeler 1905; Illi 1992; Lehner 1992; Ruppen 1984 und vor 2003; Happe 2003; Jöckle 2011. PM Andreas Gerold.

Licht und Weihwasser auf dem Friedhof

Licht zählt zu den uralten Symbolen des Lebens und der Geborgenheit. Es leuchtete für die Toten bei Tag und bei Nacht und sollte diese vor den Nachstellungen der bösen Geister schützen. Auf der anderen Seite bewahrte es aber auch die Lebenden bei ihrem Gang über den Friedhof vor den Toten, die ihnen als Wiedergänger gefährlich werden könnten. Schon im Mittelalter wurden neben dem «Requiem eternam dona eis, domine (Gib ihnen die Ewige Ruhe, Herr)» die Formel «Et lux perpetua luceat eis (Und das Ewige Licht leuchte ihnen)» beim Totenamt gesungen oder gebetet. So



Schalenstein von Naters

verwundert es nicht, dass auf Illustrationen, die spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Friedhöfe zeigen, die Totenleuchte oft einen besonderen Platz einnimmt. Laut Ariés lässt diese sich bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgen, das er «eine Epoche der Totenleuchten» nennt. Heute äusserst rar geworden, ist ein schönes Beispiel aus dem Jahre 1763 noch auf dem Friedhof von Flums SG erhalten. Unklar ist laut Franz Hula die Funktion der Schalensteine (Talglichter-Opfersteine) auf dem Friedhof, wie ein solcher noch beim Nordeingang zum alten Friedhof (heutiger Kirchplatz) von Naters zu sehen ist.

Neben den einzelstehenden, oft hoch aufragenden Lichtpfeilern mit einem Laternengehäuse zum Schutz des Lichtes (in Glis bisher nicht nachgewiesen) diente auch der Oculus (Rundfenster) des Chors als Lichtspender. Durch ihn konnte das Ewige Licht wenigstens symbolisch vom Kircheninnern oder aus der Beinhauskapelle nach draussen auf die Gräber strahlen. Bezeichnender-

weise besaßen in Glis sowohl das Chor der Kirche als auch die Beinhauskapelle (dort heute verschwunden) ein solches Rundfenster mit identischem gotischem Masswerk (s. S. 37).

Bis heute erhalten hat sich der alte Brauch, in der Nacht von Allerheiligen auf Allerseelen auf den Gräbern ein Licht anzuzünden. Früher scheint dies auch an Fronleichnam üblich gewesen zu sein. So berichtet Gustav Flaubert in seinem Reisetagebuch von 1845, welchen Eindruck ihm die vielen auf dem Friedhof von Glis leuchtenden Kerzen gemacht haben. Als verschwundene Merkwürdigkeit sei hier ein alter Gommerbrauch angeführt, der vereinzelt noch bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts ausgeübt wurde. Starb dort ein Erwachsener, sandten die Angehörigen einen Armen mit einer Kerze nach Glis. Dort betete er für den Dahingegangenen, bis sie erlosch. Bei seiner Rückkehr erhielt der Beter zehn Franken Reiseentschädigung und ein Roggenbrot.

Auch ein zentral stehendes Weihwasserbecken gehörte früher zur Grundausrüstung eines katholischen Friedhofs. Als die Abdankungsfeier noch auf dem Friedhof stattfand, besprengte



te der Geistliche Grab und Sarg mit am Fest der Auferstehung geweihtem Wasser und dem Segensspruch: «Mit himmlischem Tau erfrische Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geist deine Seele. Amen.» Wie der Tau das in die Erde versenkte Korn keimen lässt, so soll das an Ostern, dem Tag der Auferstehung Christi, geweihte Wasser den Verstorbenen am Jüngsten Tag erwecken.



Laut Paul Heldner wurde das sich heute in der Krypta des Beinhauses eingemauerte Tuffsteinbecken beim Aushub eines Grabes im Bereich der nordöstlichen Ecke des Bereichs C gefunden. Bei der mit «CHS (Kaspar und Hans Stockalper) 1673» sowie einem einfachen Stock gezeichneten Schale könnte es sich um den früher auf dem

Friedhof frei aufgestellten Weihwasserstein handeln. Sowohl die vorderste rechte Kirchbank von 1633, als auch der Sakristeischrank von 1648 verweisen mit demselben «Buchstabenwappen» auf eine Stiftung der beiden Brüder. Auch Walter Ruppen sah im Beinhausbecken keinen Hinweis auf einen Neubau der Josefkapelle zur Stockalperzeit und schätzte den heutigen Standfuss als nicht zugehörig ein. Ein ähnliches Becken aus rotem Sandstein wurde auch bei der archäologischen Untersuchung in Schwyz, ebenfalls als Auffüllung des Friedhofs, gefunden. Wahrscheinlich ist diese zentrale Weihwasserschale ausser Gebrauch gekommen, als zunehmend kleine Gefässe auf die einzelnen Gräber gestellt wurden. Dafür benutzte man oft ausgediente Öllämpchen aus Lavezstein. Leopold Rüttimeyer sammelte sie in grosser Zahl auf den Fried- und Hühnerhöfen [!] des Oberwallis für das Völkerkundemuseum (heute Museum der Kulturen) in Basel und noch 1968 fand Gerd Gräser solche bei uns in Gebrauch.

Bibliographie: Flaubert 1845; Rüttimeyer 1924; Siegen 1938; Gräser 1968; Hula 1970; Illi 1992; Hauser 1994; Keck-Hesse 1995; Ruppen vor 2003; Ariès 2009; Sörries 2009. PM Paul Heldner.

Das Hochkreuz und der Kalvarienberg

Beinahe alle katholischen Friedhöfe werden noch heute von einem meist steinernen Hochkreuz beherrscht. Als christliches Hoheitszeichen signalisiert es den geweihten Bezirk. Ein zentrales Kreuz erscheint bereits im berühmten, weltweit ältesten erhaltenen Bauplan, der um

819 für das Kloster St. Gallen gezeichnet wurde. Berühmt ist auch das monumentale, fast fünfeinhalb Meter hohe Kreuz aus dem Jahre 1467 auf dem Friedhof in Baden-Baden/D.



Der Tod und das Liebespaar Brevier des Walliser Bischofs Jost von Silenen 1493

Mit grosser Wahrscheinlichkeit stand auf dem alten Teil des Gliser Friedhofs schon früh eine solche Darstellung des Opfertodes Christi. Es

erinnerte die Besucher daran, dass sie nach ihrem Ableben wie der Heiland auf eine eigene Auferstehung hoffen durften.



Missionskreuz

Auch die Walliser Synodalstatuten von 1635 verlangten für alle Friedhöfe ein gut sichtbares, grosses und geschmücktes Kreuz. Auf einer Zeichnung um 1860 steht ein solches schmales und bis zur Dachtraufe des Kirchenseitenschiffs aufragendes Kreuz rechts neben dem Eingang zum Beinhaus in Leuk. Ähnliche Vorschriften bestanden im 17. und 18. Jahrhundert zumindest für die Diözesen von Chur und Lausanne. In Graubünden und im Tessin (z. B. in Astano, Mergoscia und Sobrio) sind sie als schmiedeiserne Kreuze auf mehreren Metern hohen Steinsäulen noch erhalten.

Das heutige Granithochkreuz südlich der Beinhauskapelle wurde 1884 als Missionskreuz (von H.A. Briganti, Monthey) eingesegnet. In Grossbuchstaben sind dort die Jesusworte nach Johannes 11,25 eingemeisselt: «EGO SUM RESURRECTIO ET VITA» (Ich bin die Auferstehung und das Leben), sowie die Jahreszahl 1884. Drei Jahre

später kam noch eine weisse Marmortafel mit mehreren Ablassgebeten hinzu. Die sogenannten «Inländischen oder Volksmissionen» entstanden in der Reformationszeit mit der Absicht, den alten Glauben zu erneuern und zu vertiefen. Aufgrund ihrer volkskirchlichen Stilisierung mit Predigten, öffentlichen Bussprozessionen und dreitägigen Exerzitien erfreuten sie sich grosser Beliebtheit. Sie wurden bis etwa 1950 meist von Jesuiten, dann von Redemptoristen geleitet und in der Regel alle zehn Jahre in den meisten Pfarreien durchgeführt. Als bleibendes Andenken an ihre meist feurigen und aufwühlenden Predigten wurden Missionsbildchen verteilt und auf mehreren Friedhöfen (z. B. 1894/95 in Niederernen, 1906 in Mund und 1935 in Eggerberg) imposante Kreuze errichtet.

Aus dem Hochkreuz hat sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts als Sonderform das Kalvarienberg-Kreuz entwickelt. Es erinnert die Gläubigen mit oft drastischen Darstellungen an den Opfertod Christi auf Golgatha (hebräisch für Schädelstätte, lateinisch Calvaria). Beim Kalvarienberg pflegte man, zumindest in Deutschland, Spenden abzulegen, die man bei einem Todesfall



Kalvarienberg-Kreuz

zugunsten der Armen versprochen hatte. Berühmte, meist figurenreiche Beispiele finden sich auf vielen Friedhöfen in der Bretagne (Calvaires) und als monumentale Kreuzigungsgruppen in Stuttgart (1502), Frankfurt (1509) oder Mainz (1519).

In Glis ist an der aus Tuffstein gefügten westlichen Stirnmauer der «Goldenen Pforte» ein monumentales Holzkruzifix aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts unter einem schützenden Dach aufgestellt. Dass es sich hier um ein solches Kalvarienberg-Kreuz handelt, zeigen eindeutig die aus seinem Tuffsockel als kompakte Gruppe gemeisselten Skeletteile: Schädel, Unterkiefer, Oberschenkel und Schulterblatt. Die auch schon geäußerte Vermutung, es handle sich hier um den zweitverwendeten Chorbogenkruzifixus, ist daher kaum haltbar.



Bibliographie: Anonym 1635; Joller 1884; Schaller 1939; Zenklusen Ernst 1961; In-Albon 1977; Jossen Erwin 1989; Althammer 1979; Illi 1992; Hauser 1994; Ruppen 1979 und vor 2003; Knobloch 2001; Sörries 2003.

Der Ölberg-Heiland

Um das Leiden Christi als Voraussetzung für die Erlösung und Auferstehung am Jüngsten Tag den Friedhofsbesuchern noch eindrücklicher vor Augen zu führen, entstanden seit dem ausgehenden Mittelalter meist plastische Darstellungen der Ölbergzene (Matthäus, 26, 36–57). Laut Sörries besaßen ab 1500 fast alle süddeutschen Friedhöfe solche Gruppen, die meist an der dem Friedhof zugewandten Aussenmauer der Kirche als Mahnung und Trost aufgebaut waren. Für St. Gallen berichtet Kessler von dem im Zuge der Reformation abgerissenen Ölberg: «Zuo mittem Kilchhof stuond ain gehus von



Der Ölbergchristus

gehoben quaderstainen [...], darinnen waren stainen bilder, wie Christus an dem oberg knuwet und die junger an dem berg unden schlafend.» An der nördlichen Langhausseite der Stadtpfarrkirche im aargauischen Baden ist eine solche spätgotische Ölberggruppe noch in einem doppelstöckigen Renaissance-Gehäuse erhalten, das gleichzeitig als Familiengrab diente. Auch im Oberwallis sind mehrere durchwegs qualitativ wertvolle Ölberggruppen erhalten. Leider sind alle aus ihrem ursprünglichen Bezug zum Friedhof entfernt worden. So wurde die Münstiger Gruppe von 1509 schon vor langer Zeit in die Vorhalle der Kirche verbracht, die aus dem 3. Viertel des 15. Jahrhunderts stammende von Ernen ins Museum verbannt und die vom Gliser Bildhauer Anton Sigristen 1730 für Mund geschaffene in die Kirche gezügelt. Gerade dieser Ölberg befand sich nach meiner Erinnerung

an der Westseite der Kirche (früher die Südseite der alten Sakristei) in einer Wind und Wetter ausgesetzten, vergitterten Nische mit Blick auf den Friedhof. Beim Besuch der Gräber seien manche dort oft sinnend stehen geblieben.

Während Wick um 1860 noch «[...] einige wenige Reste [...] in der Gottesackerkapelle» sah, ist heute vom Gliser Ölberg lediglich die überlebensgrosse, arg beschädigte Christusfigur (momentan in der St. Josefskapelle) erhalten geblieben. Ruppen datierte das Werk auf den Anfang des 16. Jahrhunderts und wies es einer oberrheinischen Werkstatt zu. Dieser monumentalste Ölberg in weitem Umkreis übertrifft diejenigen der Mutterkirchen von Münster, Ernen und Leuk deutlich an Grösse. Als Standort könnte die südliche Aussenseite des ersten Chorjoches gedient haben, wo noch heute Mauerfugen den Ansatz eines Daches markieren. Ausserdem ist das entsprechende Chorfenster deutlich höher angelegt als dasjenige des zweiten Chorjochs. Allerdings könnte sich hier auch ein erstes Beinhaus befunden haben, das dann aber wohl nur einstöckig gedacht werden kann.

Bibliographie: Wick 1864/67; Kessler 1902; Schmid Alfred A. 1976; Ruppen 1976/79 und vor 2003; Illi 1992; Sarbach 1994; Kuonen 2002; Sörries 2003. PM Walter Stupf.

Das Beinhaus

Das römische Recht regelte im Zwölftafelgesetz die seit dem fünften Jahrhundert vor Christus nachgewiesene Unverletzlichkeit des auf ewige Dauer angelegten Grabes. Auch die Kelten und Germanen hielten die Totenruhe für unantastbar und bei den grossen monotheistischen Religionen (Glauben an einen einzigen Gott) galt diese als heilige und verbindliche Vorschrift. Noch heute halten die jüdischen und muslimischen Glaubensrichtungen daran fest. Im mittelalterlichen Verständnis strahlte vom Allerheiligsten, von den Reliquien im Altartisch und vom Messopfer selbst eine Kraft aus, die die Armen Seelen erlösen konnte. Da man glaubte, ihre Wirkung beschränke sich auf einen bestimmten Umkreis, konnten die

Grabbezirke aber nicht über diese Grenze hinaus erweitert werden. Auf den ummauerten christlichen Friedhöfen wurde deshalb die Platznot immer grösser. So begann man am Ende des 11. Jahrhunderts die Skelettreste aus den alten Grabstellen in eigens dafür errichteten Beinhäusern unterzubringen. Diese wurden in unmittelbarer Nähe der Kirche gebaut. Die einfachste Form bestand aus einem an die Kirchenwand gelehnten, hölzernen Schuppen (s. S. 17). Meist wurde aber ein solides Mauergebäude aufgezogen, das oft durch eine offene Arkade, auch «Seelenfenster» genannt, den Blick auf die Gebeine freigab.



Totentanz vor dem Beinhaus
Hans Holbein der Jüngere

Da der Norden der Nacht und den Dämonen zugeordnet wurde, finden sich die Beinhäuser bevorzugt im Süden und Südosten des Gotteshauses, den Orten des heilbringenden Lichtes und der Auferstehung Christi. Bezeichnenderweise liegen schon die älteste in der Schweiz erhaltene Friedhofkapelle von Müstair GR (um 800) und bei uns die von Münster, Naters, Glis und Leuk an dieser Stelle.

Bereits früh begann man dann die Überreste sorgfältig aufzuschichten. So berichtet der Heilige Karl Borromäus im Jahre 1570 von der Innerschweiz:



Mahnung an die Vergänglichkeit



Beterin vor dem Beinhaus Ausschnitt des Berner Allerseelenaltars 1505

«Fast auf allen Friedhöfen steht eine eigene Kapelle, wo sie die Gebeine der Toten sammeln, um sie geordnet aufzuschichten; dort befindet sich auch ein Altar, um die Messe zu zelebrieren, und da versammeln sich viele Menschen zum Gebet.» Die Beinhäuser wandelten sich mit der Zeit von behelfsmässigen Depots zu eigentlichen Mahnmalen der Endlichkeit und Gleichheit aller Menschen jeglichen Standes.

In vielen Beinhäusern finden sich augenfällige Hinweise auf die Vergänglichkeit allen menschlichen Bestrebens. Dabei wurde dem Schädel als deren besonders anschauliches Symbol und Inbegriff der Leiche ein vorrangiger Platz eingeräumt. Sehr oft wenden sich die Toten in direkter Rede an die Besucher. Als berühmtes Beispiel sei die bekannte Inschrift aus Naters erwähnt: «Was ihr seid / das waren wir – Was wir sind / das werdet ihr.» Sie erinnert an die mittelalterliche Legende von den drei Lebenden und den drei Toten. Als einmal drei Edelleute über einen Friedhof ritten, standen plötzlich drei Tote da und riefen ihnen zu: «Quod fuimus, estis, quod sumus, eritis». Damit ermahnten sie die Hochmütigen, schon im Leben an den Tod zu denken und ein gottgefälliges Leben zu führen.

In der vorreformatorischen Zeit und dann besonders seit der Ge-

genreformation ist die Jenseitsvorstellung ganz vom Fegefeuer glauben beherrscht. So zeigen uns erhaltene Darstellungen das Beinhaus als besonderen Ort der Fürbitte für die Verstorbenen. Knieend beten dort fromme Menschen für die Armen Seelen vor den vergitterten Fenstern der Beinhäuser. Oft bitten die Verstorbenen die Lebenden um ein erlösendes Gebet. So liest man auf dem Beinhausaltar aus dem 17. Jahrhundert in Niederwald: «Erbarmet eich erbarmet eich / O liebe Christen allzu gleich / Ach helfft uns in das Vaterland / Auf Zwenigst ihr unsere Freind, / die ihr jetzt noch bim leben seind.» Im Reckinger Beinhaus tönt es anklagend aus dem Mund einer weiblichen Armen Seele: «wie Kend ier so unbarmhertzig sein / und uns nit Lindern unseren bein.»

Im Beinhaus unter dem Leuker Kirchenschiff wird dagegen auf zwei bedeutenden Totentanzfresken an die Gleichheit der Menschen angesichts des Todes erinnert. Die Aussicht auf eine schlussendliche Gerechtigkeit, die nicht von Macht und Reichtum gelenkt wird, hat auch in der Literatur eine lange Tradition. So schrieb schon der berühmte französische Vagantendichter François Villon (1431–1464) in seiner «Ballade der guten Ratschläge»:

«Und wenn ich in das Beinhaus trete
Und seh der Totenschädel Schicht,
So waren alle hohe Räte
Und mindestens am Hofgericht-

Nun sind sie alle worden satt
Als wüster Haufen schlecht und recht;
Wo keiner Herrlichkeit mehr hat,
Wer heisst dort Herr, und wer dort Knecht?»

Vielleicht auch einfach Lastenträger:
Es sieht ein jeder, was er sieht,
Ob Bischof, ob Laternenpfleger,
Ich sehe keinen Unterschied.



Auch Kaiser müssen sterben

Häufig sind die Beinhäuser zweistöckig oder wie etwa in Münster zweiräumig. Das meist unter dem Friedhofsniveau gelegene Erdgeschoss diente der Aufbewahrung der Gebeine, die damit wie vorher im Einzelgrab auch hier als Gemeinschaft unter der Erde verblieben. Im Obergeschoss befindet sich eine Friedhofskapelle mit einem Altar. Dort brannte früher oft auch ein ewiges Licht und es wurden Gottesdienste abgehalten. Schon für

1332 ist in den Satzungen der Bruderschaft von Mörel vorgeschrieben, dass diese insbesondere für jene Seelen gelesen werden sollen, die keine Fürbitten erhalten, und dass zum Trost der Verstorbenen eine Öllampe brennen solle.

Als ein besonderer Glücksfall für die Kunstgeschichte erwies sich der Brauch, ausgediente Heiligenstatuen im Beinhaus zu bestatten. So hielten die Bischöfe vor allem im 17. Jahrhundert anlässlich ihrer Pfarrevisitationen etwa in Visp, St. German und Ried-Mörel die Geistlichen an, alte und unpassende Statuen «zu begraben». Für die sensationellen Entdeckungen in Raron und Leuk nimmt man eine Deponierung der Kultgegenstände bereits im 16. Jahrhundert an. 1924 fanden sich in Raron sieben romanische Figuren und dann 1982 hinter der Leuker Schädelwand sogar sechsundzwanzig vorwiegend gotische Bildwerke aus Holz und Stein, darunter ein Ölbergchristus. Besonders der zu Ende des 13. Jahrhunderts entstandene Hl. Michael und das spätere Vesperbild sind von hervorragender Qualität. Der Fundkomplex von 1985 in Naters ist dagegen qualitativ eher unbedeutend.



Hand- und Fuss-Ex votos
Beinhaus Naters 1921

Zu den Beinhäusern wurden auch Wallfahrten veranstaltet. So berichtet Ruppen vom Brauch «sogar von Glis herauf» in die Obergesteler Grabkapelle zu pilgern. An Mariä Heimsuchung wurden Wallfahrten zum Beinhaus in Naters unternommen. Stebler schreibt noch 1907 vom Beinhaus in Kippel: «Es soll nicht selten vorkommen, dass des Nachts zu demselben barfuss gewallfahrtet wird.» Im Frühling und Herbst opferten die Bauern dort auch Wolle, die dann zugunsten der Kapelle versteigert wurde. Noch heute besuchen vor allem ältere Frauen das Beinhaus und spenden den Toten dort Weihwasser.

Schon der Zürcher Reformator und Zwingli-Nachfolger Heinrich Bullinger wandte sich gegen den Aberglauben, die Zurschaustellung men-

schlicher Gebeine schütze gegen Krankheit und Tod: «das man aber spricht, das fürstellen der todten Schädeln und beyn verneme der menschen blodigkeit und tödtlichkeit, das ist ein unbegründet gedicht». Stebler schreibt, dass man dort bete, wenn man etwas verloren habe oder wenn jemand krank sei. Davon zeugen auch frühe Fotos, die zahlreiche Motivtafeln und -gaben wie Beine aus Holz und Krücken vor der Schädelwand zeigen (z. B. in Naters). Ein besonders makaberer Rezept gibt Odermatt an: im Wallis habe man Totengebeine in Schafmilch geschabt. Dieser Trunk habe gegen den «Chlapf» (Rausch?) geholfen. Im luzernischen Grosse Dietwil brachten Kinder oft Besen als Opfergaben ins Beinhaus, was gegen Furunkel und Geschwüre helfen sollte.

Schliesslich dienten vor allem die Obergeschosse schon früh als Rechtsorte, wie der Eid auf Bischof Schiner in der «Capell uf dem Beinhaus» 1511 zeigt. Auch die bereits erwähnte Wahl des Sittener Bannerherrs «[...] soll wegen der Heiligkeit und Ehrfurcht des Ortes im Beinhaus vorgenommen werden».

Als der Reformator Martin Luther 1517 in Wittenberg / D seine Thesen veröffentlichte, begann der Niedergang der Beinhäuser. Mit dem berühmten, ironisierenden Ausspruch: «Sobald der Groschen im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt» wandte er sich vehement gegen die übliche Praxis, mit Hilfe bezahlter Ablässe die Zeit zwischen Tod und Erlösung zu verkürzen. Während Luther Fürbitten im privaten Bereich noch zulies, lehnte Ulrich Zwingli in Zürich jegliche Einflussnahme der Lebenden für das Seelenheil der Verstorbenen radikal ab. Da für ihn der Tod und das Jüngste Gericht zeitlich zusammenfallen, gibt es gar kein Fegefeuer. Folgerichtig sind für ihn alle Gebete, Opfer, Gedächtnismessen und Seelenheilstiftungen ein «Blendwerk des Teufels». Um den verhassten Reliquien- und Armenseelenkult sowie den damit eng verbundenen Ablassbrauch auszurotten, wurden alle Grabzeichen und die gesamte Friedhofsausstattung abgeräumt. Der protestantische Kirchhof war vor allem bei den Calvinisten kahl, öd und leer. Das empfand auch Jakob Bernoulli 1676, als er über den Genfer Friedhof schrieb, wo «Jungs und Alts, wie die Hünd, unter den Grund geworfen sind, ohne Gesang und Klang, sine lux, sine crux et sine Deus! Daher können Sie auch Calvinis Grab nicht eigentlich weisen.» Zwinglis Nachfolger Heinrich Bullinger waren besonders die Beinhäuser mit ihren «Capplen mit althären, amplen, wystemen zu wywasser [...], wo man die bein gesprützet» eine «affery» und ein «päpstliches gedicht».

In katholischen Gebieten zuerst noch als Sinnbild der Gemeinschaft von Lebenden und Toten geschätzt, wurden sie an manchen Orten schon im 18. Jahrhundert als veraltet empfunden. Auch störte, so in einem Text aus St.

German, der gruselige Anblick der «modrigen Gebeine». Folglich brach man sie ab oder führte sie anderen Zwecken zu. An manchen Orten schloss man die Beinhäuser, da immer wieder Schädel als «Andenken» mitgenommen wurden (z. B. in Naters oder auf der Insel Ufenau 1860). In Leuk mauerte man im 19. Jahrhundert die Schädelwand sogar zu. Auch in Glis verhindert ein grauer Vorhang den an sich heilsamen Anblick der menschlichen Überreste. Damit wurden die Gebeine aber der Fürbitte der Gläubigen entzogen und die Beinhäuser bald einmal als nutzlos empfunden.

Bibliographie: Borromeo 1570; Stebler 1907; Lauber 1938; Villon 1961; Ruppen 1976; Odermatt 1977; 1979 und 1983; Imboden und Zenhäusern 1988; Illi 1992; Sörries 2003; Ariès 2005; Truffer 2005; Gerl 2006; Buschow 2010; Schaller ohne Ort und Jahr. PM Gilbert Amherd, Frieda Eggel-Escher.

Das alte Beinhaus in Glis – der jetztige Aufbahrungsraum und die Josefskapelle

Laut Paul Heldner lag ein erstes, spätromantisches Beinhaus mit zwei nebeneinander liegenden Räumen in der Ecke zwischen der Südseite des Chors und



der Ostseite des rechten Seitenschiffes. Er stützt sich dabei auf bei Aushubarbeiten für Gräber zutage getretene Grundmauern und dem noch erhaltenen Dachansatz. Ein Zugang bestand vom rechten Kirchenschiff her, der erst bei der Errichtung des Seitenaltars in der Stockalperzeit zugemauert wurde.

Spuren des ersten Beinhauses

Die Entstehungsgeschichte des zweiten, zweistöckigen Beinhauses im Südosten der Kirche ist ebenso wenig bekannt. Immerhin weiss man, dank dem am 16. Februar 1511 verkündeten Treueeid der Zendenleute an Bischof Matthäus Schiner, dass es bereits vor dem Neubau des Kirchenchors durch Ulrich Ruffiner zweistöckig in Gebrauch stand. Heute wird es, auch weil die wenigen

dort aufbewahrten Schädel und Skelettreste in der Nische den Blicken entzogen sind, meist nur noch als Aufbahrungsraum und Josefskapelle wahrgenommen. Im Mai 1949 wurde unter Pfarrer Werner, bezeichnenderweise ohne facharchäologische Begleitung, eine Innenrenovation durchgeführt. Leider ist deshalb nicht bekannt, ob die anderthalb Meter tief reichende Ausgrabung bis auf den gewachsenen Boden geführt wurde. Dabei erhoben Professor Albert Carlen und Paul Heldner wenigstens eine grobe Befundaufnahme. Auch lassen sich die freigelegten Mauern, Särge, Skelette und Schuhe zeitlich nicht einordnen. Die erfassten Mauerzüge zeigen einen in der Mitte des heutigen Raumes gelegenen langrechteckigen Bau von etwa zwölf auf fünf Metern, der im Osten wahrscheinlich rechteckig schloss. Albert Carlen beschreibt die einen halben Meter starken Mauern als sehr gut gearbeitet. Sie bestanden aus flachen, fast plattenartigen Steinlagen mit einem Kalkmörtelverbund. Die Bedeutung einer bogenartig angelegten Tuffsteinlage im oberen Viertel der Nordmauer ist unklar (s. S. 182).

Später wurde dann dieser Saal um beidseits etwa 1,60 Meter vergrößert, so dass die Beinhausfront nun etwa acht Meter breit war. Vielleicht wurde bei diesem Neubau auch die heutige apsidenähnliche Bogennische im Untergeschoss hinzugefügt. Die älteste Beinhausdarstellung findet sich auf dem



Beinhaus um 1845

nach 1839 entstandenen Le-Coq-Stich. Bei dem dort blind an die sehr flachgieblige Kapellenfront stossenden zweigeschossigen Vorbau unter einem halben Walmdach könnte es sich um die alte Beinhausfront vor deren Verbreiterung handeln. In ihrer Mittelachse öffnen sich übereinander die rundbogigen Eingänge zur Gruft und zur Kapelle, wobei der letztere einen Steinrahmen, wohl aus Tuff, zeigt. Das untere Beinhaus tritt noch um die Tiefe eines oberen Po-

diums vor, zu dem beidseits, rechtwinklig zur Front, zwei parallele Treppen, wahrscheinlich mit Handläufen, emporführen.

Über die Gestaltung der Seitenwände und des Chors gibt erst eine von Osten aus aufgenommene Postkartenansicht (etwa um 1900) Auskunft. Dort überrascht der tiefgelegene Okulus, der mit seinem Masswerk wie eine Verkleinerung des Kirchenchorrundfensters von Ulrich Ruffiner wirkt. In einem Vertrag



Beinhaus von Osten um 1900

vom 1. März 1538 zwischen diesem Baumeister und dem Bauausschuss ist allerdings lediglich vom Weisseln des Kirchturmes sowie des Inneren und Äusseren des Beinhauses die Rede. Lage und Aussehen des inzwischen vermauerten oder herausgerissenen Okulus legen aber doch zumindest die Vermutung nahe, dieser könnte durch Ruffiner im Chor der damals deutlich tiefer gelegenen Oberkapelle eingefügt worden sein. Die mit den Wandmauern verbundenen Aussenpfeiler lehnen sich stilistisch ebenfalls an Ruffiners Chorstützensystem an. Auch wenn keine archivalischen Belege vorliegen, weisen diese beiden architektonischen Übereinstimmungen doch auf einen Umbau zur Zeit des Kirchenchorneubaus hin.

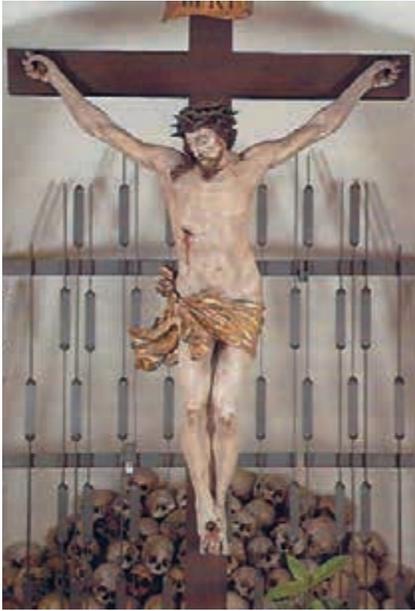
In den Jahren 1835 bis 1840 wurde mit finanzieller Hilfe zweier Briger Wirte (Josef Escher und Josef A. Borgnis) das Chor um etwa zwei Meter erhöht, dort zwei neue Fenster ausgebrochen und die bestehenden des Schiffs erweitert. Damals ersetzte man auch den bisherigen Altarheiligen Theodul durch den hl. Josef, den Patron der Sterbenden. Vom alten, wahrscheinlich gotischen Altar haben sich keine Spuren erhalten. 1836 bis 1837 schloss die Pfarrei mit dem Briger Maler Lorenz Justin Ritz, dem Vater Raphaels, Verträge zur Anfertigung eines Heiligen Grabes ab. Für diese figurenreiche, wohl auf Einzeltafeln gemalte Szenerie wurde auch eine «Höhle zum Heiligen Grab gemacht». Sowohl der genaue Aufstellungsort als auch der Verbleib dieses Werkes, das 1895 noch einmal repariert wurde, ist unbekannt. Ein sehr schönes Beispiel mit effektvoller Illusionsmalerei ist in der Friedhofskapelle von Obergesteln zu bewundern.

1894/95 wurden erneut eingreifende Umbauten vorgenommen. Wieder erhöhte man die obere Kapelle und zog die Fenster noch weiter hinauf. Auch Dachstuhl und Turm wurden ersetzt. Die Westwand des alten Beinhauses sowie beide Treppen und das Podium wurden abgerissen und durch den heutigen triumphbogenartigen, farbenfrohen Vorbau ersetzt. Der Treppenaufgang kam nun in die Mittelachse zu liegen. Die Verlegung des alten zentralen Beinhouseingangs auf die rechte Seite zeigt recht eindrücklich den Wertverlust dieses früher wichtigen Gebäudeteils. Dadurch wurde das Erscheinungsbild des Kultbaus vollständig verändert. Zusätzlich wurde die laut Ruppen an eine Theaterdekoration erinnernde Fassade noch durch eine Lourdesnische in der nördlichen Seitenachse «bereichert». Gegen eine finanzielle Mitbeteiligung an diesem aufwendigen Bau wehrte sich vor allem Rektor Alexander Imhof von Eggerberg, indem er nach



Sitten schrieb: «Eggerberg [hat] für neue Luxusbauten in Glis kein Geld und keinen Willen mehr, wie z. B. für den geplanten (Triumph)-Bogen zu 2 – 3 000 Fr. beim Eingang in die Josefskapelle, die im letzten Jahre schon mehr den 4 000 Fr. gekostet hat.»

Der Kapellenaltar wurde 1838 durch den Münstiger Bildhauer Johann Josef Jerjen gebaut. Als Altarblatt diente ein «Flachbild, hl. Joseph Todbet» des Erner Bildhauers Andräs Guntren [!], das vor 1884 durch eine Darstellung desselben Themas von einem Kunstmaler Niederberger ersetzt wurde. Das heutige qualitätsvolle Jungstilgemälde stammt von Ludwig Werlen, der es 1913 unten rechts signierte. Zwischen den Säulensockeln befindet sich ein Giebel schrein mit der liegenden Katakombenheiligen Philomena aus dem 2. Viertel des 19. Jahrhunderts. Die Attribute Krone, Palme, Pfeil und Lilie verweisen auf ihr Märtyrertum. Ihre Gebeine wurden erst 1802 in der Priscilla Katakombe in Rom gefunden. Seit den 1830er Jahren von den Päpsten gezielt unterstützt, verbreitete sich ihr Kult im Zusammenhang mit der Förderung des Rosenkranzgebetes weltweit. Auch in der Briger Sebastianskapelle findet sich ein Gemälde der Heiligen. Seit 1978 fällt das Licht durch die vom Künstler Hans Loretan entworfenen Glasgemälde mit Szenen aus dem Leben des heiligen Josef ins Kapelleninnere. Ausserdem steht noch eine mutmassliche hl. Agatha in einer Fensternische des Chors, die laut Ruppen um 1700 in der



Werkstatt des Johann Sigristen (1653 – ca. 1710) entstanden ist. Im alten Beinhausraum hängt der 1729 von Margareta Schilling aus Münster gestiftete beeindruckende Kreuzigungschristus. Ruppen bezeichnete das Werk als einzigen archivarisch gesicherten Kruzifixus des Meisters Anton Sigristen (gest. 1745) aus Glis und zugleich eine seiner besten Arbeiten. Die zugehörigen, etwas kleineren Begleitfiguren von Maria und Johannes sind ausdrucksstarke Gestalten mit gebärdenreichem Spiel der Hände. Das Kreuz im Beinhaus von Naters ist eine weitgehend übereinstimmende Variante aus der Hand desselben Bildhauers.

An die Innenrestauration des Beinhauses erinnert eine Inschrift am ersten Dielbaum mit der lateinischen Jahreszahl MDCCCCXLIX (1949). Im April 1985 wurde der Raum als Aufbahrungsstätte eingerichtet. Die heutige Praxis, den Verstorbenen dort bis zur Beerdigung ruhen zu lassen, lässt sich seit dem Mittelalter nachweisen. So schreibt bereits Bischof Durandus von Mende 1295 in seinem Buch über kirchliche Riten, die Toten sollten, wenn sie nicht im Hause behalten werden können, im Beinhaus aufgebahrt werden. Eine letzte Gesamtrestauration führte der Briger Architekt André Werlen unter Aufsicht der kantonalen Denkmalpflege 1977/78 durch.

Bibliographie: Imesch Dionys 1916; Ritz 1961; Theler 1975; Heldner Paul 1949 und 1977; In-Albon 1977; Kaiser 1983; Illi 1992; Ruppen vor 2003; Kalbermatter und Zenhäusern 2009; Carlen Albert Staatsarchiv Sitten; PFA Glis.

Das Grabgeläut

Neben den allen Besuchern ersichtlichen Friedhofseinrichtungen kommen noch, hoch über allen, die Glocken hinzu, die den Tod und das Begräbnis anzeigen. Bereits in den für das Mittelalter vorbildlichen kirchlichen Ritenvorschriften (1295) von Durandus von Mende soll der Glockenklang die Menschen zum Gebet für die Seelen der Verstorbenen aufrufen. Daneben hatte er auch



Der Teufel als Glockenfeind
Meister von Messkirch um 1540

den Teufel fernzuhalten. Diesem waren die Glocken ein besonderes Ärgernis.

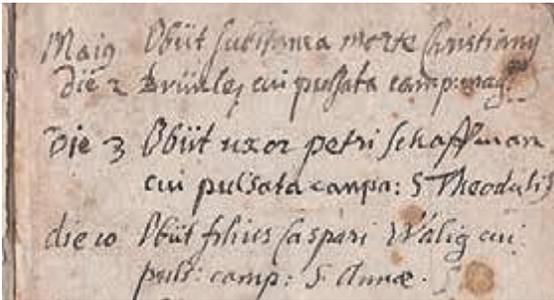
Die Verkündigung des eingetretenen Todes wurde nach den zwei Gelehrten mit der kleinsten Glocke angezeigt. Wenn dann der Leichenzug in der Kirche eintraf, setzte ein vielstimmiges Geläute ein. Schon damals und bis ins letzte Jahrhundert wurde sehr differenziert geläutet. Man unterschied zwischen dem eigentlichen Beerdigungs- und dem Sterbegeläut. Letzteres zeigte noch am Todestag das Ableben eines Pfarreiangehörigen an. Dabei gab es für Männer ein dreistimmiges, für Frauen aber wegen deren Schuld

am Sündenfall nur ein zweistimmiges Geläute. Bei den Geistlichen entsprach die Zahl der eingesetzten Glocken den Weihegraden. Laut einem Eintrag von 1332 in den «Zürcher Stadtbüchern» war das Läuten der grossen Glocke nur hohen Adeligen vorbehalten. In einer Neufassung von 1488 wurde es lediglich für die Äbtissin und den Propst sowie die amtierenden und ehemaligen Bürgermeister und deren Ehefrauen gestattet. Wie zentral das Grabgeläute noch im Spätmittelalter war, zeigt eine Vorschrift für den Sigristen von St. Sebald in Nürnberg. Dort wird dieser verpflichtet, für die Armen, die ohne Messfeier begraben werden, mindestens für einen billigen Tarif zu läuten. In der Reformation verbot man das «lüten den lichen» in der Stadt Zürich 1524 gänzlich. Auf dem konservativen Land blieb es aber erhalten, laut Ludwig Lavater «nicht weil dies einen Nutzen für die Verstorbenen hätte, sondern damit die Leute zahlreich am Begräbnis teilnehmen oder auch, an ihr eigenes Los gemahnt, sich rechtzeitig auf den Tod vorbereiten».

Über die Art und Weise, wie in Glis die Totenglocken erklangen, weiss man wenig. Frau Amherd berichtete mir, beim Sterbegeläut habe man für Frauen zuerst mit der kleinen Glocke begonnen, bei Männern aber direkt mit der grossen Glocke. Im Übrigen dürften ähnliche Regeln wie in anderen Walliser Dörfern gegolten haben. So berichten Pfarrer Eduard Imhof und

Dr. med. Alex Agten, in Grengiols läute beim «Zum-End-Lite» die zweitgrösste, die «Totenglocke». Dabei werden für einen Mann drei, für eine Frau, ganz wie bei Durandus schon im Mittelalter, zwei «Streiche» geschlagen. Dann läutet die Glocke für beide Geschlechter eine Stunde lang. Sterben Kinder, unterlässt man das «Zum-End-Lite». Bei deren Beerdigung sind für Knaben und Mädchen verschiedene Glocken in Gebrauch. Besonders differenziert erklang das Sterbegeläut (Chleiche) in Leukerbad. Wie Pfarrer Paul Martone berichtet, konnte man dabei nicht nur heraushören, ob ein Mann, eine Frau oder ein Kind, sondern auch ob ein Einheimischer oder ein Zugezogener gestorben war. Laut Prior Siegen läutete man im Lötschental aber für alle gleichermassen während einer Viertelstunde. Wie im mittelalterlichen Zürich wurde auch im Wallis die grosse Glocke nur für Amtsträger und Vermögende eingesetzt. Diese sind in den Gliser Totenbüchern dann auch regelmässig als Dominus und Domina (Herr und Herrin) eingetragen. Im Bagnestal war die grosse Glocke von Le Châble der Ankündigung grosser Jahresfeste und dem Ableben eines Geistlichen oder dessen Eltern vorbehalten. Laut Imhof war für die Angehörigen der oberen Schicht aber nicht nur ein festlicheres Geläut üblich, auch die Seelenämter wurden, je nach Höhe der Bezahlung, entweder gesungen oder aber bloss gelesen. Da die Geistlichen früher oft nur mit Naturprodukten bezahlt wurden, seien sie auf die «Stolgebühren» (wozu man die Stola überlegen musste) angewiesen gewesen. Wie mir Domherr Josef Sarbach, dessen Vater Sakristan in Visp war, mitteilte, mussten zum Schlagen einer grossen Glocke zwei bis drei Männer eingesetzt werden, während eine kleinere leicht von einem einzelnen zum Tönen gebracht werden konnte. Es ist deshalb verständlich, dass für das Läuten der grossen Glocke mehr bezahlt werden musste. In Glis lehnte sich erstmals Joseph Kronig (1883–1955) gegen den bisherigen Brauch auf, die grosse Glocke nur für die Herren läuten zu lassen. Als seine zweite Frau im Januar 1937 starb, richtete er ihr ein, für damals und seine bescheidenen finanziellen Möglichkeiten, aufwendiges Begräbnis aus. So kostete allein das Geläut fünfzig Franken. Den verwunderten Glisern gegenüber soll er bemerkt haben, seine Ludwina habe das verdient. In der Folge wurde dann in Glis für alle Verstorbenen nur noch die grosse Glocke geläutet. Mit der Elektrifizierung des Geläutes setzte später sowieso eine «Demokratisierung» ein, da man nun nur mehr auf Knöpfe drücken oder Schalter drehen musste. Damit verschwand in der Mitte der Fünfziger Jahre allerdings auch das typische Totengeläute.

Wie wichtig das Grabläuten für Bevölkerung und Kirche auch bei uns war, zeigen die Beerdigungseinträge der Pfarrherren von Glis vom ersten Totenbuch 1658 an bis um 1730. Dort wird nicht etwa angegeben, ob die Verstorbe-



Die drei Glocken im Totenbuch 1658

nen auf dem Friedhof oder in der Kirche selber beigesetzt wurden. Jeder Eintrag endet mit der fast rituellen Formel: Ihm/Ihr wurde die grosse Glocke – die St. Theodulglocke – die Glocke der Heiligen Anna geläutet.

Heute hängt von den drei Totenglocken nur noch eine im Gliser Kirchturm. Diese drittgrösste und einzige noch erhaltene spätmittelalterliche Glocke nannte man bis ins 19. Jahrhundert *Sankt-Anna-Glocke*, obschon nichts an ihr auf diese Namenspatronin hinweist. Sie wurde im August 1515 aus dem Material einer Glocke von 1290 umgegossen und vom Meister am Mantelrand mit einer Glocke in ziergesäumten Feld signiert. Die Berner Glockengiesserdynastie Zender besass ein vergleichbares Familienwappen. Damals war ein



Sankt-Anna-Glocke von 1515



Theiler-Wappen



Kreuzigung



Schmerzensmann



Zum-Stadel-Wappen



Hl. Georg

Hans Zender in diesem Beruf tätig. Neben den Reliefs eines halbfigurigen Schmerzensmannes, dem hl. Georg, einer Kreuzigung und einer stehenden Muttergottes mit dem Christuskind auf dem linken Arm befinden sich unter der Umschrift in gotischen Majuskeln (Grossschrift) die Wappen Zum Stadel und Theiler (s. Band 1, S. 53).

Die *Theodulsglocke* wurde 1821 durch Jakob Philipp Brandenberger aus Zug umgegossen und 1930 durch die heute zweitgrösste, jetzt Josefglocke genannt, ersetzt. Die Enthebung des Landespatrons durch den hl. Josef ist ja schon von der Beinhauskapelle her bekannt. Neben dem üblichen Neuguss aus altem Material sind einige wahrscheinlich beim erdbebenbedingten Sturz des Glockenturms von 1755 beschädigt und ersetzt worden. Auch sollen laut Heldner beim Franzoseneinfall die kleineren als «Kanonenfutter» geraubt worden sein.



Die eingeschmolzene «Grosse Glocke» von 1519

Besonders bedauerlich ist das Schicksal der mit 2081 kg grössten Bronzeglocke von 1519 (*Campana magna*). Sie wurde am 5. April 1962 anlässlich des Glockengusses für die Geläute der katholischen Kirchen von Brugg und Kastanienbaum durch die Firma Rüetschi in Aarau eingeschmolzen. Von den Verantwortlichen in Glis und der Firma wurde keinerlei Anstrengungen unternommen, wenigstens eine saubere fotografische Dokumentation zu erstellen. Glücklicherweise konnte im Eidgenössischen Archiv für Denkmalpflege noch eine vom Glockenexperten

Ernst Schiess im Glockenstuhl aufgenommene Fotografie aufgefunden werden. Als zweitälteste Glocke hing sie noch bis 1947 in der Mitte des sechsstimmigen Geläutes. Wahrscheinlich durch den Einsatz eines falsch geformten Klöppels sprang sie 1946 ein erstes Mal. Aus Sparsamkeit, entgegen fachmännischem Rat, in der Lonza notdürftig geschweisst, riss sie bei einem Beerdigungsgeläut 1947 erneut und wurde vor der Sakristei aufgebockt. Wie das Täfelchenkarussell im Loscho-Grabmal bildete sie eine Attraktion für die vielen damals noch auf dem Friedhof spielenden Kinder. Besonders die Buben erprobten dort ihre Kletterkünste.

In einem umlaufenden, reich verzierten dreireihigen Schriftband stand dort in gotischen Minuskeln (Kleinschrift) nach den Grussworten des Verkündigungsengels an Maria in Latein, das Volk von Glis habe diese Glocke giessen lassen, indem jeder nach seiner Möglichkeit beigesteuert habe. Dann folgten die Namen Johannes Fidginer und Johannes Zum Stadel, die zu dieser Zeit Verwalter der Kirche seien und die Datumsangabe: 1519, 5. August. Dazu kamen von links nach rechts fünf besonders wertvolle gotische Reliefs einer Muttergottes mit Jesuskind, einer Kreuzigung mit Maria und Johannes, eines Bischofs (Theodul?) mit Krummstab, nochmals einer Maria mit Kind und des heiligen Petrus. Von historischem Interesse sind dann die darunter gezeigten Wappen Fidginer und Zum Stadel. Neben einem Glockenwappen erschien das gevierteilte Löwe/Kronewappen Jörg Supersaxos, der damit wohl als Hauptsponsor des Kunstwerkes gelten darf. Im Gegensatz zur französisch beeinflussten Sankt-Anna-Glocke ist diese Verzierung einem deutschen System verpflichtet. Prior Siegen bezeichnete sie, wohl etwas voreilig, als die grösste alte Zenderglocke und der bedeutende Oberwalliser Historiker Franz Joller pries sie 1893 als «In Form und Zier vollendet». Die oben erwähnte Zenderdynastie war in Bern über eine lange Zeit als Glockengiesser tätig. So sind vom späten Nachfahren Abraham auch im Wallis Glocken, etwa in Visp, Raron und Kippel, bezeugt. Sein Meisterwerk, die «Grosse Glocke», hängt noch heute als schwerste der Schweiz (etwa 9 500 kg) im Münsterturm von Bern. Ihre kleinere Schwester von 1587 steht heute in Kippel vor der Kirche. Sie trägt die Inschrift:



Die Einschmelzung der historisch und kunstgeschichtlich bedeutenden Gliserglocke unter Pfarrer Alfred Werner kann mit Fug und Recht als barbarischer Akt bezeichnet werden, vergleichbar mit der Verfeuerung des romanischen Christuskorpus (St. Kümmernis) im Beinhaus von Naters, ebenfalls auf Befehl des zuständigen Pfarrherrn. Trotz eindringlicher Bitten des Brig-Gliser Stadtpräsidenten Moritz Kämpfen, des Vizepräsidenten der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege Professor Alfred A. Schmid, mehreren Zeitungsartikeln und Radioaufrufen waren alle Anstrengungen beim «wie immer unbelehrbaren Pfarrer» (Zitat Paul Heldner) fruchtlos. Dem ebenfalls intervenierenden ehemaligen Gliserpräsidenten Alfred Escher soll er gesagt haben: «In der Gemeinde befiehlt der Präsident, in der Kirche ich.» Im November-Pfarrblatt von 1962 versuchte er dann in unsachlicher Weise die Zerstörung der gerissenen Glocke zu rechtfertigen. Dabei schrieb er von «künst-

licher Aufwertung und Zuschreibung eines besonderen Raritätenwertes» und titulierte das Kunstwerk bezeichnenderweise verächtlich als «Objekt».

Als ehrender Abgesang möchte ich noch einige Zeilen aus dem berühmt – berüchtigten (weil früher oft als Strafe aufgebrummt!), grossartigen «Lied an die Glocke» zitieren. Friedrich Schiller wählte dafür als Motto die Inschrift der Schaffhauser Münstererglocke:

VIVOS VOCO, MORTUOS PLANGO, FULGURA FRANGO» (deutsch: «Die Lebenden rufe ich, die Toten beklage ich, die Blitze breche ich.»)

«Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoss
Und hoffen, dass er aus den Särgen
Erbühen soll zu schönern Los.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wanderer auf dem letzten Wege.»

Bibliographie: Schwäller 1831; Joller 1893; Siegen 1938 und 1963; Rüetschi 1962; Heldner Paul 1963 und 1980; Mengis Ines 1981; Ruppen 1984; Illi 1992; Hauser 1994. PM Alex Agten, Gilbert Amherd-Imhof, Alfred Escher, Paul Heldner, Eduard Imhof, Rudolf Kronig, Carmela Kuonen Ackermann, Paul Martone, Josef Sarbach, Matthias Walter.

Der Gliser Friedhof und das Kriegswesen

Über Jahrhunderte war das Kriegshandwerk für unser Land überlebenswichtig. So mussten die Grenzen vor allem gegen die Eroberungsgelüste des Stadtstaates Bern im Norden und die der mächtigen Herzöge von Savoyen im Westen mehrfach verteidigt werden. Aber auch Kriegszüge unserer Ahnen, erfolgreich bei der Einnahme des Unterwallis – vernichtend bei den bischöflichen Gelüsten an der Region um Domodossola, gehören zur Walliser Geschichte. Darüber hinaus stellte die Reisläuferei, die Verpflichtung meist einfacher, junger Landsmänner zur Teilnahme an fremden Kriegen, einen wichtigen wirtschaftlichen Faktor dar. Dabei flossen die Gelder allerdings vor allem in die Taschen der regierenden Geschlechter.



Dreissigster für Eugen Malachias von Stockalper in Neapel 1852

So erstaunt nicht, dass auch in Glis Gräber und Denkmäler von Militärangehörigen zu finden sind. Über das Rittergrab in der Kirche und das Grab Alois Rothens, des Marine-Hauptmanns in spanischen Diensten, in der Vorhalle, habe ich schon in Band 1 berichtet. Im Westen und Süden des Friedhofs finden sich zwei weitere Zeugen dieser Wertschätzung: das Grabdenkmal des fremden Generals Le Coq und die Erinnerungstafel an die während des Ersten Weltkriegs im Militärdienst verstorbenen Oberwalliser. Keine Spur ist dagegen vom Grab eines Gesandten des Herzogs von Savoyen übrig geblieben. Über diesen zänkischen Grafen Vibert, der am 29. Juli 1711 in Glis beerdigt wurde, schrieb Grosskastlan Wegener 1711 aus Brig: «Der Herr Graf Vibert, dessen Testament ich aufgenommen habe, vergisst langsam seine Hausleute mit

Vorwürfen zu beschimpfen [Demenz?], alle seine Möbel hat er eingepackt, um sie in seine Heimat zu senden, er wird uns nur seinen Leichnam als Andenken und Pfand für unsere Pfarrei Glis hinterlassen.» Kaplan Alois Schlunz gibt im Totenbuch an: «Funeralia [Beerdigungsfeier] Illustrissimus Comes Clavi Vibert Legatus Serenissimi Duxis Sabaudia ad rem pbl. Vallis.»

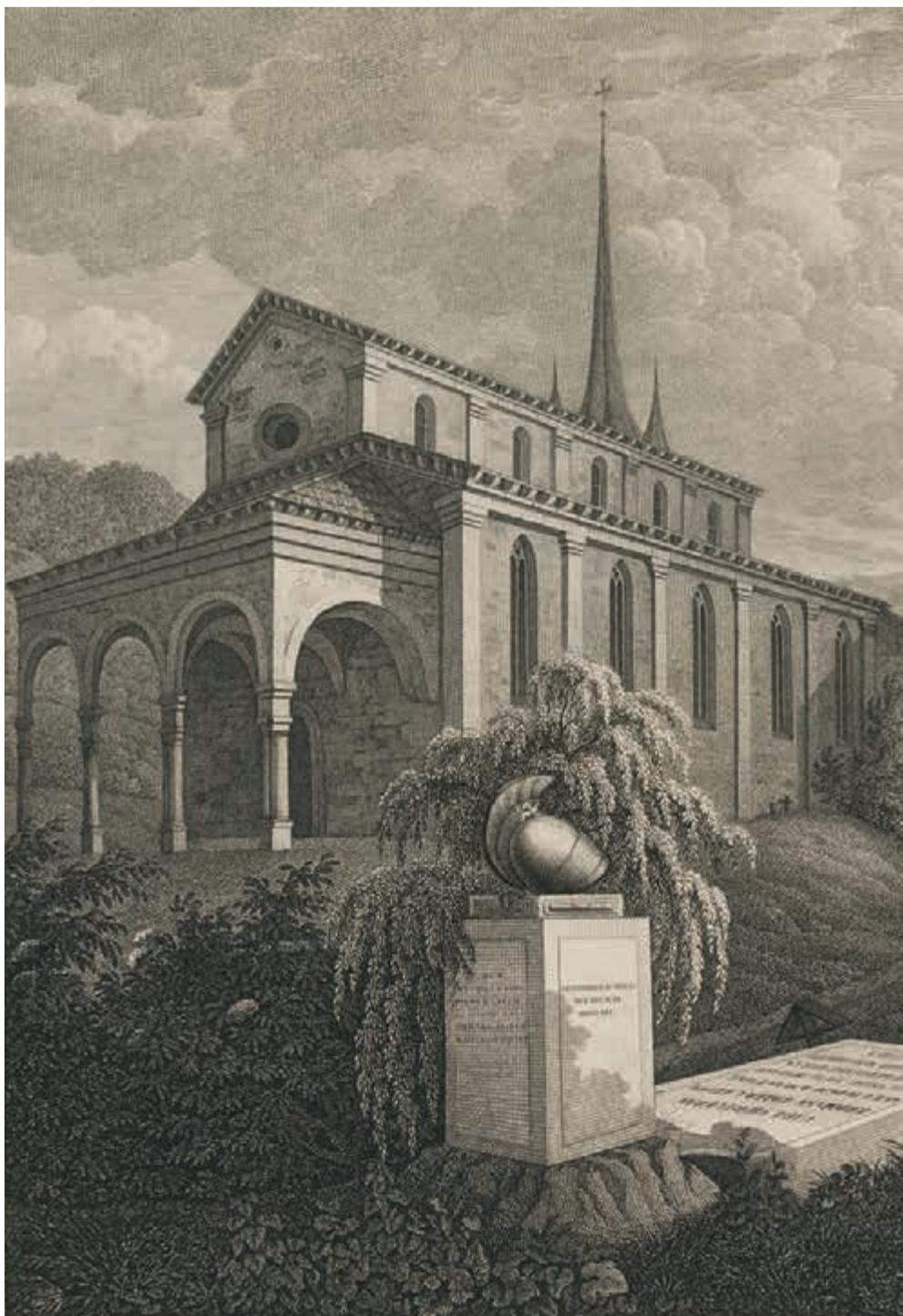
Während wir von den vielen in fremden Diensten gefallenen Walliser Söldnern weder Todesart noch Grab kennen, liegt von einem ihrer Offiziere eine ausführliche Beschreibung der Bestattungsrituale vor. Der als zweitältester Sohn des mehrmaligen Landeshauptmanns Kaspar Eugen 1783 geborene Eugen Malachias von Stockalper stieg 1849 nach 20 Jahren im Dienste des Königs der beiden Sizilien bis zum Gouverneur von Neapel auf. Drei Jahre später erlag er dort einem längeren Leiden. Sein ebenfalls in Neapel als Offizier engagierter Sohn Eugen berichtete in einem Brief an den Onkel und Schlossherrn Moritz in Brig ausführlich über die Trauerfeierlichkeiten vor, während und nach der Beisetzung des einbalsamierten Vaters in der Kirche S. Giacomo in Neapel. Eine Kurzbiographie von Eugen Malachias und Ausschnitte von Eugens Brief sind in Band 3.2 der «Walliser Geschichte» von Arthur Fibicher erschienen.

Das Grab des Generals



Hart an der südlichen Westwand der Friedhofsmauer steht noch heute wenigstens der Grabstein des sächsischen Generalleutnants Carl Christian Erdmann, Edler von Le Coq, Träger des Grosskreuzes des königlich-sächsischen Militär-St. Heinrichs-Ordens und des Offizierskreuzes der Französischen Ehrenlegion. Da in der Festschrift zum 150. Todestages Leben und Laufbahn des Verstorbenen von W.-Ch. von Loeben ausführlich behandelt ist, möchte ich lediglich eine kurze Zusammenfassung versuchen.

Auf der folgenden Seite: Stahlstich nach einer Zeichnung von Woldemar Hottenroth um 1840







Bildnis des Generals

Der am 28. Oktober 1767 in der sächsischen Stadt Torgau geborene Carl Christian Erdmann entstammte einer wohl hugenottischen Familie, die Frankreich Ende des 17. Jahrhunderts aus Glaubensgründen verlassen musste. Wie sein Vater, Kommandant eines Infanterieregimentes, absolvierte er von Jugend auf eine Militärausbildung. Rasch stieg er die Karriereleiter hoch. Nach einer vernichtenden Niederlage gegen Napoleon nahm er als Oberkommandierender General einer sächsischen Infanteriedivision, bzw. des 7. Korps der Grossen Französischen Armee, am katastrophalen Russlandfeldzug (1812–1813)

teil. Da das Königreich Sachsen auf dem Wiener Kongress mehr als die Hälfte seines Gebietes an Preussen verloren hatte, wurde Le Coq, nun General der gesamten sächsischen Restarmee, mit deren Neuorganisation betraut. Anfangs 1830 nahm er nach über 50jähriger Dienstzeit aus gesundheitlichen Gründen seinen Abschied.

Auf der Reise zu einer Erholungskur im milderen Italien verschlimmerte sich sein Leiden dermassen, dass er im *Hotel Post* (später *Couronne et Post*) in Brig Aufenthalt nehmen musste. Sein ihn begleitender Leibarzt zog noch die beiden Ärzte Dr. Franz Clausen in Brig und Dr. Peter Bürcher aus Visp hinzu. Trotz der guten Pflege erlag der General am 30. Juni 1830 seinem schweren Leiden. Die Briger Behörde und zahlreiches Volk begleiteten den Trauerzug nach Glis. Die Grabrede hielt sein Adjutant Graf von Holzendorff. Walliser Scharfschützen feuerten als letzte militärische Ehre noch eine Salve am offenen Grab. Er ruhte nun, wie noch meines Besinnens für Nichtkatholische üblich, auf dem südwestlichen Teil des Friedhofs in damals noch ungeweihter Erde. Allerdings soll auch der Pfarrherr von Glis, Johann Ignaz Alois Rey, allerdings als Privatmann, an der Beerdigung teilgenommen haben. Dieser wird wohl dem Todkranken in seinen letzten Tagen geistlich beigestanden sein. Jedenfalls verehrte ihm der König von Sachsen später einen Brillantring [sic!]. Die beiden Ärzte erhielten gleichzeitig je zehn Dukaten und der Gastwirt Borgnis vom *Hotel Post* zehn Antonsdor (Goldmünzen mit dem Bild König Antons).



***Tabatière mit brillantbesetzter Initiale
König Antons***

Ganz aussergewöhnlich war aber die goldene Tabatière (Schnupftabakdose), die Bürgermeister Baron Ferdinand Wilhelm von Stockalper (1785–1855) als Dank für die Organisation des Begräbnisses und seine Bemühungen bei der Errichtung des Grabes erhielt. Solche kostbaren Geschenke wurden von regierenden Königen und Fürsten damals oft

an Stelle eines Titels oder Ordens für besondere Verdienste überreicht. Während der «pfarrherrliche» Brillant heute vielleicht eine schöne Damenhand schmückt und die Goldmünzen wohl eingeschmolzen sind, hat sich die goldene Dose im Besitz der Nachkommen Ferdinand von Stockalpers erhalten. Die letzte Namensträgerin dieses Familienzweiges, Fernanda von Stockalper (Grab G7), brachte sie in die nach ihr benannte Stiftung ein.

Es dauerte dann allerdings ganze neun Jahre, bis das aufwendige Grab im Frühjahr 1839 fertig war. Damals stand der eindrucksvolle hochrechteckige Granitkubus (1,4 m Höhe und je ein Meter Länge und Breite) mit allseitiger Beschriftung auf einem rundherum aus längsgeschichteten Natursteinplatten gebildeten Sockel. Auf diesem ruht ein Bronzesockel, der vorne zwei sich kreuzende Eichenlaubäste, hinten zwei gekreuzte Blattwedel, rechts ein in die Scheide gestecktes Schwert mit Löwenkopfgrieff als Symbol für den nun ruhenden Krieger und links einen Kommandostab als Hinweis auf die Tätigkeit des hier Beerdigten zeigt. Das Grabdenkmal wird von einem Bronzehelm gekrönt, dessen Federraupe vorne von einer geflügelten Sphinx (Fabeltier mit einem weiblichen Oberkörper auf einem Löwenleib) gestützt wird. Das Stirnfeld zeigt zwei Dreizacktragende Neptune (Meergötter) über Blumenranken. Darüber schwimmen beidseits einer zentralen Palmette spiegelbildlich zwei behelmte Meerjungfrauen mit Schild und Pfeil in den Händen. Wahrscheinlich wurden diese nicht gerade zu einem Infanteriegeneral passenden Motive einfach von einer Vorlage übernommen.



Zeichnungsentwurf zum Hessengrab

besetzte Stadt befreiten. Vom Architekten Carl Gotthardt Langhans entworfen, steht das Denkmal noch heute vor dem Friedberger Tor, wo der entscheidende Angriff erfolgte. Allerdings ist der Felssockel dort 4,8 Meter hoch und der Kubus misst allseits zwei Meter. Die Bronzegruppe besteht aus einem gehörnten Widder, den eine Löwenhaut bedeckt, einem Schild, einer Keule und ebenfalls einem Raupenhelm wie in Glis.

Das für das Oberwallis einzigartige Denkmal in klassischem Empirestil ist eine verkleinerte und reduzierte Kopie des gewaltigen Hessendenkmals in Frankfurt am Main, das König Friedrich Wilhelm II. von Preussen 1793 dem Andenken an die Gefallenen widmete, welche ein Jahr zuvor die französisch besetzte Stadt befreiten.



Grabmal mit Unterbau 1903

Ursprünglich lag vor dem Grabstein eine flächendeckende Steinplatte mit folgender Inschrift:

CARL CHRISTIAN
ERDMANN EDLER VON LE COQ
GEB Z TORGAU D 23. OCT. 1767
VOLLENDEDT AM 30. JUNI 1830
SEIN GOTT DEM KÖNIGE DEM VA
TERLANDE U. DER MENSCHHEIT
GEWEIHTES LEBEN

Diesen Text und die wohl erste Darstellung des Friedhofs von Glis verdanken wir einem zwischen 1839 und 1847 entstandenen Stahlstich (Fertigstellung des Grabes und Tod des Stechers Pescheck als Grenzmarken) nach einer Zeichnung von Woldemar Hottenroth.

Die Zeit ist mit diesem Grab in der Folge arg umgegangen. Schon Emil Wick spricht um 1864 bis 1867 abschätzig vom «geschmacklosen Grabmonument [...] – ein plumper Bronzehelm auf Marmorwürfel». In völliger Unkenntnis der ursprünglichen Grabanlage wurde es bereits früh auf ein Denkmal reduziert. So verschwanden die Grabplatte mit ihrem Hinweis auf Religion und Ideal, der Felssockel und die Trauerweide.

Erst als Brig und damit auch Glis durch den Simplontunnelbau ins Zentrum der Weltaufmerksamkeit geriet, wurde man auf den vernachlässigten Zustand des Grabes aufmerksam. Journalisten der *Frankfurter Zeitung* berichteten 1903 ihren Lesern unter dem Titel «Ein Vergessener»: «Seit seinem Todestag, dem 30. Juni 1830, schmückt keine liebe Hand das Grab mehr, das Kirchenbuch von Glis enthält keine Zeile über den Toten (wohl weil er Protestant war!).» Am 28. März und 1. April erschien der Artikel auszugsweise im *Briger Anzeiger* und schloss mit dem Aufruf: «Bereits sind die Goldlettern erloschen, die Namen schwer zu enträtseln, und das Grab selbst ist gar nicht unterhalten. Den *Hoteliers in Brig* sei es zur Fürsorge warm empfohlen!» Die *Patrie suisse* druckte sogar eine Fotografie des Denkmals ab. Wegen den vielen in schweizerischen und ausländischen Zeitungen erschienenen Artikeln nahm sich auch das sächsische Kriegsministerium der Angelegenheit an. Bereits am 25. April 1903 meldete der *Briger Anzeiger* denn auch, dass die Gemeinde Brig die Restaurierung des Denkmals auf Kosten des Staates Sachsen in Angriff nehmen könne. Eine zweite Restaurierung erfolgte im Herbst 1979 zum 150. Todestag des Generals, den die Oberwalliser Offiziersgesellschaft mit einer militärischen Gedenkfeier am 8. Juni 1980 beging.

Bibliographie: Akten Fernanda von Stockalper-Stiftung; Wick 1864–1867; Anonym 1903; Wackernagel 1956; Carlen Louis 1980; von Loeben 1980; Descoedres 1986; von Roten Hans Anton 1991; Fibicher 1995 und 2004; Loretan Stefan 2011; www.kunst-im-oeffentlichen-raum-frankfurt.de 2011; Ruppen vor 2003.

Das Soldatendenkmal

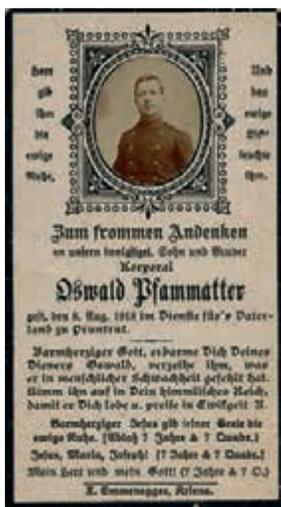
An der Südwand des ehemaligen «Selbstmörderfriedhofs», direkt östlich vom kleinen Friedhofsausgang ins Oberdorf, hat die Gedenktafel für die dreiundzwanzig während des Ersten Weltkriegs im Aktivdienst verstorbenen Oberwalliser Wehrmänner ihren vorläufig letzten Platz gefunden. Sie wurde nach dem Kriegsende 1918 als Ausdruck der Dankbarkeit, dass unser Land vor Kriegsgräueln weitgehend verschont blieb, errichtet. Anfangs erhielt sie einen Ehrenplatz an der Westwand der Goldenen Pforte, gegenüber dem

Sie stehen in einer Reihe vor der mit dem Landeswappen und mit Trauerbändern um die Säulen feierlich dekorierten Sebastianskapelle. Hinter den einen Ehrenhof bildenden Trauerkränzen nehmen dichtgedrängt Kameraden und Zivilisten an der Abdankungsfeierlichkeit teil. Laut den Lokalzeitungen vom 1. März 1916 waren am 25. Februar fünf Soldaten bei der Kaltwassergalerie auf dem Simplon von einer Lawine verschüttet worden. Der 25jährige Büchsenmacher (auf dem Denkmal als «Buchs. Gefr.» angegeben) Roman Kalbermatten aus Saas-Fee konnte nur noch tot geborgen werden. Die anderen werden wohl später ebenfalls ihren Verletzungen erlegen sein. Jedenfalls ist es unwahrscheinlich, dass bei einem zweiten Militär Unfall wiederum genau fünf Wehrmänner gleichzeitig zu Tode gekommen wären.

Mindestens drei der auf der Gedenktafel aufgeführten Wehrmänner fielen der verheerenden sogenannten «Spanischen Grippe» von 1918/20 zum Opfer. Die Seuche war im März 1918 in Kansas, USA ausgebrochen und breitete sich rasend schnell über beinahe die ganze Welt aus. Zu den ersten Opfern in der Schweiz zählten drei Soldaten im Oberwalliser Bataillon 89 des Walliser Gebirgsinfanterie-Regiments 6: Füsilier Marinus Constantin aus Salgesch, Wachtmeister Oswald Pfammatter aus Leuk und Säumer Josef Mathieu aus Inden. Laut Augenzeugen wurden die erkrankten Soldaten miserabel gepflegt und versorgt. Sie lagen tagelang in engen Räumen auf dem nur mit einer dünnen Strohschicht bedeckten Boden, geschwächt durch den voran-



gegangenen Fussmarsch am 27. Mai 1918 von Brig nach Lajoux im Berner Jura. Besonders skandalös war dann der von einem Oberstleutnant Gygax erlassene Befehl, dem bereits anderthalb Tage toten Marinus Constantin die Uniform, mit der ihn «seine Kamaraden, treu unserer Sitte und unserer religiösen Überzeugung zur letzten Reise» eingekleidet hatten, im Sarg wieder auszuziehen und gegen ein Totenhemd zu tauschen.



Weitaus heftiger und verheerender wütete der Influenzavirus dann im Herbst und Winter 1918/19 unter den Soldaten und der Zivilbevölkerung. So waren bis zum Ende des Aktivdienstes um die 1800 Soldaten als Grippeopfer zu beklagen. Gesamthaft erkrankten schätzungsweise 2 250 000 Schweizer, von denen 24 977 verstarben. Allein im Wallis wurden 15 893 Grippefälle verzeichnet, von denen 1 487 tödlich verliefen. Im Gliser Sterbebuch sind allein in der Zeit vom 3. Juli 1918 bis zum 14. Januar 1919 vierzig Todesfälle ausdrücklich mit «obiit morbo hispanico» verzeichnet. Unter den im Wallis an der Spanischen Grippe Verstorbenen befand sich als prominentestes Opfer auch der Landesbischof Dr. Jules-Maurice Abbet (1845–

1918). Er verschied am 11. Juli, dem Beerdigungstag des im Spital von Pruntrut verstorbenen Oswald Pfammatter. Da dessen Mutter vor der Beerdigung verbotenerweise den von den Gesundheitsbehörden versiegelten Sarg öffnete, schrieben das Volk und, laut German Lötscher, auch die Ortsärzte dieser die Schuld für den kurz darauf erfolgten Grippeausbruch im Bezirk zu.

Innert weniger Monate raffte die weltweite Seuche zwischen 50 und 100 Millionen Menschen dahin, davon allein in Europa über 20 Millionen. Leider ist diese bisher grösste medizinische Katastrophe, die mehr Tote als der erste Weltkrieg in über vier Jahren forderte, heute weitgehend in Vergessenheit geraten. Die Tafel auf unserem Friedhof mag daher mit Fug und Recht auch als Mahnung an uns «Spätgeborene» dienen, die wir mit einer biologischen Massnahme – der Impfung – eine wirksame Vorbeugung besitzen.

Die Erleichterung, eine weitaus schlimmere Katastrophe als den Ersten Weltkrieg überstanden zu haben, wird nach 1945 wohl noch grösser gewesen sein. So begnügte man sich nicht mehr nur mit einer Ehrentafel, sondern er-



Die beiden Gedenktafeln in der Wehrmannskapelle

richtete 1953 nahe der Napoleonsbrücke sogar eine *Oberwalliser Wehrmanns-Kapelle* als Gedenkstätte für die in den beiden Weltkriegen verstorbenen Armeeangehörigen. Dort sind rechts der Chornische die Namen der im Ersten, links der im Zweiten Weltkrieg im Aktivdienst Verstorbenen auf Steintafeln aufgeführt, die beinahe an Seitenaltäre erinnern.

Bei der allzu puristischen Renovierung von 1968 warf man die Tafel, ohne Verständnis für den patriotischen Stiftungshintergrund, pietätlos in die Abräummulde. Dank Heli Wyder und der Pro Historia Glis konnte sie noch rechtzeitig vor

der Verschrottung an den heutigen Platz gerettet werden. Das verblasste Schriftbild wurde 2010 auf Kosten der Gemeinde aufgefrischt.

Bibliographie: Sterbebuch 1917–1929; Lurz 1979; Pfammatter 1918; Ariès 1982; Tscherrig Georges 2001 und 2009; Häusler 2005; Hermann / Reinle 2005; Zumofen 2005; Marino 2009; Vasold 2009. PM Paul Heldner, German Lötscher, Heli Wyder.

Der Gliser Friedhof





Inserat 1933

ziellen Hilfe an die Hinterbliebenen bereitfand, zahlte die Direktion der Gornergratbahn der Familie immerhin 5 000 Franken aus. Leider wurde dieses Geld bei der Schweizerischen Genossenschaftsbank in Brig angelegt. Mit deren Konkurs im Gefolge der damaligen Weltwirtschaftskrise am 1. Juni 1935 stand die Familie Willa erneut mittellos da.

Um dem ältesten Sohn das Medizinstudium in Freiburg im Üechtland und Zürich zu ermöglichen, musste die Familie einen Kredit über 20 000 Franken aufnehmen und dafür sage und schreibe fünfzehn Bürgen stellen! Da während der Mobilmachung auch viele Assistenten im Dienst standen, vertraute der internistische Chef des Universitätsspitals von Zürich, Professor Sven Moeschlin, Alois Willa noch während dessen Staatsexamenszeit eine Abteilung mit 56 Patienten an, die an der Bang'schen Krankheit litten. Dabei verfasste Alois Willa seine Doktorarbeit über diese heute sehr selten gewordene Infektion, bei der eine Ansteckung über Tiere zu ähnlichen Symptomen wie bei einer Tuberkulose führte. Moeschlin benutzte diese Dissertation dann als Grundlage für das entsprechende Kapitel seines Standardwerkes *Therapiefibel der Inneren Medizin*.



Alois Willa

Wahrscheinlich steckte sich der junge Mediziner dabei selber an. Während eines nasskalten Zivildienstes trat eine Lungen- und Brustfellentzündung auf, eine typische Komplikation der Bang'schen Krankheit. Nun musste er in einem Sanatorium in Leysin hospitalisiert werden. Wegen der rapiden Verschlechterung seines Zustandes drängte der Spitalpfarrer auf eine sofortige Heirat mit seiner Verlobten Lina Kronig. Dabei mag sich der Geistliche an das Bibelwort «Die Liebe vermag alles» gehalten haben, wenn er seinem todkranken Schützling die Eheschlies-

sung als Mittel empfahl, durch das er schon dreimal einen Patienten heilen konnte. So wurden Alois und Lina noch am selben 8. August 1942 getraut. Leider war diese Hoffnung vergebens. Alois Willa verstarb 26jährig sieben Wochen später in Leysin und wurde neben seinem Vater in diesem Familiengrab beerdigt. Ähnliche therapeutische Überlegungen wurden bereits 1923

bei Verheiratungen tuberkulöser Frauen durch amerikanische Ärzte angestellt. Da lediglich in 26% der Fälle eine Besserung auftrat, riet man dort den Frauen von dieser «Therapie» ab, vor allem weil sie dabei eine Ansteckung des Kindes in Kauf nehmen mussten.

Eine besondere Erwähnung verdient noch der geschnitzte Holzkorpus, den Hans Loretan 1949 schuf. Im Gegensatz zu Brig, wo über fünfundzwanzig Werke des Künstlers den Friedhof bereichern, finden wir in Glis nur drei weitere Grabgestaltungen dieses für die religiöse Kunst im Wallis bedeutenden Bildhauers. Es handelt sich dabei um die Grabmale für Edzard Schaper (Grab A40), die Familie Jost-Arnold (Grab G1) und Hallenbarter-Schätti (Grab F9). Das Grab von Hans Loretans Vater Robert mit einem 1945 geschnitzten Kreuz und dasjenige der Familie Murmann mit einem kleinen Schmiedeisenkreuz von 1956 sind längst aufgehoben worden.

Bibliographie: Ward 1923; Borter 1963; Moeschlin 1961. PM Esther Loretan, Erwin Willa, Lina Willa-Kronig.

Das Grab der Familien Franzen und Loretan A14



Auf einem Sockel aus St. Triphon-Marmor, der natürliches Felsgestein vortäuschen soll, ist ein schräg gestelltes, geöffnetes «Lebensbuch» aus weissem Marmor mit den Namen und Daten der Verstorbenen eingelassen. Auf dieser Basis steht ein ebenfalls weisses Marmorkreuz mit einer INRI-Tafel und Kreuzigungsnägeln. Vom linken Kreuzbalcken fällt ein Leichentuch nach rechts, um links unten naturalistisch skulptierten, geschnittenen Rosen als Zeichen der Vergänglichkeit Platz zu machen. Leider wird die elegante, hoch rechteckige Form durch seitliche, später als Verstärkung angebaute Granitsteine empfindlich gestört, hat sich aber beim benachbarten Bittelgrab A16 noch erhalten.



Zuffrey-Grab



De Villa-von-Stockalper-Grab



Anderegg-Grab

Solche Felssockel für Grabkreuze erinnern an den alttestamentarischen Vergleich von Gott mit einem Felsen. Im Neuen Testament wird dann auch Christus als Fels oder als Eckstein des Glaubens bezeichnet. Und dieser nennt wiederum Petrus den Felsen, auf dem seine Kirche gebaut werde. Darüber hinaus versinnbildlichen Steine sowohl ewige Dauer, als auch Standhaftigkeit – ein Gedanke, der darauf hinweist, dass die Seelen der Verstorbenen aus demselben Stoff geschaffen sind wie das zeitlose Gestein unserer Berge. Zugleich beziehen sich felsenartige Kreuzsockel auch auf den Berg Golgotha und damit auf den Opfertod und die Auferstehung Christi als zentrale, christliche Glaubensinhalte.

Natürlich belassenes Felsgestein, Findlinge und als Felsen behauene Grabmale haben in der Friedhofsgeschichte eine lange Tradition. So erscheinen bereits beim Denkmal für General Le Coq B69 in der ursprünglichen Form aufgeschichtete Rohlinge als Unterbau des Granitsockels. Auf dem de Willa-von Stockalper-Grab G8 steht ein imposanter, hoher Marmorblock mit roh behauenen Konturen, während beim Grab der Familie Zufferey G13, den früheren Betreibern des *Hotels Viktoria* in Brig, ein zerborstener Marmorsockel als Kreuzbasis dient. Bemerkenswert ist hier auch die gestürzte, erlöschende Fackel hinter der ebenfalls schräg liegenden Namenstafel. Beim von Klaus Anderegg gestalteten Anderegg-Gentinetta-Grab D68 ist ein wuchtiger, liegender Granitstein mit einem blockhaften Holzkreuz in einer wohlthuend ruhigen Grabgestaltung vereint. Auch auf dem Grab des berühmten Schriftstellers Carl Zuckmayer in Saas-Fee steht ein kantiger Granitblock.



Berta, Karl und Marie hinter Charlotte und Viktor Franzen-Tavernier um 1900

Vorab sei angemerkt, dass es sich hier um die letzte Ruhestätte meiner Ur- und Grosseltern handelt, weshalb manchmal ein etwas persönlicherer Ton erlaubt sein mag. Mein Urgrossvater Viktor wurde am 5. Dezember 1851 in Betten geboren und entstammte dem bereits im 14. Jahrhundert bekannten Geschlecht der Franzen. Wie jede Familie ihre oft unbestätigten Überlieferungen und sorgsam gehüteten Geheimnisse hat, so ist auch nicht bekannt, wann und warum er seinen Geburtsort Betten verliess und nach Brig zog. Dort betätigte er sich als Landwirt, Viehhändler und Transporteur und vertrat den Bezirk als Grossrat. Als er um 1880 die Apothekerstochter Charlotte Tavernier heiratete, kam nicht nur eine wohldotierte Mitgift, sondern auch welscher Charme und Weltoffenheit in die Familie. Diese aus Hochsavoyen stammende Familie liess sich im beginnenden 17. Jahrhundert in Martinach einbürgern. Ihre Mitglieder betätigten sich über Jahrhunderte vorwiegend als Advokaten und Notare. Charlottes Mutter soll als junge Frau, mit der Fahne in der Hand, den aufbegehrenden Unterwallisern voran nach Sitten gezogen sein (wohl während dem 1. Walliser Bürgerkrieg 1840). In der Familie kommentierte man dieses Engagement gerne mit dem Hinweis, ihre Tochter hätte dann zur Strafe einen Oberwalliser heiraten müssen. Jedenfalls machte diese ihrem Nachnamen in Brig alle Ehre, in dem sie das, im Vergleich zum vornehmen *Couronne et Poste*, eher gut bürgerliche *Hotel Simplon* erwarb und dort eben auch eine «Taverne»

betrieb. In den Sommermonaten pachtete das Ehepaar in Zermatt das *Restaurant Walliserkanne* an der Bahnhofstrasse und einen Bazar, der auch die als früheste Souvenirs geltenden Brienzer Holzschnitzereien führte, welche später das Entrée meiner Grossmutter überfüllten. Viktor soll dort, laut Werner Kämpfen, die «rechte Hand» Alexander Seilers gewesen sein.

Als Viktor Franzen 1919, ein Jahr nach dem Tod seiner Frau, verstarb, übernahm sein Sohn Karl den Betrieb. Er versah über Jahre auch das Amt eines Friedensrichters der Gemeinde Brig. An den Folgen eines Sturzes vom Fuhrwerk 1927 schon mit 38 Jahren verstorben, führte seine Frau Marie, geb. Wyer aus Gamsen, Hotel und Wirtschaft über Jahrzehnte weiter. Wie ihre Schwiegermutter war sie sehr weltoffen und für damalige Verhältnisse schon weit in der Welt herumgekommen. Als Kindermädchen des Perugianer Marchese Fabrizio Gavotti Versospi gelangte sie bis nach Ägypten, von dessen Merkwürdigkeiten sie gerne erzählte. Als erste Fahnenpatin der Gliser Musikgesellschaft war sie seit 1929 auch deren erstes weibliches Ehrenmitglied.



Marie Wyer in Ägypten



Als Kindermädchen in Perugia

Während die älteste Tochter Marie (1883–1941) den Briger Posthalter Albert Kämpfen heiratete (Grab B35), verhelichte sich «z'Franze Bärli», wie meine Grossmutter in Brig allgemein genannt wurde, mit dem Postbeamten Moritz Loretan, dem der enge Leukerbadnerkessel wohl schon früh zu eng geworden war. Die Familie Loretan-de Maënchet ist seit dem 13. Jahrhundert in Leuk und ab dem 14. Jahrhundert in



Paul, Richard, Lotty, Maya, Rudolf und Greti hinter Berta und Moritz Loretan-Franzen mit Elias um 1930

Leukerbad nachgewiesen. Sie muss sehr begütert gewesen sein, schreibt doch Hans Anton von Roten über den traurigen *Loretan-Handel*, in dem unser Vorfahre Rolet, «dieser verdiente und langjährige Meier von Leuk» 1432 als Greis hingerichtet wurde, und deutet an, dies sei wegen dessen grossem Vermögen geschehen, das, wie damals üblich, unter die Richter und die Zenden verteilt wurde. Dass der Nachname Loretan, wie Raphael von Werra ausführlich begründet, vom Vornamen einer Loreta herrührt, widerspricht allerdings einer alten Familientradition. Diese führt das Geschlecht auf die Venezianer Patrizierfamilie der Loredano zurück. Tatsächlich ist deren Wappen im Wallis seit dem 17. Jahrhundert, allerdings in *Bastardfarben*, belegt. Dabei haben uneheliche, aber offiziell anerkannte Kinder das Recht, das Familienwappen in abgeänderten Farben zu führen.

Die junge Familie erwarb den Nordteil des von Jean Rossi (Grab G4) zusammen mit dem Architekten Haas gebauten und bewohnten Doppel Einfamilienhauses am Saltinadamm, heute Saltinastrasse 6. Das Unglück der Familie war der Hang des Leukerbadners zu Jähzorn und grosszügigem Umgang mit geistigen Göttergaben. Er war schon seit 1913 Mitglied des Türkenbundes und versah 1929 dort das Ehrenamt eines *Goldpaschas* (Kassier). Moritz starb 1955 an den Folgen eines Unfalls mit seinem Seitenwagenmotorrad.

Das Glück der Familie waren die vier Söhne und drei Töchter, die alle ein erfülltes Leben führen konnten, wenn auch am Ende die *Bettmerkrankheit* Depres-

sion mit Paul gerade den fröhlichsten traf. Mit Paulette Bürcher verheiratet, führte er mit dieser erfolgreich die traditionelle Papeterie auf dem Sebastiansplatz (Grab G25). Er hatte von seinem Urgrossvater Eugen (1830–1909) die musikalische Ader geerbt. Dieser war nämlich nach acht Jahren als erster Cornettist in der päpstlichen Musik auch von 1872–1873 der erste Dirigent der Saltinamusik von Brig. Sein umfangreicher Briefwechsel mit der Familie in Leukerbad soll demnächst in den BWG erscheinen. Abschliessend sei noch an Rudolf (1916–1988) erinnert, der von 1954 bis 1966 als Direktor und bis 1978 als Professor des Walliser Lehrerseminars in Sitten tätig war. Onkel Rudi war Mitglied des Ordens der Marianisten, der in Brig die Knabenschule führte. 1946 konnte er in der Gliser Kirche Primiz feiern. Als liberaler Geist, der in der Funktion eines Provinzials (Oberer) seines Ordens deren Niederlassungen in der ganzen Welt bereiste, riet er seiner mit einem Protestanten verheirateten Schwester Maya, ihre Kinder in dessen Glauben zu erziehen, da im kleinen, waadtländischen Bercher ja keine katholische Betreuung möglich sei.

Bibliographie: Ehe- und Totenbuch Glis 1876–1916; Grichtung 1977; Anonym 1978; Dupot-Lachenal 1984; Von Roten Hans Anton 1991; Fibicher 1993; Flückiger 2001; Zumofen 2005; Leisner 2009; Buholzer 2011. PM Klaus Anderegg, Werner Kämpfen, Lorly Wyder.

Das Grab von Amédée Cachin A19

Von weitem auffallend lädt das farbenfroh gefasste Kreuz den Friedhofbesucher zu einem stillen Gedenken am Grab des Briger Architekten ein. Das Grabzeichen ist eines der wenigen Beispiele für die vor allem im 19. Jahrhundert weit verbreiteten Kreuze aus Gusseisen. Dank der kurz nach 1800 entwickelten Technik und einer seriellen Produktion konnten sich auch einfachere Leute ein eisernes Grabkreuz leisten, das früher, handgeschmiedet, nur für die gutbetuchten Kreise erschwinglich war. Im graubündischen Trun liessen sich die bekannten Künstler Alois und Zarli Carigiet ebenfalls zweitverwendete Grabkreuze in bunter Bemalung auf ihre Gräber setzen.



Amédée wurde am 9. Juli 1923 in Brig geboren. Kurz nach der klassischen Matura am Kollegium begann er im Herbst 1948 im schwer kriegsbeschädigten und von den Russen besetzten Wien an der Technischen Universität ein Architekturstudium. Die Freundschaft mit dem Schweizer Maler Rolf Vollé, dem Journalisten Alphons Matt, dem Visper Sänger Peter Lager und dem berühmten Bildhauer Fritz Wotruba weckten in ihm das Interesse für die Bildende Kunst. Als Diplomingenieur ins damals noch arme Wallis zurückgekehrt, beeindruckten ihn 1953 die Abdankungsfeierlichkeiten für Professor Julius Salzgeber tief: «Die Beerdigung auf der Burg von Raron ging mir als eine der ergreifendsten, noch im alten lateinischen Ritus und mit den alten Gesängen durchgeführte Totenehrung unserer Kirche in mein Gedächtnis ein.»



Amédée Cachin Portrait
von Alfred Grünwald

Im selben Jahr eröffnete er in Visp ein erstes kleines Architekturbüro und gab nebenbei Zeichenunterricht an der dortigen Sekundar- und Gewerbeschule. Die Liebe zur Freihandzeichnung sollte ihn in der Folge lebenslanglich begleiten. Er hielt es wie Albert Carlen, der einmal bemerkte: «Jetzt fotografierensch, um deheime azlüäge, wasch hie gseh hätti, wensch nit fotografiert hätti.» So hielt er seine Reiseindrücke in unzähligen Skizzen fest. 1956 zügelte er nach Brig, wo er bald einmal im Haus von Adele und Fernanda Stockalper zusammen mit Alfred Grünwald und Hans Loretan eine inspirierende Künstlergemeinschaft erleben durfte.

Wann immer möglich beteiligte er seine Künstlerfreunde an seinen Werken. So entstand 1956 in Mühlebach ein kreisförmiger, allseits offener Betonbildstock mit einer Antoniusfigur von Hans Loretan. Leider riss man das den Unwillen der Dorfbewohner erregende, schwebend leichte Gesamtkunstwerk bald einmal nieder. Die Aluminiumfigur wurde dann auf dem Burgspitzrastplatz an der neuen Simplonstrasse an einen mächtigen Stein platziert, nur um kurz darauf von Unbekannten entwendet zu werden. An der Vordachbrüstung des ebenfalls von ihm geplanten Migros-Neubaus an der Ecke Belalp-Nordstrasse entstand dann mit Hans Loretan zusammen ein wuchtiges sechzig Meter langes und über drei Meter hohes Betonrelief. Beim Kirchenneubau in Albinen konnte dank ihm Alfred Grünwald dann seine ersten Glasfenster in leuchtender Farbigkeit einsetzen.

An profanen Bauten entwarf er unter anderen das Wohnhaus Alfred Gertschen an der Winkelgasse, die grossen Blöcke für Max Bürcher und Severin Schmid am Rhonesandplatz, die EWB-Zentrale an der Ecke Nord-Saflischstrasse, das Sportzentrum der Ursulinen und den Erweiterungsbau des Marienheims.

Einen besonderen Namen macht sich der kunstbegeisterte Cachin dann mit der Restaurierung historischer Gebäude: Haus Fernanda von Stockalper 1961 und Marienheim in Brig sowie die Pfarrkirchen von Binn 1958 bis 1963, Ernen 1964 bis 1968, Bellwald 1975 bis 1977, Raron und St. German. Ihm verdanken wir auch die Neubauten der Kirchen von Albinen und Blatten im Lötschental.

Während der katastrophalen Überschwemmung von Brig 1993 schwer erkrankt, vertiefte er sich dann in religiöse Studien. Amédée Cachins Lebenshaltung drückt sich in dem von ihm gewählten Grabspruch am Fuss des Kreuzes aus:

Jesus sagt: Ich bin
der Weinstock,
Ihr seid
die Reben.

Bibliographie: Cachin Amédée 1976 und 1982; Ruppen 1979; Seib 2009; Cachin-Troxler Berthe 2011; Buholzer 2011. PM Berthe Cachin-Troxler.

Das Grab von Oskar Walpen Azo



Die klare Gliederung des aus weissem Marmor mit kräftig kontrastierenden bronzenen Dornflechtbändern beidseits des zentralen Kreuzes und dem gemitteten Rundportrait lässt dieses Grabmal geradezu monumental erscheinen. Auf dem Gliser Friedhof stellt es, zusammen mit dem Lisinski-Grabstein (Grab B10), ein rares Beispiel für die auf den beschwingten Jugendstil folgende streng geometrisierende Art-Deco-Kunstrichtung dar. Ebenso selten ist die Verwendung einer plastischen Bildnisdarstellung, wie sie in Glis sonst nur noch auf dem Clausen- und Seilergrab (Grab G29 und G17) zu finden ist. Ein ähnliches Rundbildnis zeigt auch das Grab des durch seine «Gotthardpost» berühmt gewordenen

Malers Rudolf Koller von 1908 auf dem Friedhof Sihlfeld in Zürich. Aussergewöhnlich und die Neugier weckend ist auch die Widmung des Auftraggebers unterhalb der zum Kreuz führenden Stufen: VOM LEHRERSTAND DES WALLIS IN DANKBARKEIT GEW.

Welche Verdienste stehen hinter dieser doch raren Anerkennung, die zudem noch durch eine Gedenktafel mit demselben Tondo nach einer Portraitaufnahme durch S. Petroja an der Kirchennordwand seines Geburtsortes Binn verdoppelt wird?

1883 zur Welt gekommen, studierte Oskar Walpen an der juristischen Fakultät in Freiburg im Üechtland und an der Militärakademie der ETH in Zürich. Noch als Student sandten ihn 1909 die Gommer als Grossrat nach Sitten. Im folgenden Jahr leitete er als Zentralpräsident den Schweizerischen Studentenverband. Nach dem Anwaltsexamen eröffnete der junge Jurist an der Briger Bahnhofstrasse im Imhofhaus ein eigenes Advokatur- und Notariatsbüro. Anfangs bildete er mit seinem jüngeren Studienkollegen und Vereinsbruder Dr. Viktor Petrig (1887–1973) eine Bürogemeinschaft. Dieser war 1914 ebenfalls zum Zentralpräsident des katholischen Studentenvereins gewählt worden. Die Zusammenarbeit blieb, trotz mageren finanziellen Resultaten – Petrig soll dabei weniger als tausend Franken im Jahr verdient haben – bis nach dem Kriegsende 1919 bestehen.

Nachdem Oskar Walpen von 1920 bis 1925 als Stadtpräsident der Gemeinde Brig vorstand, wurde er in den Staatsrat gewählt. Als Chef des Erziehungsdepartementes erarbeitete er gegen teils heftigen Widerstand ein neues «Lehrerbesoldungsgesetz». Trotz vielen kleinlichen Anfeindungen brachte er das unpopuläre, weil Geld kostende, Gesetz vor dem Grossen Rat und in der Volksabstimmung erfolgreich über die Runden. Neben einer Verbesserung der Gehälter führte er eine Wohnort- und Familienzulage ein, die zusammen mit der Altersvorsorge zu Lasten des Staates gingen. Dabei wurde auch ein noch heute gültiger Finanzausgleich zwischen armen und reichen Gemeinden eingeführt. Für das Lehrpersonal wichtig war aber auch ein weitreichender Kündigungsschutz, durch den dieses weitgehend dem



Einfluss gemeindeinterner Politik entzogen wurde. Die Lehrer des Kantons hatten daher allen Grund, ihrem Förderer und Beschützer dieses Zeichen der Dankbarkeit zu setzen.

Leider erlebte Staatsrat Walpen die Einführung des Gesetzes am 15. November nicht mehr. Erst 48jährig erlitt er am 30. September 1931 in Martinach, auf der Rückreise von der durch ihn mitgegründeten Taubstummenanstalt in Bouveret, beim Sturz unter einen anfahrenden Zug tödliche Verletzungen.

Bibliographie: Schmidt 1963; Carlen Louis 1974; Chastonay 1988; Buholzer 2011.

Das Grab von Edzard Schaper A40

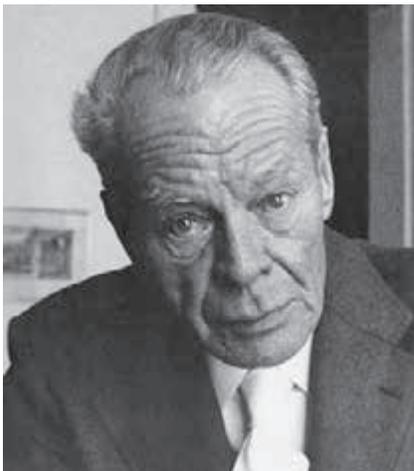


Vor dem schlichten und gerade dadurch beeindruckenden, von Hans Loretan gestalteten Serpentinegrabstein ruhen die Asche-Urnen des einst viel gelesenen Dichters Edzard Schaper und seiner Frau Alice, geb. Pergelbaum. Es ist das zweite und nun endgültige Grab Schapers, das er sich ausdrücklich auf dem Gliser Friedhof gewünscht hatte. Denn sieben Jahre nachdem er sich 1957 in Münster niedergelassen hatte, erwarb er für sich dort südlich neben dem Beinhaus eine erste repräsentative Grabstelle, liess eine Gruft ausbetonieren und das Grab durch Rosmarie Wirthner, der Frau von Dr.

med. Hermann Wirthner, seines Arztes und Freundes, bepflanzen. Darunter mussten immer vier Königskerzen wachsen, in Erinnerung an seine bis heute gelesene eindruckliche Erzählung «Der vierte König». Ich kann mich noch lebhaft erinnern, welchen Eindruck mir als Mittelschüler dieses damals in Münster zu den Sehenswürdigkeiten zählende Grab eines noch Lebenden gemacht hat. Da Schaper Frau Wirthner oft bei der Auswahl des Blumenschmuckes dreinredete, wies sie ihn einmal schroff zurecht: «Gehen Sie von Ihrem Grab weg!» und «Also einem Toten das Grab zu machen, das ist mir egal, aber wenn mir da einer immer reinschwatzt, wie man sein Grab machen soll, also das geht mir gegen den Strich.» Eine Bemerkung ihr gegenüber «Nun habe ich hier Heimat-



Titelvignette von Celestino Piatti 1968



Edzard Schaper 1955

recht, lebendig und tot» zeigt, dass für ihn diese «Erdung» in Münster viel bedeutet hat. Das bereite Grab, welches er von seinem Schreibtisch aus an einem Bienenstock vorbei, als Zeichen des Lebens, immer vor Augen hatte, muss auf den Schriftsteller wie ein ständiges «Memento mori» gewirkt haben – eine stete Mahnung, sich der eigenen Sterblichkeit bewusst zu sein.

Dass solche noch zu Lebzeiten reservierte Gräber bei der Bevölkerung auf Befremden stossen und zu allerlei Mutmassungen anregen, zeigt sich auch beim Grab G12 von Hugo Peter. Dieser soll für sich bereits an seinen früheren Wohnorten Paris und Cannes ein Grab eingerichtet haben. Ein Gliser teilte mir mit, es sei total ausgekackelt und man hätte dafür extra Erde vom Berisal herunterbringen müssen.

Sinnigerweise liegt Schapers Grab in Sichtweite des Rokoko-Kreuzes von Franz Christian Wegener in der Goldenen Pforte (Band 1, S. 63). Dort stehen nämlich Sätze, die gleichsam als Leitmotive zu wichtigen Aspekten in des Schriftstellers Leben passen und die Tragik seiner Existenz aufzeigen. Die Inschrift auf der kleinen Tafel beginnt mit der Aufforderung «BLEIBE NICHT STEHEN WANDERER». Dabei darf man sich den Lebenslauf Schapers

nicht als geruhames Ziehen von Ort zu Ort vorstellen. Vielmehr trieben ihn die gewaltsamen kriegerischen Auseinandersetzungen beider Weltkriege quer durch Europa und die verschiedensten Berufe.

Edzard Schaper wurde am 30. September 1908 in der deutsch-polnischen Grenzstadt Ostrowo als elftes Kind eines Militärbeamten geboren. Zehnjährig musste er 1918 mit seiner Familie ins schlesische Glogau fliehen. Von dort zog die Familie zwei Jahre später nach Hannover. Erst sechzehnjährig verliess er vorzeitig das Gymnasium. Nun wechselten Aufenthalte und Beschäftigungen in rascher Folge. So verdiente er sich seinen Lebensunterhalt als Bibliotheksgehilfe und als Regieassistent an der Stuttgarter Oper. Dort begann seine schriftstellerische Karriere mit den zwei Romanen «Der letzte Gast» von 1927 und «Die Bekenntnisse des Försters Patrik Doyle» von 1928. Von der Insel Christiansö in Dänemark reiste er nach England und Polen, war kurz Gärtnergehilfe und dann Matrose auf einem Fischdampfer. 1930 wurde Edzard Schaper freier Korrespondent der United Press in Reval. Als er sich dann 1932 in der estnischen Hauptstadt Reval, dem heutigen Tallinn, niederliess, kehrte eine gewisse Ruhe in sein unstetes Leben ein. Er verheiratete sich und schrieb bedeutende Erzählungen und Romane, in denen die innere Freiheit des Glaubenden im Mittelpunkt steht.

Ein weiterer «Wegenerspruch» trifft auf die folgenden Schicksalsjahre des jungen Schriftstellers zu: «DAS ENDE SEINER WELT HAT IHN DER HEIMAT BERAUBT». Als Schaper 1939 die Zwangsumsiedlung nach Deutschland verweigerte, musste er im Winter 1940 nach Finnland fliehen. Da er 1944 finnischer Staatsbürger geworden war, wurde er zum Wehrdienst einberufen und berichtete 1944 von der Front über den Einmarsch der sowjetischen Truppen. Vor diesen flüchtete er nach Schweden. Bereits 1940 war er vom deutschen Volksgerichtshof und nun auch von den Sowjets in Abwesenheit zum Tod verurteilt worden. So war er nun wirklich heimatlos und stand auf der Grenze zwischen Leben und Tod. In Schweden arbeitete er von 1944 bis 1947 als Waldarbeiter, dann als Übersetzer und schliesslich als Sekretär eines Gefangenenhilfswerkes.

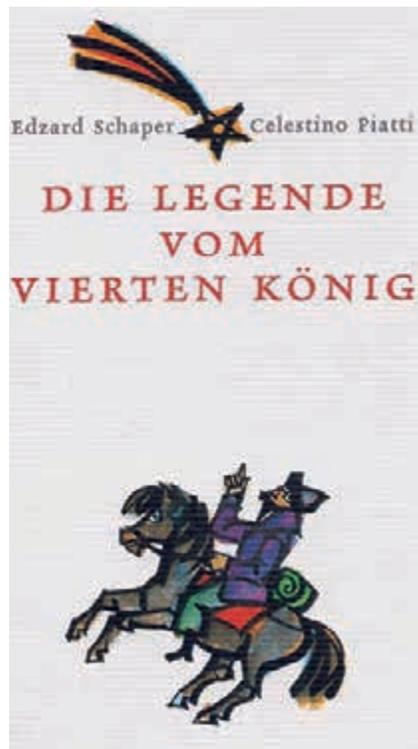
1947 reiste die Familie in die Schweiz ein und fand nach Aufenthalten in Zürich, Böningen am Brienersee und Mammern am Bodensee 1952 endlich etwas Ruhe in Brig. Schon am 8. Februar 1950 hatte der Dichter hier auf Einladung des Vortragsvereins, der vom initiativen Dr. med. Hans Perrig geführt wurde, im alten Couronne-Saal unter dem Titel «Russland auf dem Marsch nach Westen» eine packende Rede über die unglücklichen baltischen Völker gehalten. Bereits im nächsten Jahr folgte eine Betrachtung über «Die Auseinandersetzung zwischen Ost und West». Triebkraft dieser Beziehung und bald einmal geistlicher Freund war der spätere Kollegiumsrektor und Domherr Albert Carlen. Zu diesem ihm zugetanenen und bewundernden Kreis gehörten auch der Visper Chefarzt Gottfried Meyer mit seiner Frau Klara, der

Gliser Pfarrer Alfred Werner und später vor allem der Münstiger Dorfarzt Hermann Wirthner mit seiner Frau Rosmarie. Im Dezember 1952 bezog die Familie Schaper im Perrighaus an der Bahnhofstrasse in Brig eine Wohnung im Westen des vierten Stockes, wo vorne am Eckturm als Motto das Wort «Liebe» steht. Trotz dieses Wahlspruches und obwohl ihm eine Dachmansarde als Arbeitsraum zur Verfügung stand, zügelte er bald einmal zum Schreiben nach Reckingen und 1957 nach Münster in ein verlassenes Haus mit freiem Blick talauf- und abwärts, während die Familie in Brig blieb. In Münster wurde er 1960 erster Ehrenbürger. Wie sehr er sich hier heimisch fühlte, belegt ein Text von 1968: «Hier zu Füssen des Rottengletschers, talabwärts, wohnt ein wehrhaftes Bauernvolk: zäh durch die Kargheit seiner Umwelt, selbstbewusst und stolz, seiner Bedeutung bewusst [...]. Spürt oder sieht man das [...]? Nein. Alles atmet Idyll. Geliebte kleine Welt!» Auch von der offiziellen Wohngemeinde Brig erhielt er ein Jahr später dieselbe Ehrung und 1963 ausserdem mit der Erteilung des Bürgerrechts die Möglichkeit, den Schweizer Pass zu erhalten. Übrigens besitzt jedes im deutschsprachigen Kantonsteil bis in die achtziger Jahre verheiratete Walliser Ehepaar im offiziellen «Familienbüchlein» einen Schapertext! Dort schreibt er im Geleitwort: «[...] die Heimat, das kleine, teure Vaterland. Es nimmt auf den Karten dieser Welt einen geringen Raum ein. Desto grösser ist es [...] unter den dreizehn Sternen im Banner seiner Freiheit und Selbständigkeit und unter dem Kreuz, das die Fahne der Eidgenossen trägt [...]» Dass er sich dann von 1977 an bis zu seinem Tod am 29. Januar 1984 vorwiegend in Bern aufhielt, hatte verschiedene Gründe. Am schwersten traf ihn wohl die Aufkündigung der Freundschaft durch Hermann Wirthner. Hinzu kam eine Entfremdung gegenüber der eigenen Familie. Seine zunehmend kritische Haltung zum Katholizismus führte auch zu einer Abkühlung der Beziehung zum früheren Freundeskreis. Dieser wandte sich zudem immer mehr dem bekannteren Schriftsteller Carl Zuckmayer zu. Der fröhliche Rheinländer bot sich auch als angenehme Alternative zum eher schwerblütigen bis cholerischen Nordländer an. Schlussendlich wird, laut Dr. Anton Nanzer, auch die Schliessung des einzigen von ihm akzeptierten *Speiserestaurants Galmistübli* in Münster eine Rolle gespielt haben. Dort hatte ihn die Metzgersgattin Laurette Nessier-Rovina, «[...] die unübertreffliche Hausfrau im rühmlichen «Galmistübli» mit [...] ihrem stillen, sanftmütigen, geduldigen Wesen» über Jahre fast täglich mit einem reichlichen Mittagmahl nebst einer Flasche vom besten Wein verwöhnt. Durch all dies verlor er erneut eine Heimat, von der er einmal schrieb: «Die einzige Heimat, die man finden kann, ist ein anderes Herz.»

Als letzter Aspekt aus Edzard Schapers bewegtem Leben sei noch sein 1959 erfolgter Übertritt zum katholischen Glauben erwähnt. Das abschliessende

Wegenerzitat: «ER WAR EIN PILGER AUF DEM WEGE [...] HIN ZUR KIRCHE» passt zu seiner Konversion vom orthodoxen zum römischen Bekenntnis. Wie Rektor Carlen uns Mittelschülern oft erzählte, war der Schriftsteller vor allem durch das vorkonziliäre Gesamtkunstwerk eines Hochamtes beeindruckt gewesen, das ihn wohl auch an die orthodoxen Feiern in seiner Kinderzeit erinnerte. Neben der grossartigen Inszenierung des feierlichen Rituals durch die in prachtvolle Gewänder gekleideten Geistlichen und Ministranten sprechen die gewaltigen Orgelklänge und die gemeinsamen Gebete und Gesänge in Verbindung mit den Weihrauchschwaden ja neben allen Sinnen auch das Gemüt an. So wurde die Familie Schaper am 29. September von Albert Carlen in der Pfarrkirche von Visperterminen getauft und wenig später vom damaligen Abt und späteren Kardinal Benno Gut in Einsiedeln gefirmt.

Leider kennt man den Schriftsteller auch bei uns kaum noch und seine Werke werden nach Auskunft der Mediathek mit Ausnahme der «Legende vom vierten König» beinahe nie ausgeliehen. Diese Erzählung ist zusammen mit «Das Christkind aus den grossen Wäldern», sicher auch der stimmigen Illustrationen von Celestino Piatti und Richard Seewald wegen, immer noch ein Verkaufserfolg. Beide können, in der 27. Auflage, noch heute in den



Titelvignette von Celestino Piatti

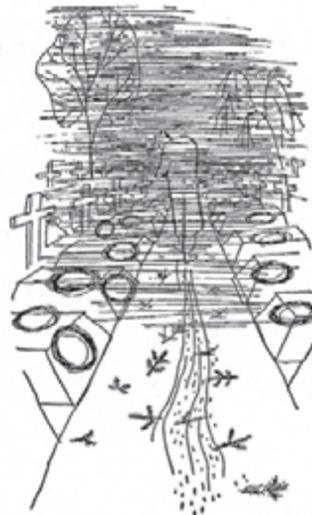


Illustration von Richard Seewald

Buchhandlungen bezogen werden. Obwohl viele der 27 Erzählungen und einige seiner 20 Romane noch heute lesenswert sind, scheint sich Schapers eigene Aussage zu bewahrheiten, dass «[...] meine Gestalt hinter dem niedrigen Horizont unserer Zeit verschwunden ist [...]». Es bleibt zu hoffen, dass die 2012 erscheinende «Biographie eines Grenzgängers» von Uwe Wolff den Dichter und sein Werk wieder bekannter machen wird.

Bibliographie: Schaper 1968 und 1979; Carlen Albert 1975 und 1985; Von Kloeden 1994; Imboden Rea 1998. PM Esther Loretan, Anton Nanzer, Rosmarie Wirthner.

Das Grab von Ernest Guglielminetti alias Dr. Goudron A41



Hier besteht die Grabgestaltung fast gänzlich aus rötlichen Blöcken. Während der vertikale, eigentliche Gedenkstein die Namen der Verstorbenen trägt, bedeckt eine wuchtige Platte beinahe das gesamte Grabfeld. Solche den Grüften in der Kirche nachempfundene Steinabdeckungen finden sich seit dem Mittelalter bis in unsere Zeit auch auf dem Friedhof. In den hochmittelalterlichen Stundenbüchern des Herzogs von Berry (um 1410) zeigen mehrere farbenprächtige Darstellungen, jeweils als Einleitung des Totenoffiziums, Friedhöfe mit steinbedeckten Erdgräbern, einem Hochkreuz und einem noch offenen Grab. Im Berner Kunstmuseum bedecken die Grabplatten auf dem Allerseelenaltar beinahe den gesamten Friedhof (s. S. 31). Ein eindrückliches Bild bieten auch die Aussenfriedhöfe St. Rochus und St. Johannis in Nürnberg, wo unter hunderten von nahezu einheitlichen, sarkophag-



*Das Ehepaar Guglielminetti 1936
in Evian*

artigen Grabplatten so berühmte Künstler, Patrizier und Gelehrte wie Albrecht Dürer, Veit Stoss und Willibald Pirckheimer liegen. Das älteste Beispiel auf unserem Friedhof, die monumentale beschriftete Grabplatte des Generals Le Coq ist leider schon lange verschwunden (s. S. 48/49).

Die Nachbarschaft zu Schapers Grab im Sinne einer Ehrenreihe mag gewollt oder auch zufällig sein. Jedenfalls bestehen zwischen den beiden Verstorbenen einige Berührungspunkte. Während der Schriftsteller aus der Ferne zu uns fand, zog es Guglielminetti hinaus in die weite Welt, um erst nach seinem Tod wieder dauernd an seinen Geburtsort zurückzukehren. Beide waren sie auch Heimatlose und wurden, der eine in Brig, der andere in Bürchen eingebürgert.



Die Familie Perrig-Furrer um 1828 Gemälde von Lorenz Justin Ritz

Allerdings kam Dr. Guglielminetti am 24. November 1862 als Sohn einer Mutter auf die Welt, die als Tochter der mit dem Briger Notar Franz-Stephan Perrig in zweiter Ehe verheirateten Ludovica Escher zum Briger Patriziat gehörte. Auf einem der wenigen Gruppenportraits des Walliser Malers Lorenz Justin Ritz (Vater des berühmten Raphael) steht die kleine Luise bei der schönen Mama, während ihr Halbbruder Cäsar (geb. 1825) mit einem lustigen Federhütchen auf Papas Knien sitzt.

In Simplon-Dorf geboren, verheiratete sich diese Grossmutter 1814 zuerst mit Joseph Furrer aus Bürchen, der kurz nach der Geburt von Guglielminettis Mutter Aloysia/Louise (1820) starb. Mit etwelchem Stolz erzählte Dr. Goudron vom Grabmal seiner Grossmutter, das er allerdings fälschlicherweise als «Bronzetafel» bezeichnete. Dieses vom gleichen Kunstschmied wie das «Denkmal der Liebe» des Loscho-Grabs (s.S. 129) auf dem Friedhof geschaffene Eisenepitaph



**Epitaph für Ludovica Escher (Perrig-Furrer)
um 1843**

stand einst rechts neben dem Supersaxoaltar in der Gliser Kirche.

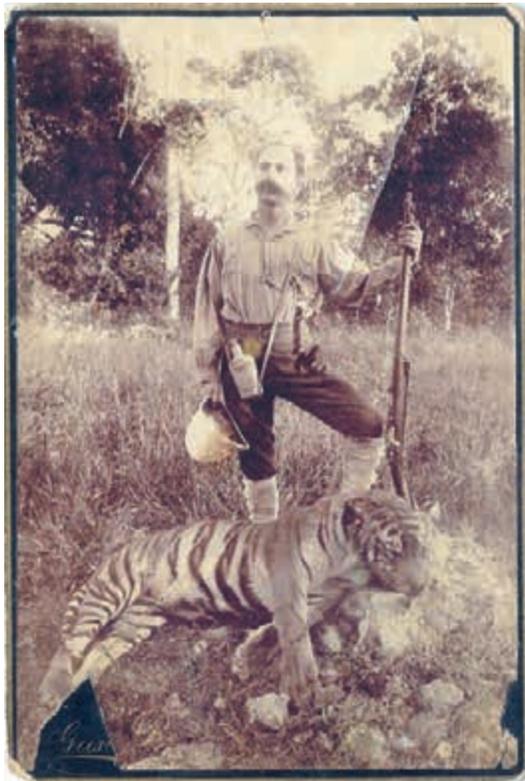
Wie damals für eine Tochter aus gutem Haus üblich, besuchte Louisa Furrer ein Pensionat im Welschland. Während eines Ferienaufenthalts bei ihren Verwandten in Simplon-Dorf verliebte sich die erst Dreizehnjährige in den temperamentvollen italienischen Handelsmann Antonio Guglielminetti des Caspar und der Apolonia Delore aus Domodossola. Verwandte aus der Familie seiner Mutter zogen später ebenfalls nach Brig und betrieben bis 1993 die bekannte Teigwarenfabrik *Del Oro* im Rhonesand. Kurzentschlossen liessen sich die beiden von Pfarrer Peter Joseph Andenmatten in der Simpeler Dorfkirche trauen. Da bis zum Heimatlosengesetz von 1870 ausser den Eingewanderten auch die aus ihrer Bürgergemeinde Weggezogenen als heimatlos galten, musste die junge Familie sich erst in Bürchen einkaufen, um Schweizer zu werden. Dr. Goudrons Eltern betrieben in der Folge als Wirtsleute das heutige *Malteserkreuz* in Glis und das *Café National* (jetzt *Mazza*) in der Briger Burgschaft. Bereits 1845 erteilte der Briger Rat der «Frau Guellminetti» die Bewilligung, ein «Café und Billard zu halten [...] unter der ausdrücklichen Bedingung, das selbe eine vom Rat annehmbare Mannsperson stelle, welche im Stande wäre, gute Polizei und Ordnung zu halten».

Als weitere Gemeinsamkeit der beiden «Grabnachbarn» kann deren Vielseitigkeit bezeichnet werden. So war der Verstorbene einer der ersten Höhenphysiologen (Mont Blanc-Expedition 1891 und Ballonfahrten mit Kapitän Speltrinelli), der die Berg- oder Höhenkrankheit erforschte und durch den Sauerstoffmangel bei gleichzeitig erhöhtem Verbrauch erklären konnte. In der Folge entwickelte er einen Narkose-Inhalationsapparat, ein modernes Tauchgerät und Rettungshilfen für Feuerwehr und Unterseebote, die in ihren Grundprinzipien noch heute gebraucht werden. Daneben betätigte er sich als Tropenarzt in Indonesien und als ärztlicher Berater sowohl höchster Adelskreise, wie auch frivoler Lebedamen. So zählten sowohl mehrere Söhne des österreichischen Kaisers Franz Joseph und dessen Seelenfreundin und Geliebte,



**Grabsteinrest der Eltern
Dr. Goudrons**

die Burgschauspielerin Katharina Schrott, als auch die berühmt berüchtigte Varieté-Tänzerin und Spionin Mata Hari zu seinen Patienten. Obwohl Guglielminetti in jungen Jahren stolz als Grosswildjäger vor der Kamera posierte, entwi-



Auf Tigerjagd



**Taucheranzug mit
Sauerstoffapparat**

ckelte er sich später zum engagierten Kämpfer gegen medizinische Experimente an lebenden Tieren. All dies und weit mehr schildert Werner Kämpfen in seinem sehr empfehlenswerten Buch «Docteur Goudron».

Da diese leicht lesbare und spannend geschriebene Biographie in den Bibliotheken erhältlich ist, beschränke ich mich hier lediglich auf seine bedeutendste Erfindung: die Teerung der Strassen. Ihr verdankt er mit recht den Ehrentitel eines «Doktor Goudron».



Erster Teerversuch am 13.3.1902 in Monaco

Spaziert man heute über die «Bikisteine» Brigs, würde man nicht denken, dass ausgerechnet ein Briger Bürger die bis heute bewährte Strassenteerung erfunden hat. Als Dr. Ernest Guglieminetti am 12. März 1902 in Monaco vor seinen Arztkollegen einen Vortrag über die

Ergebnisse der Mont-Blanc Expedition und der Ballon-Höhenfahrten gehalten hatte, gab der anwesende Fürst von Monaco, Albert I., zu Bedenken, die Luft dort oben sei ja frisch und rein, aber es leben dort oben wohl nur wenige Menschen. Wichtiger schein es ihm, wenn man sich den staubgeplagten Niederungen annehmen würde. Da erinnerte sich der Referent an die teerbestrichenen Böden in den indonesischen Spitälern, die wasserdicht und leicht zu reinigen waren. Ausserdem, erwiderte er dem Fürsten, sei der Steinkohlenteer ein billiges Abfallprodukt der Gaswerke. Bereits am nächsten Tag wurde eine vierzig Meter lange Strecke in Monaco mit warmen Teer bestrichen, der sich mit dem Schotter verband und eine «lautlose, staublose und mühelose» Fahrt ermöglichte.

Obwohl anfänglich noch manche Wagen im zu warmen Teer stecken blieben und sich in unpräparierten Strassen zäher Staub-Teer-Brei in den zahlreichen Löchern sammelte, konnte der bald einmal allgemein als «Doktor Goudron» Betitelte durch Vorwalzen der Schottergrundlage und Nachwalzen der mit Kies vermischten Teermasse jene Struktur erreichen, die noch heute den Erfolg seiner Erfindung ausmacht, von der er bewusst nie finanziell profitierten wollte und deshalb auch nicht patentieren liess. Um seiner Idee zum Durch-

bruch zu verhelfen, gründete Dr. Goudron eine Liga gegen die Staubplage und warb an unzähligen internationalen Kongressen und in engagierten Zeitungsberichten für seine Idee. So erschien bereits am 31. Oktober 1903 im *Briger Anzeiger* von ihm ein Artikel «Über die Teerung von Strassen zur Bekämpfung der Staubplage».

Wie bei jeder verdienstvollen Tat traten bald einmal Neider auf, die ihm seine Pionierleistung streitig machen wollten. Dabei wurden die Ausgangsmaterialien Teer als zähflüssiges und billiges Gaswerkabfallprodukt mit Asphalt, einer teerhaltigen, durch Bergwerksabbau teureren Gesteinsart verwechselt. Mit diesem, später Stampfasphalt genannten, Material, soll bereits der assyrische König Nebukadnezar um 600 v. Christus die Strassen von Babylon stabilisiert haben. In der Neuzeit wurde Naturasphalt 1849 erstmals im neuenburgischen Travers als Belag eines Fahrwegs verwendet. Ab 1854 ersetzte es dann vor allem in Grossstädten zunehmend die bisherige Holzpflasterung (!) der Hauptstrassen.

Zum heiteren Ausklang sei noch eine letzte Gemeinsamkeit zwischen Dr. Guglielminetti und Edzard Schaper vermerkt. Beide verband nämlich eine Freundschaft mit einem Affen. So berichtet der Schriftsteller von seinem Rhesusäffchen «Joke», das ihn nach Estland begleitete und das auch in einer seiner Kurzgeschichten auftaucht. Der Erfinder hingegen hielt sich in Indonesien ein Orang-Utan-Baby, «Mein seltsamster und wohl treuester Patient [...]», das er selbst mit der Flasche aufzog und sein anhänglichster Begleiter wurde. Die Fotografie dieses Freundes zeigte er später in vielen Vorträgen, in denen er im Sinne Darwins über die Verwandtschaft zwischen Menschen und Tieren sprach.



Der Gute Freund

Bibliographie: PFA Glis, *Catalogus Mortuorum* 1871; Guglielminetti 1903; Bielander 1942; Kämpfen Werner 1944; Zenklusen Ernst 1967 und 1970; Illi 1992; Hamilton 2002; Tscherrig Georges 2002; Happe 2003; Willisch 2003.

Das Grab der Famiglia Cerutti A56



Bleibt ein etwas bestandener Oberwalliser vor diesem wuchtigen Blockgrabstein mit dem Relief eines am Ölberg betenden Christus stehen, denkt er mit Sicherheit an die Firma «Dulio & Cerutti» und wird sich in Nostalgie an das eigentümliche Fachwerkgebäude erinnern, in dem zuunterst an der ehemaligen Bahnhof- und heutigen

Furkastrasse in Brig diese Früchte- und Gemüse-Grosshandlung auch im Detailverkauf ihre Ware feilbot.

Um 1860 transportierten die Gebrüder Dulio aus dem italienischen Borgomanero (Provinz Novara) über den Grossen St. Bernhard regelmässig Geflügel nach Martinach, wo sie während der Öffnungszeit des Passes auch einen Laden mit Lebensmitteln und Haushaltsartikeln betrieben. 1890 wurde Bernardino Dulios Vetter Antonio Cerutti als langjähriger Mitarbeiter Geschäftspartner. Während die Dulio in Italien für den Betrieb besorgt waren, führten die Cerutti nun ganzjährig das Geschäft in Martinach. Als sich in Brig durch die Arbeiten am Simplontunnelbau bessere Geschäftsmöglichkeiten eröffneten, zügelte die Firma hierher. Die in der Nähe des *Hotels Müller* an der Gliserallee gemietete Lagerhalle wurde bald einmal zugunsten eines eigenen Terrains an der Furkastrasse aufgegeben. Nachdem die «Companie de la Ligne du Simplon» den Geleisebau bis nach Brig verlängert hatte, wurde der in Riegelbauweise erstellte Bahnhof von Siders durch einen Neubau ersetzt. So konnte die Firma das Gebäude erwerben und nach dem Abbruch durch die Feuerwehr in seiner Originalform in Brig wieder aufbauen. Neben dem Geflügelhandel, der den Dulio den Übernamen «Hännuchrämini» einbrachte, vertrieb man nun auch unter anderem Eier, Salami, Konserven und Weine. Für zehn Rappen soll man dort zudem in warmem Wein gekochte Kastanien feilgeboten haben und wenn Jahre später Edzard Schaper seinen Lieblingstropfen «Chianti stravecchio» orderte, lieferte man selbstverständlich frei Haus. Natürlich handelte man auch mit Walliser Produkten. So



Die alte Handlung «La Baracca»

konnten Einheimische bei der Firma «tschiferewis» Pilze und Heidelbeeren zu Geld machen.

Die aus Italien eingeführten Waren wurden mit Pferd und Wagen über den Simplon nach Brig und von hier aus an die Kunden im ganzen Wallis weiter befördert. Mit der Eröffnung des Simplontunnels 1905 trafen die Importe natürlich mit der Bahn in Brig ein und mit der Anschaffung eines ersten Lastwagens ging die Ära des Kutschers Battista zu Ende.

Die aus Italien eingeführten Waren wurden mit Pferd und Wagen über den Simplon nach Brig und von hier aus an die Kunden im ganzen Wallis weiter befördert. Mit der Eröffnung des Simplontunnels 1905 trafen die Importe natürlich mit der Bahn in Brig ein und mit der Anschaffung eines ersten Lastwagens ging die Ära des Kutschers Battista zu Ende.

Die aus Italien eingeführten Waren wurden mit Pferd und Wagen über den Simplon nach Brig und von hier aus an die Kunden im ganzen Wallis weiter befördert. Mit der Eröffnung des Simplontunnels 1905 trafen die Importe natürlich mit der Bahn in Brig ein und mit der Anschaffung eines ersten Lastwagens ging die Ära des Kutschers Battista zu Ende.



Fuhrwagen mit Battista



Lastwagen um 1940



Inserat 1961



Inserat 1979

1928 übergaben Bernardino Dulio und Antonio Cerutti das Geschäft ihren Söhnen, die sie beide auf den Namen Emilio getauft hatten. Diese expandierten den Handel von Mailand bis nach Genf und spezialisierten sich auf den Sektor Früchte und Gemüse. Deshalb schloss man 1958 den alten Gemischtwarenladen im gezügelten Bahnhofgebäude, das 1983 schliesslich einem Neubau weichen musste, heute Furkastrasse 25. Das Geschäft wurde im Dulio-Neubau auf der gegenüberliegenden Strassenseite weitergeführt. Vom Architektenehepaar Heidi und Peter Wenger-Dellberg geplant, wurde hier wohl zum ersten Mal im Oberwallis ein Flachdach realisiert. Wie die Inseerate der Firma zeigen, hielt die anfangs wohl federführende Familie Dulio bis in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts an der gewohnten französischen Sprache fest. Erst als nach dem Rückzug Emilios 1973 dessen Söhne Bruno und Ermanno zusammen mit Angelo und Bartolomeo Cerutti die Firma übernahmen, wurde in Deutsch inseriert.

Wie stolz italienische Familien auf ihre neue Heimat waren, zeigt der Grabstein: So wurde etwa Emilio Ceruttis Frau, eine geborene Verasani, auf den Namen Helvetia getauft.

Im September 1983 konnte in Gamsen ein neues Betriebsgebäude mit 8500 m³ bezogen werden. Damals schied die Familie Dulio aus dem Geschäft aus, das nun in eine AG umgewandelt wurde. Das kleine Unternehmen von 1860 hatte sich zu einer modernen Grosshandlung entwickelt, welche zwischen 16 und 18 Personen beschäftigte und jährlich 500 bis 600 Eisenbahnwagen Früchte und Gemüse verkaufte. Da auch die Nachkommen der Ceruttis andere Berufe ergriffen, wurde die Firma verkauft. Seit 1999 leitet Bruno Bianchi unter seinem Namen das Geschäft.

Es fällt auf, dass in Abständen von etwa hundert Jahren im Oberwallis immer wieder wichtige Handelsunternehmen entstanden, die rasch aufblühten, um dann nach wiederum etwa hundert Jahren zu verschwinden. Dabei folgten auf den weitverzweigten und breit gefächerten Handel des Grossen Stockalpplers (Band 1, S. 54) der Tessiner Firmenverbund Loscho-Annexi-Fruzzini und auf die oberitalienischen Dulios und Ceruttis nun der Früchte- und Gemüse-Grosshandel des aus Villadossola stammenden Bruno Bianchi.

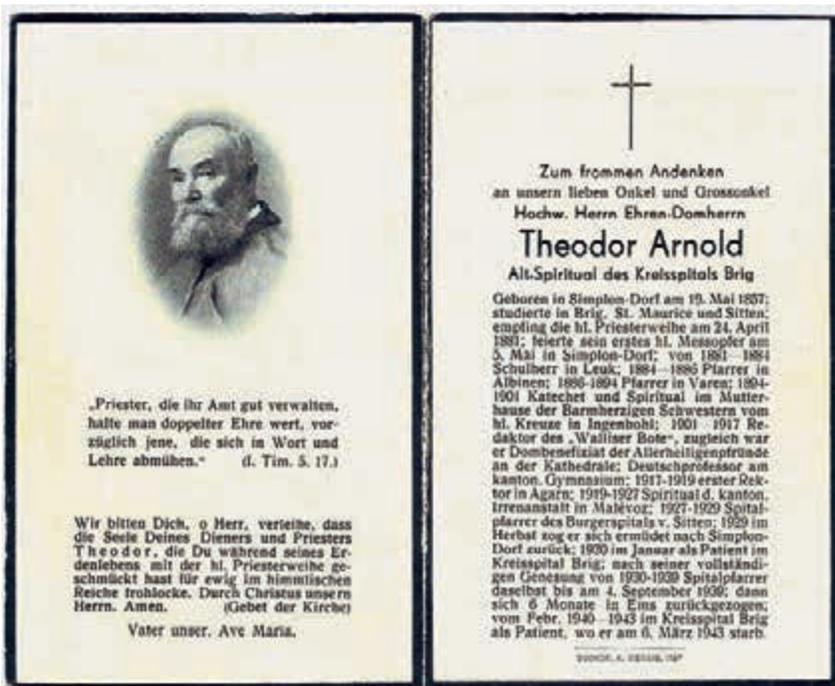
Bibliographie: Bellwald 1983; PM Myrna und Raoul Bayard, Marie-Therese und Otto Bellwald, Bruno Bianchi, Dino Dulio.

Das Grab des Ehrendomherren Theodor Arnold A86



Einen Blickfang für die Friedhofsbesucher stellt das grosse tiefschwarze Kreuz mit einem Guss-eisen-Christus auf dreifachem Sockel dar. Solche dunkle Granitdenkmäler kamen erst im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts auf, als eine maschinelle Glättung der Steine das aufwendige Polieren von Hand überflüssig machte. Sie wurden deshalb auch beim Mittelstand rasch beliebt und beherrschten lange das Erscheinungsbild städtischer Friedhöfe.

Das hochrechteckige Porzellanbildnis zeigt den Verstorbenen in dreiviertel Grösse. Leider etwas bestossen, ist es das älteste Beispiel einer Fotoreproduktion auf dem Gliser Friedhof. Solche «Porzellan-Fotos für Grabsteine» wurden etwa von den bekannten Briger Fotografen Polenghi angefertigt. Später auf immer weniger Grab-



„Priester, die ihr Amt gut verwalten,
halte man doppelter Ehre wert, vor-
züglich jene, die sich in Wort und
Lehre abmühen.“ (1. Tim. 5. 17.)

Wir bitten Dich, o Herr, verteidige,
die Seele Deines Dieners und Priesters
Theodor, die Du während seines Er-
denlebens mit der hl. Priesterweihe ge-
schmückt hast für ewig im himmlischen
Reiche frohlocke. Durch Christus unsere
Herrn. Amen. (Gebet der Kirche)

Vater unser. Ave Maria.

Zum frommen Andenken
an unsern lieben Onkel und Grossonkel
Hochw. Herrn Ehren-Domherrn

Theodor Arnold

Alt-Spiritual des Kreisspitals Brig

Geboren in Simplon-Dorf am 19. Mai 1857;
studierte in Brig, St. Maurice und Sitten;
empfang die hl. Priesterweihe am 24. April
1881; feierte sein erstes hl. Messopfer am
5. Mai in Simplon-Dorf; von 1881–1884
Schullehrer in Leuk; 1884–1886 Pfarrer in
Albinen; 1886–1894 Pfarrer in Varen; 1894–
1901 Katechet und Spiritual im Mutter-
hause der Barmherzigen Schwestern vom
hl. Kreuze in Ingenhölz; 1901–1917 Re-
daktor des „Walliser Bote“, zugleich war
er Dombenefiziat der Allerheiligengründe
an der Kathedrale; Deutschprofessor am
kanton. Gymnasium; 1917–1919 erster Re-
ktor in Agarn; 1919–1927 Spiritual d. kanton.
Irrenanstalt in Malévoz; 1927–1929 Spital-
pfarrer des Bürgerhospitals v. Sitten; 1929 im
Herbst zog er sich erkrankt nach Simplon-
Dorf zurück; 1930 im Januar als Patient im
Kreisspital Brig; nach seiner vollstän-
digen Genesung von 1930–1939 Spitalpfarrer
dasselbst bis am 4. September 1936; dann
sich 6 Monate in Eins zurückgezogen;
vom Febr. 1940–1943 im Kreisspital Brig
als Patient, wo er am 6. März 1943 starb.

PHOTOC. A. 282168. 7/37

steinen angebracht, erlebt dieser Brauch heute im Urnenareal eine Wiederbelebung. Dort dominieren die zentral angebrachten, meist farbigen Portraitaufnahmen die schlichten Deckplatten mit ihren kargen, auf Namen, Geburts- und Todesjahr beschränkten Angaben. So kann, trotz Aufgabe einer persönlichen Grabgestaltung, doch noch ein kleiner Rest von Individualität erhalten werden.

Das Todesandenken zeigt auf der linken Seite das gleiche Portrait wie auf dem Grabstein und listet auf der rechten Seite ausführlich den Lebenslauf des Verblichenen auf, eine Rarität, die im Oberwallis nur in wenigen Beispielen zu finden ist.

In seinen Lebenserinnerungen schildert Rektor Raphael von Roten «Abbé Theodor Arnold, jetziger Canonicus h.c. und Spitalpfarrer in Brig» als couragierten, reiselustigen Herrn, «[...] der leicht wie eine Gemse kletterte [...]». Besonders interessant ist die Tätigkeit Arnolds als Redaktor des «Walliser Boten», die er von 1901 bis 1917 ausübte. Dabei soll er eine recht spitze Feder geführt haben und musste, besonders am Anfang, manche Zeitungsfehde ausfechten. So wurde einmal boshaft behauptet, der Name seines Heimatortes Sempeln leite sich vom lateinischen «simplex» für «einfältig» ab. Des-

halb liess er fortan in seiner Zeitung immer nur «Simplon» schreiben. Das entfachte eine neue Zeitungspolemik, in der er sogar von einem geistlichen Mitbruder, Professor Imesch, angegriffen wurde. Auf seine Initiative hin änderte dann die Post ihren Briefstempel offiziell in «Simplon-Dorf» um. Eine eingehendere kritische Untersuchung seiner Redaktionsarbeit könnte aufschlussreiche Antworten auf die Frage geben, inwiefern damals die Presse als Instrument für die religiöse und weltanschauliche Einflussnahme benutzt worden ist.



Redaktor Arnold

Das Grab ist auch ein gutes Beispiel, wie orts- und friedhofsge-schichtlich interessante Gräber erhalten werden könnten. Statt

Abräumung und Einebnung dürfen sie von neuen Besitzern in gleicher Gestalt weiter benutzt werden.

Bibliographie: Zenklusen Ernst 1965; Truffer 2005; Eppler 2009. PM Renato Arnold, Frieda Eggel-Escher.

Das Grab der Familie Kämpfen B35



Das Grab um 1940

Das mit einem reich-ornamentierten, gusseisernen Gitter umfriedete Grab des bürgerlichen Zweigs der Familie Kämpfen von Brig nimmt den ersten Platz des nördlichen Grabbezirks B ein. Die aufwendige Umzäunung ist das letzte erhaltene Beispiel für die hier früher allgemein üblichen

Umrandungen. Diese sollten die Gräber vor dem über den Friedhof durchs kleine Südtor ins Oberdorf getriebene Vieh schützen. (s. S. 21). Da als erste Belegung der 1888 verstorbene Anton angegeben ist, handelt es sich hier um das älteste noch unberührt erhaltene Grab in Glis.

Auffallend ist auch der eibenflankierte, weisse Marmorgrabstein in der selten gewordenen Form eines auf einem Sockel stehenden Obelisken, der mit einer kleineren Pyramide abschliesst und durch Kreuz und Palmwedel christlich umgedeutet wird. Dabei fällt auf, wie geschickt die Marmorflächen zur Anbringung von insgesamt elf Namens- und Lebensdaten genutzt wurden. Solche aufragende Zeichen gehörten, gleich den formverwandten Säulen, zu jenen aus dem alten Ägypten und der Antike übernommenen Bauteilen, die seit der Renaissance gerne im Zentrum von Stadtplätzen und Parkanlagen aufgestellt wurden. Musterbeispiele sind die riesigen aus Ägypten importierten Exemplare auf dem Petersplatz in Rom und auf der Place de la Concorde in Paris. Seit dem frühen 19. Jahrhundert verstärkte sich durch Napoleons Feldzug von 1798 / 1799 das Interesse an der ägyptischen Kultur. Ab 1810 erscheinen freistehende Obelisken immer häufiger auch auf den Fried-



höfen. Weil man im uralten Obelisken ein Symbol für die unsterbliche Tugend sah, eignete er sich auch als bürgerliche Grabmalform. So finden sich Obeliske aus schwarzem Granit etwa auf dem Grab des Generals Hans Herzog (†1894) in Aarau oder des Schriftstellers Conrad Ferdinand Meyer (†1898) im zürcherischen Kilchberg und in weissem Marmor bei Beethovens Gedenkstätte auf dem Wiener Zentralfriedhof.

Die mit Kaplan Johannes Kenpfen in St. German 1361 erstmals urkundlich genannte Familie stammt aus dem damals noch ganzjährig bewohnten Gantertal. Sie stellte eine lange Reihe von Meiern dieses ehemaligen Freigerichts und viele Gross-Kastlane des Zendens Brig. In der Gliser Kirche findet sich ihr Wappen (ein liegendes Rechteck, überhöht von einem Kreuz) als Schlussstein im gotischen Sternengewölbe des Chors. Im Kirchenschiff besaßen sie auch eine Kirchenbank, die um 1680 Bartholomäus Kämpfen (1647–1718) mit dem um einen Stern im

Rechteck bereicherten Wappen versehen liess. Dieser war mehrfacher Gross-Kastlan des Zendens Brig, Meier von Ganter und Landvogt in Monthey. Sein Grossenkel Anton (1784–1856) erwarb in Wien das Arztdiplom. Wie Dr. Ernest Guglielminetti (Grab A41) fand er in Brig jedoch kein ausreichendes Auskommen und spürte bisweilen auch eine gewisse Ablehnung. Er schildert dies in seinen lesenswerten Memoiren wie folgt: «Doch, es gab auch solche, die der jungen «Exzellenz», denn so nannte man die Ärzte im Wallis, Misstrauen entgegenbrachten. Mit nicht geringem Widerwillen bemerkte ich, wie einige offen oder im Geheimen sich vom Naturarzt Volmar behandeln liessen. Ich vernahm auch, dass eine gewisse Frau Wegener, die eine böse Zunge hatte, über mich soll gespottet haben, ein Teil des Friedhofs werde bald durch den jungen Doktor angefüllt sein.» Anton wurde dann Stabsarzt in der napoleonischen Armee und hinterliess eine eindrückliche Beschreibung des russischen Feldzugs von 1812 (s. auch das Grab des Generals Le Coq).

Hier wurde 1901 der mit 45 Jahren frühverstorbene Moritz beerdigt (s. die letzte Sage). Von ihm und seiner aus dem Kanton Schwyz stammenden Frau (Grab B76 und C71) schrieb Max Perrollaz: «Rechts vom St. Ursulapensionat war die damals sehr bekannte Kämpfen Moritz- und Katharina geb. Imhof-



Marie und Albert Kämpfen-Franzen mit Viktor, Moritz und Werner um 1925

Bäckerei und -Mühle. Von Nah und Fern kamen die Bauern, um ihr Getreide zu mahlen. Eine markante Person war Witwe Katharina Kämpfen, die früh ihren Gatten verlor: aber mutig hat sie das Geschäft übernommen. Mit mehlbedecktem Haupt – aber immer eine Montheyer-Zigarre im Mund – leitete sie das Geschäft.» Und Karl Dellberg erwähnt in seinen Memoiren die «Brotboutik» Kämpfen auf dem Kreuzplatz (heutiger Sebastiansplatz), vor der die armen Gliser «Tschiffere Bäjini» und Lichtholz verkauften. Auf der Südseite des Schulhausplatzes von Brig baute sie (an der Tunnelstrasse 6) das noch heute bestehende repräsentative Kämpfenhaus. Ihr Sohn Albert (1883–1948) war langjähriger Postverwalter und Bürgermeister von Brig.

Bleibenden Ruhm verdienten sich dann seine Söhne aus der Ehe mit Maria Franzen (Grab A14). An Moritz (1907–1967) erinnert eine bronzene Porträtgedenktafel von Hans Loretan im Stockalperhof, die ihm als Retter dieses nationalen Kulturgutes gewidmet wurde. Wie sein Vater Postbeamter, war er nach politisch turbulenten Anfangszeiten von 1941 bis 1945 und dann von 1949 bis 1965 CVP-Grossrat von Brig und vertrat von 1951 bis zu seinem plötzlichen Tod das Wallis im Nationalrat. Er wirkte als langjähriger Gemeinderat und ab 1945 als erster vollamtlicher Präsident der Simplonstadt. Als solcher ernannte ihn die Internationale Bürgermeisterunion zu ihrem Präsidenten. Der zwei Jahre jüngere Viktor (1909–1994) übernahm in Zürich das Fahrzeugunternehmen en Gros seines Schwiegervaters. Als schweizerischer Generalvertreter der NSU-Werke (ab 1985 Audi AG) stieg er auch in den Au-

tohandel ein. Nach seinem Rückzug aus dem Geschäftsleben arbeitete Viktor auf freier Basis für zahlreiche karitative Werke. Der jüngste Kämpfensohn Dr. jur. Werner (1914–1990) erwarb sich als Direktor der Schweizerischen Verkehrszentrale bleibende Verdienste um den regional und national so wichtigen Tourismus. Er bleibt als beliebter Nachrichtensprecher von Radio Beromünster während den schwierigen Zeiten des Zweiten Weltkriegs, als engagierter Journalist und passionierter Schriftsteller in bester Erinnerung. Der fundiert recherchierende und unterhaltsam erzählende Autor verfasste auch Werke über hier beerdigte Walliser Persönlichkeiten wie «Docteur Goudron» und den Hotelpionier Alexander Seiler den Jüngeren. Albert Carlen widmet ihm in seiner Theatergeschichte wegen mehreren Sketches und langjährigen Hörfolgen am Radio einen längeren Artikel. Als letztes Werk sei noch die auf eine originelle Art einem Menu nachgebaute Biographie über *Caesar Ritz, Hotelier der Könige und König der Hoteliers* zum Geniessen empfohlen.

Bibliographie: Perrollaz 1961; Carlen Louis 1965; Heldner Paul 1980 und 1984; Carlen Albert 1982; Zuber 1983; Grichting 1990; Mengis Philipp 1993; Hauser 1994; Leisner 2009; Jöckle 2011. PM Andreas Gerold, Muriel Heer-Kämpfen, Madlen Kruitbosch-Kämpfen.

Das Grab von Marie-Céline Nanzer B57



Dieser seriell hergestellte Granit-Grabstein passt so gar nicht zur hier 1986 bestatteten humoristischen Individualistin. Treffen sich heute ältere Brig-Gliser und vor allem gestandene ehemalige Kollegiumsschüler, wird die Rede wohl nicht so schnell auf den arrivierten Schriftsteller Edzard Schaper kommen, als vielmehr auf unsere Volksdichterin Jolanda Reznan, wie sie sich in Umkehrung ihres Familiennamens selber nannte.

Marie-Céline Nanzer kam 1907 als Tochter des angesehenen *Café Nanzer*-Wirtes in Gamsen zur Welt. Ihre Schwester, die Ursulinerin Benigna, wurde als Gemeindecrankenschwester respektvoll «Dr Doktor va Vischpertärminu» genannt.

Sie hat 1979 ein Ringheft mit ausgewählten Gedichten herausgegeben, das sie im Vorwort mit einem eigenen Loblied auf Cèline abschloss:

*Immer hat sie's gut gemeint,
doch jeder Mensch hat Freund und Feind.*

*Die Freunde sollen lange leben,
den anderen möge Gott vergeben.*

Ihr Bruder Meinrad, Gemeinde- und Grossrat, war ebenfalls schöpferisch begabt. So haben sich von ihm zwei engagierte Kampfgedichte gegen die Kehrichtverbrennungsanlage und die Fusion von Glis mit Brig erhalten. Darin heisst es:

*Von Bürokraten und fremden Potentaten,
Gliser lasst euch nicht beraten.*

*Noch ein letzter falscher Liebesblick,
und auch die Gliserfrauen sind am Strick.*

Vikar Stefan Schnyder vertraute er folgende Lobesverse auf die Gliser Kirchen an:

*Oh, du schöner Mariendom
auf der Strasse nach Rom,
deinen süssesten Glockenton
haben Million schon
gehört am Radion!*

In der oberen Briger Burgschaft betrieb die Reznan gegenüber dem Marienheim einen Laden, der vorwiegend mit Konservendosen und ihren legendären Crème- und Studentenschnitten bestückt war. Leider konnte sie diese Köstlichkeiten nicht immer verkaufen, da es bald zu einem beliebten Wettkampf unter den Studenten kam, ihr diese zu stibitzen! Trotzdem ging ihre Gutmütigkeit soweit, dass sie sogar einzelne Zigaretten aus einem angebrochenen Päckli an die «armen Studenten» verkaufte. In der nach hinten gelegenen Wohnung ging Céline ihrer eigentlichen Leidenschaft – dem Dichten – nach. Druckfrisch hängte sie die Sprüche dann jeweils vorne ins Ladenschau fenster (zum Trocknen):

*Hite gits de la viande und suscht nach allerhande.
Si vous voulez, nämet nach es Poulet.
Orangina – immer drimal*

In den Jahren 1940 und 1945 erschienen im Eigenverlag die beiden Werklein «Für das Leben mitgegeben» und «Wie der arme Friedrich ein Millionär geworden».

Viel bekannter und beliebter als diese, teilweise ebenfalls originellen, aber doch etwas konventionellen Texte waren ihre spontanen Sprüche «auf die Person». So konnte jedes Studentlein und Pensionatstöch terlein zum eigenen Vers kommen:

*Dr Fritz het vor dr Hita gsitzt
und da Nidla gfitzt
bis das es het zum Himmel gschpritzt.
(Fritz Anthamatten)*

*Dü da mit dr rote Grawatte,
hescht sicher gäre Tomate.
(Martin Bärenfaller)*

*Dr Zehner Walter in schinem Alter,
ischt scho Putihalterverwalter.
(zum jungen, aber schon «interessierten»
Walther Zehnder)*

*Dr Edi mit de gälbe Hose
tüet gäre Radio lose.
(fast prophetisch über
Eduard Brogli)*

Dabei machte sie – zum Gaudi der Studenten – auch nicht Halt vor den ehrwürdigen Professoren. Von den Studenten des Schuljahres 1957 / 58 bestellt, reimte sie etwa einen längeren, leider nur in zwei Fragmenten erhaltenen Text über H. H. Professor Leo Kuonen, den die Klasse «Papa Leo» an die Schulzimmertüre heftete:

*Der Professor Kuonen auf der Wasenalp
amüsiert sich zwischen Kuh und Kalb.*

*...wenn dann die Glocken
erschallen, tut ihm das sehr gefallen.*

Was den bedächtigen Geistlichen zum lakonischen Kommentar «Oh, weli Tampa» veranlasste. Einmal hatte Professor Vogel einen schwitzenden Schüler bei der Geographieprüfung auf einem offenen Buch sitzend ertappt und bemerkt «Jetzt sitzt der Kerl auf Australien, darum hat er so heiss» und Gnade vor Recht gelten lassen. Als die Reznan davon hörte, reimte sie prompt «Trotzdem wir beschissen, hat er uns nicht hinaus geschmissen».

Einige Sprüche hatten gar einen spirituellen Anflug:

*Wenn Gott will,
wächst mitten in der Stube ein Besenstill.*

*Selig sind die Nolen,
die in den Himmel trolen.
Noch seliger sind die Tampen,
die dorthin trampen.*

*Alles ist vergänglich,
nur der Kuhschwanz, der ist länglich.*

*Ich cha nit begrife,
wer d Vegel het lere pfiefe.*

Andere Einfälle konnten sachte moralisierend daher kommen, wie der berühmte «Heilige»- und «Unheilige Kuss» oder auch

*Heirate ischt nimme obligatorisch,
sumi machends nur meh provisorisch.*

*So mancher dumme Cheib,
redet nur vom Unterleib.*

Der folgende, stark rhythmisierte Vers erinnert beinahe an die Lieder des Berners Mani Matter:

*Äs isch eina auf dr Schtäga gläge,
und düe chunt me dr Andre cho säge,
äs chome de jetz mit Räge.*

*Minet wäge,
Chome äs mit dem Räge,
Ich bi scho meh da gläge.*



Daneben gab die Reznan – mit Beret oder Kopftuch und unverwechselbarem «Hasenzucken» des rechten Mundwinkels – auch sprachschwachen Studenten Nachhilfeunterricht in Französisch und in Englisch. In anderen Orten bot sie Sprachkurse an. Weil sie dabei aber lieber Theater einüben und singen wollte, war ihr kaum Erfolg beschieden. Laut Dr. med. vet. Bernhard Walker soll 1948 in Mörel ihr Stück «Albert der Grosse» aufgeführt worden sein. Obwohl ein wirklicher Albert die Hauptrolle innehatte, war der Applaus sehr mässig und Walkers Rezension

wurde vom Volksfreundredaktor Joseph Ritz abgelehnt. Auch lud sie zu öffentlichen «Poesieabenden» meist ins *Restaurant National* ein, wo ihr zum Gaudi des Publikums mehrfach derselbe Blumenstrauss überreicht wurde.

Eine späte Ehre – wenn auch nicht die goldene Dichterstatue auf dem Sebastianplatz, die sie sich selbst prophezeit hatte – waren die Rezitat-Abende im vollbesetzten Kellertheater, die Franziskus Abgottspön bereits in den Siebziger-Jahren als Ratespiel «Ist's von Goethe, Schiller oder Reznan» und dann im Herbst 2005 einrichtete. Zu diesem Anlass, mit Cremeschnitten à la Rez-



nan bereichert, erschien sogar eine ISBN-gewürdigte Begleitschrift «Jolanda Reznan Gedichte und Geschichten» im Ranzen Verlag, Brig-Zürich.

Bibliographie: Nanzer Marie-Céline 1940; Reznan 1945; Nanzer Meinrad; Grichting 88, 91, 05; Nanzer Benigna 1979; Abgottspoon 2005. PM Xaver Kronig, Stefan Roten, Bernhard Walker.

Das Grab von Karl Dellberg alias Der Löwe von Siders B76



Eigentlich sollten hier über hundert Jahre lang – wohl rote – Rosen blühen. Wie sich Edzard Schaper seine Grabstätte mit vier Königskerzen vorstellte, wünschte ein Bettmer Handwerksbauer dem bewunderten Dellberg diese Blumen auf das Grab. Sie sollten Anerkennung sein für den lebenslangen, unermüdlichen Einsatz zur sozialen Besserstellung des einfachen Arbeiters und Bauern. Da das Leben des Verstorbenen in Werner Heldners Biographie faktenreich beschrieben wird, sei hier nur auf einige wenige Stationen seines langen und erlebnisreichen Lebens eingegangen.

Wie so viele Geschichte machende Persönlichkeiten und Familien auf diesem Friedhof stammen auch die Dellberg von «Zugezogenen» ab. Die Familie Dalbergue kam bereits im 18. Jahrhundert aus dem französischen Departement Seine-et-Marne nach Brig. Laut dem Gliser Eheverzeichnis heiratete Karls Grossvater Jean-François-Jérôme 1856 Katharina Zenklusen von Simpeln. Er erwarb 1883 das Briger Bürgerrecht. Karl kam am 18.2.1886 als Sohn des Sattlers Joseph Ernest und der Maria Imhof aus dem Kanton Schwyz zur Welt. Ihre Schwester heiratete den Vater von Albert Kämpfen (s. das gegenüberliegende Grab B35). Dadurch war er ein Vetter des Vaters von Moritz, Werner und Viktor sowie durch seinen Onkel mütterlicherseits ein Grossvetter des Komponisten-Kaplans Adolf Imhof (Grab C7) – ein weiterer Beweis, dass eine «Blutauffrischung» oft zu talentiertem Nachwuchs führen kann.

Als prägende Jugenderinnerung bezeichnete der erste und am längsten wirkende Walliser Sozialist Dellberg später selbst die Armut seiner Familie, die Gewalt gegen die streikenden Tunnelarbeiter und die Unbarmherzigkeit gewisser Geistlicher. So musste er als Fünfzehnjähriger und Ältester von sechs unmündigen Geschwistern schon früh die «Armenschulsuppe» löffeln und



Karl Dellberg, hinter seiner Mutter

unter dem Spott seiner Mitschüler bei den wohlhabenden Nachbarn (Grab D62) ums Essen betteln gehen. Mit zwei Franken Tageslohn für elf Stunden Handlangerarbeit beim Simplontunnelbau erlebte er den Arbeiterstreik, der am 3. Juli 1901 schon nach drei Tagen mit massivem Polizei- und Militäreinsatz niedergeschlagen wurde. Er schrieb darüber später: «Die Arbeiter bekamen Furcht. In kleinen Haufen kehrten sie zur Arbeit zurück. [...] Eine unerbittliche Jagd auf die Arbeiter begann. [...] Die einen konnten in ihre Behausungen zurückkehren, die anderen wurden von der Walliser Polizei gepackt, ins Gefängnis geworfen und dann aus dem Kanton verwiesen, in Gruppen von sechs Mann gesperrt in einen Zellenwagen.»

Dazu starb noch im gleichen Jahr sein Stiefvater, für dessen Begräbniskosten der Schulbub aufkommen musste: «Fünfundzwanzig Franken beträgt mein erster Monatslohn. Zuhause liegt der Stiefvater auf dem Totenbett. Meine tapfere Mutter und sechs unmündige Kinder warten auf diesen ersten Zahltag. Aber Sarg, Kreuz und kleiner Kranz gehen dem Brot, der Milch und der Polenta vor. Kaplan Zurbriggen, einer von meinen religiösen Erziehern, liest die Totenmesse. Dann stellt er Rechnung: Läuten der grossen Glocke Fr. 10.–, Gebühr Kaplan Fr. 3.–, Gebühr Pfarrer [Brindlen] Fr. 5.–, für den Totengraber Fr. 3.–. Mir wird angst und bange.» Besonders empörend empfand er dabei die Gebühr für den Pfarrer, der bei der Beerdigung gar nicht anwesend war. Die



Am 16.8.1944 auf dem Matterhorn

noch heute weit verbreitete Meinung, Dellberg habe mit der katholischen Kirche gebrochen, weil man nicht die grosse Glocke geläutet habe, gehört also ins Reich der Legenden. Laut seiner Tochter Heidi Wenger war dafür vielmehr ein Erlebnis schuld, dass der kleine Karl kurz später machen musste. Da wieder einmal das Brot ausgegangen war, schickte ihn seine Mutter zum Pfarrer (Kaplan?), der ihn mit den Worten: «Wenn ich allen Bettlern zu Essen gäbe, hätte ich selber keines mehr» wegschickte. Ob all diesen Erschütterungen seines bisher intakten Weltbildes muss ihn verständlicherweise ein «heiliger Zorn» ergriffen haben. Er beging aber nie den Fehler, das «Bodenpersonal» mit dem Chef zu ver-

wechseln. Und er warf auch nicht alle in einen Topf. Zeitlebens ein gläubiger Mensch, zählte er viele Geistliche zu seinen engen Vertrauten. So war etwa der legendäre Lötschentaler Prior Johannes Siegen sein Bergkamerad. Für den bescheidenen und gelehrten Historiker Hans-Anton von Roten verfasste er sogar eine kurze Selbstbiographie. Nie vergessen hat er auch die als Briger Primarlehrer tätigen Marianistenbrüder. Den Schuldirektor Kaspar Wehrle erwähnte er 1962 sogar lobend in seiner Eröffnungsrede als Grossratspräsident. Seinen «Imhof-Vetter», Pfarrer Werner Tichelli, besuchte er oft in Grengiols, wo er nebenbei auf dem Dorfplatz mit auf ein Leintuch projizierten Schwarz-Weiss-Filmen für die sozialen Anliegen warb. Auch in vielen anderen Dörfern beeindruckte er als «Volksmissonar» für die Besserstellung der einfachen Bauern und Arbeiter. So soll er etwa gerade in Grengiols mehr Stimmen als die tonangebenden, christlich organisierten Parteien erhalten haben. Das führte dann besonders bei einigen erzkonservativen Geistlichen manchmal zu skandalös übertriebenen Reaktionen. So wurde im Saastal ein für Dellberg stimmender Maurer von der Kanzel herab als Sünder angeprangert und zur sofortigen Beichte aufgefordert. In den Zeitungen tobte zeitweise eine beschämend religiös gefärbte Hetzkampagne gegen ihn. Bereits 1905 urteilte der «Walliser Bote», Nr. 89 über den im Vorjahr von ihm mitgegründeten Arbeiterverein: «Wenn einer nur einen Funken Religion hat, so

wird er diesen Katechismus der Grütlianer mit Abscheu und Entrüstung wegwerfen [...] ihre Absicht ist offenbar, den Arbeitenden jeden Glauben zu nehmen, ihnen die Ansicht beizubringen, dass sie vom Affen abstammen und dass es für sie weder Gott noch Ewigkeit gebe.» Und am 28. Dezember 1922 erschien auf der Titelseite der gleichen Zeitung ein auf Dellberg gemünzter Leitartikel «Der Sozialismus, ein grundsätzlicher Feind der Religion». Er gipfelte in so niederträchtigen Unterstellungen wie «in stolzer Anmassung hat ein Wortführer des Sozialismus gesagt: «Vom Himmel brauchen wir keinen Erlöser!» [...] Entrollt der Sozialist die Fahne des Unglaubens und Antichristentums, so entrollen wir das Banner Jesu Christi, des Gottesglaubens. «Hie Satan, hie Christus» wird das Feldgeschrei auch unseres 20. Jahrhunderts sein und bleiben.»

Während seiner politischen Karriere amtierte er am 17.7.1978 in Siders verstorbene Karl Dellberg unter anderem 31 Jahre lang als Briger Gemeinderat und während 32 Jahren als Walliser Grossrat, dessen Präsidium er 1962/63 als «Landeshauptmann» innehatte. Auf nationaler Ebene gehörte er von 1935 bis 1947 und von 1951 bis 1971 dem Nationalrat an. Obwohl Mitgründer und bis 1957 Präsident der sozialen Partei des Wallis, wurde er von dieser im Vorfeld der Nationalratswahlen 1967 nicht mehr aufgestellt und sogar aus der Partei ausgeschlossen. Seine im Alleingang mit grossem Erfolg erkämpfte Wiederwahl brachte ihm dann den Titel «Löwe von Siders» ein.

Eine letzte Legende, er sei wegen seines Austritts aus der katholischen Kirche auf dem damaligen «Protestantenfriedhof» (südlicher Teil des Grabbezirkes B) beerdigt worden, konnte seine Tochter Heidi glaubhaft widerlegen. Da er als begeisterter Skifahrer den Rosswald besonders liebte, hatte er für sich und seine Familie dieses Grab wegen der schönen Aussicht dort hinauf persönlich ausgewählt.

Neben den roten Wunschrosen auf dem Grabfeld sollte auf dem Stein der Schlusssatz seiner Autobiographie «Ma vie était un beau combat!» und die Anfangsworte von Pfarrer Kurt Martis Kirchenlied stehen:

*Das könnte den Herren der Welt ja so passen,
wenn erst nach dem Tode Gerechtigkeit käme.*

Bibliographie: Chastonay 1962; Dellberg ohne Datum; Marti Kurt 1970/1998; Heldner Werner 1979; Heldner Paul 1984; Grichting 1990; Clavien 2004. PM Fritz Anthamatten, Carlo Dellberg, Eduard Imhof, Paul Martone, Heidi Wenger-Dellberg.

Das Grab der Familie Tschieder C24



Die wahrscheinlich 1899 entstandene, leider ihres krönenden Kreuzes beraubte Grabstele aus weissem Marmor ist das einzige in Glis erhaltene Beispiel im neugotischen Stil. Auf der Sockelzone des Grabmals sind die Verstorbenen in zwei an gotische Kirchenfenster erinnernde Tafeln mit Dreipassabschluss aufgeführt. Der linke Teil ist Franz (Grossrat und Richter) und Josephine geb. Escher als Eltern gewidmet. Bei den rechts verzeichneten vier Kindern fällt auf, dass sie bereits als Ein- bis Fünfjährige starben. Über einem Wellenband mit

der Inschrift SPES MEA DEUS (Gott ist meine Hoffnung) erscheint in einem rahmenartigen Rechteckgiebel die beinahe vollplastische Büste des dornenbekrönten Heilands in einer Kreisnische.

Die Neugotik als Unterart des Historismus (Nachahmung früherer Stile) löste im beginnenden 19. Jahrhundert die frühere Vorliebe für klassizistische, an der Antike geschulte Formgebungen ab. Die Rückbesinnung auf die Gotik wurde bereits durch Goethes Aufsatz «Von deutscher Baukunst» 1772 eingeleitet, in dem er dort das Strassburger Münster pries. Vor allem in Deutschland (z. B. Neuschwanstein) und England wurden in der Folge unzählige Schlösser, Kirchen und Denkmäler in diesem Stil errichtet. Allen Londonbesuchern wird wohl das seit einer aufwendigen Restaurierung in gleissendem Gold erstrahlende, 55 Meter hohe Albert Memorial im Hyde Park in Erinnerung bleiben, das Königin Viktoria 1872 für ihren geliebten Prinzgemahl errichten liess. Beispiele desselben Stils finden sich im Wallis bei den Neubauten der Kirchen von Lax (1865–1868) und Salgesch (1887), die eine tadellos erhaltene neugotische Innen-



Bernhard Tschieder und seine Eltern um 1872



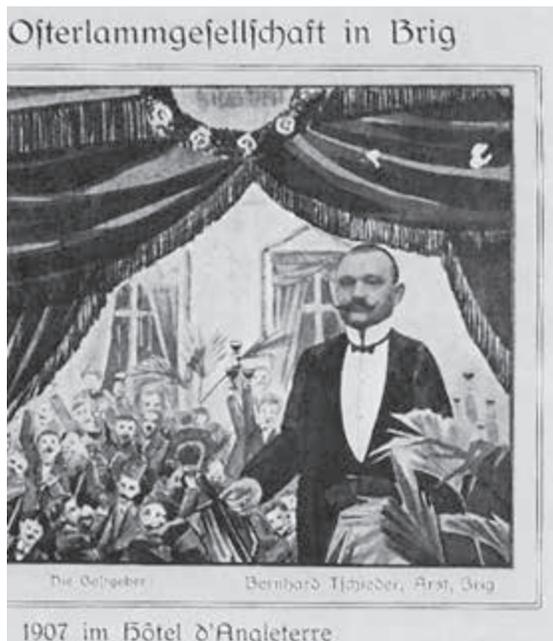
Bernhard Tschieder und seine Schwestern um 1880

ausstattung besitzen. Auch auf Friedhöfen fanden entsprechende Grabsteine eine weite Verbreitung. Hier seien nur die für den Walliser Dichter Leo Luzian von Roten in Raron und die für Jeremias Gotthelf 1854 in Lützelflüh aufgerichteten Stelen erwähnt, die ebenfalls eine kirchenfensterähnliche Tafel aufweisen.

Die Tschieder sind seit dem 14. Jahrhundert im Gantertal nachweisbar, von wo sie nach Simplon, Ried-Brig und Brig zogen. In der Gliser Kirche erinnern gleich zwei mit ihrem Wappen bezeichnete Bänke an die gesellschaftliche Bedeutung dieser Familie. Die Familie ist bei uns 1969 mit Johann Tschieder im Mannesstamm ausgestorben und mit Seline Saladin-Tschieder starb 1974 auch die letzte dieses Geschlechts. Im argentinischen St. Geronimo Norte leben

aber heute noch Nachkommen des 1867 nach Argentinien ausgewanderten Josef-Anton Tschieder. Ausserdem besass die Pfarrei noch einen 1699 datierten Nussbaumtisch von Christian Tschieder.

Bernhard, der am 18. Februar 1869 als Sohn des Franz in Brig geboren wurde, muss ein «enfant terrible» gewesen sein, wechselte er doch als Mittelschüler von Brig nach Sitten und bestand erst in Sarnen die Matura. Direkt nach Erlangung des Dokortitels in Bern eröffnete er 1899 in Brig eine Praxis. Auch hier scheint er bei aller Strenge des Arztberufs die heiteren Seiten des Lebens nicht verachtet zu ha-



ben. Als man ihm nämlich bei der auf seine Initiative erbauten neuen Trinkwasserfassung eine Erinnerungstafel setzen wollte, verlangte er folgende Inschrift unter seinem Namen: «Chi sa di Latino / Loda L'Accua e / Beve il vino!» (Wer Latein versteht, lobe das Wasser, trinke aber den Wein!). Auf der Einladung zum Osterlamm von 1907 zeigt er sich nicht umsonst mit einer Kanne in der Rechten vor einer feuchtfrohlichen Runde.

Bereits 1901 wurde Bernhard Tschieder Gemeinderat in Brig und ging ab 1905 zehn Jahre lang als Grossrat nach Sitten. Gleichzeitig ernannte ihn die Regierung zum Bezirksarzt. 1910 wurde er zum Präsidenten des Städtchens gewählt. Neben der bereits angetönten grosszügigen Wasserversorgung, durch die erstmals Trinkwasser die Brunnen und Häuser versorgte, entstand dank seiner Initiative auch ein Gaswerk im Rhonesand und das repräsentative Primarschulhaus an der Tunnelstrasse. Dieses grosszügig geplante und massiv gebaute Werk, das noch heute seinen Zweck erfüllt, wurde am 8. November 1908 eingeweiht. Dabei scheint sich die Gemeinde aber finanziell etwas übernommen zu haben. Obwohl das Projekt durch die Urversammlung genehmigt war, musste Tschieder als Sündenbock herhalten und das Präsidium ablegen.

Diese Enttäuschung mag wohl auch beigetragen haben, dass er während dem zweiten Balkankrieg 1913 als Arzt in humanistischer Mission nach Serbien reiste. Im Januar 1915 übernahm er erneut als Chefarzt eines Lazarett in Leskowitz die Betreuung serbischer Kriegsverletzter und an Typhus Erkrankter. Dort starb er bereits am 21. Februar 1915 an dieser gefährlichen Infektion. Der in St. Niklaus praktizierende Dr. Otto Bayard von Leuk arbeitete damals im selben Krankenhaus. Dank der von ihm miteingeführten Jodierung des Kochsalzes erwarb er sich grosse Verdienste in der Bekämpfung der früher oft als «die Walliserkrankheit» bekannten Schilddrüsenstörung. Während Bayard in jener Nacht von einem Aussenposten heimritt, hörte er plötzlich eine bekannte Stimme laut rufen und schreien. Im Lazarett angekommen erfuhr er vom Tod seines Freundes. Er war noch später fest davon überzeugt, damals die Stimme des sterbenden Tschieder gehört zu haben. Auch einem nahen Verwandten im fernen Wallis widerfuhr zur gleichen Zeit dasselbe und er wusste sofort: «Jetzt ist Bernhard gestorben, er hat mir ‹kintut› und von mir Abschied genommen.» Auf dem Familiengrab erinnert noch eine Tafel aus fossilem Gestein an ihn.

Bibliographie: Bielander 1942; Arnold Peter 1976; Heldner Paul 1980; Dupont-Lachenal 1984; Tscherrig 1988; Hauser 1994; Rossi 1994; Leisner 2009.

Das Grab der Familie Kämpfen C39



Mit der schlichten, flechtenüberzogenen Umrandung und dem auf einem dazu passenden Ensemble von Kreuz und seitlichen Schrifftafeln aus schwarzem Granit hebt sich diese Ruhestätte wohlthuend einfach von manchen überladenen Gräbern ab. Der stille Besucher kann sich gut vorstellen, an diesem Ort ruhig zu verweilen, der Dahingegangenen zu gedenken und sich seiner eigenen Vergänglichkeit bewusst zu werden.

Die hier Beerdigten gehören zum Handwerker-Bauernzweig eines der ältesten Geschlechter des Zendens von Brig (Grab B 35). So einfach wie ihr Grab, so gradlinig lebten und arbeiteten auch die hier Ruhenden. Als Sohn eines Bauern in Termen geboren bildete sich Viktor (1869–1944)

während sechs Jahren in München, Berlin und Paris zum Zimmermann aus – ein für die damalige Zeit wohl eher ungewöhnlicher Lehrweg. Nach den für einen Gesellen üblichen Wanderjahren, sowohl im Ausland, als auch in der Ost- und Westschweiz, gründete er 1902, zusammen mit seinem Neffen Wilhelm Kronig, eine Zimmereiunternehmung (heute Leiggener Moritz Söhne). In seinem Nachruf wird er als «der Baumeister des alten Brig» benannt und es wird vermerkt: «Er setzte dem Bahnhof, dem Postgebäude, dem Pensionat,

[...] dem *Hotel Simplon-Kulm* und dem Perrighaus die «Krone» auf.» Auch die Dachkonstruktionen von sechs Gotteshäusern und «den Grossteil der Hotelfirsten in Leukerbad und Zermatt errichtete Viktor Kämpfen». Besonders stolz war die Zimmerei auf die technisch anspruchsvolle Holzkonstruktion für den Bau der neuen steinernen FÖNussbaumbrücke oberhalb von Mörel.



Zimmereibetrieb

Nach der Aufgabe des Betriebs bewirtschaftete er unter tätiger Mit Hilfe seiner ledigen Tochter, der

Kindergärtnerin Marie, einen Bauernbetrieb. Sein Sohn Rudolf erwarb dann auf der Biela eine grosse Landwirtschaft und im Rothwald die Alpe Bärenfalle, die heute Viktors Enkel Anton betreibt.

Der jüngste Sohn, Alois (1914–1997), leitete erneut, als «Kämpfen Wisi» im ganzen Oberwallis bekannt, eine bedeutende Zimmerei und ein florierendes Transportunternehmen. Von seiner Begabung für einträgliche Geschäfte profitierte auch die Burgerschaft von Brig-Glis, deren umsichtiger Bürgermeister er von 1972 bis 1992 war. Klaus, der Enkel Viktors, führt heute als eidgenössisch diplomierter Zimmermeister die Handwerkstradition der Familie weiter.

Wie gut die Grabgestaltung zum Verstorbenen passt, zeigt die Schilderung der letzten Stunden des 74-jährigen: «Eben heimgekehrt [vom Besuch einer religiösen Andacht] äusserte er sich seinen Lieben gegenüber, dass er bald sterben müsse. Mit abwägender Ruhe, so wie er seine täglichen Geschäfte jeweils erledigte, bereitete er sich auf den Tod vor. Er liess den Priester holen, ordnete alles an, was nach seinem Tode geschehen solle und äusserte sogar, dass er seine Sargträger bereits bestellt habe.»

Bibliographie: Kämpfen Marie 1942; Tscherrig Georges 2010. PM Helene Hagen-Kämpfen.

Das Grab von H. H. Adolf Imhof C71



Auf diesem dicht mit immergrünem Hauswurz bepflanzten stattlichen Grab steht rechts von einem mit JHS (für Jesus) bezeichneten Steinkreuz eine grosse rechteckige Stele. Sie trägt zu Recht in Grossbuchstaben über den zwölf Namen und Lebensdaten die Überschrift: FAMILIE IMHOF. Obwohl dieser Geschlechtername auch im Wallis seit 1257 urkundlich fassbar und heute im ganzen Wallis weit verbreitet ist, stammt diese Familie aus dem Kanton Schwyz. 1860 zogen Josef und seine Frau Franziska, geb. Schorno, von Morschach nach Brig. Dort er-



Schlegelaxt mit Imhofpunze

warb sich der gelernte Schmied bald einmal, vor allem als Hersteller landwirtschaftlicher Werkzeuge, einen guten Namen. So wurde seine 1861 gegründete und durch den Briger «Wuhr» noch mit einem Wasserrad betriebene Werkstatt, an deren Stelle heute das «Schlosshotel» steht, bald einmal nur noch «d’Hammerschmitta» genannt. Daneben betrieb er noch eine kleine Landwirtschaft und baute der Schmiede gegenüber das noch heute bestehende «Saltinaheim».

Im Gliser Totenverzeichnis wird er auch als (Consiliarus) Gemeinderat und Spitalverwalter bezeichnet. Über seine Töchter Katharina, verheiratete Kämpfen, und Maria, verheiratete Dellberg, habe ich schon bei den Gräbern B35 und 76 berichtet. Wie anerkannt der tüchtige Handwerker schon bald einmal war, erhellt der Eintrag vom 10. September 1868 im Gliser Taufbuch. Als Paten seines Sohnes Joseph-Marie werden dort nämlich «Dominus Casparus Wegener, Castlan» und «Domina Angela Fruzzini, nata Cattaneo» genannt (s. «Denkmal der Liebe»). Hier zeigt sich, dass manchmal auch Grabsteine lügen können! Wird doch dort das Geburtsjahr fälschlicherweise mit 1870 angegeben. Dieser «Schosef-Marie» übernahm später die Schmiede. Hervorragend Solotrompete spielend, dirigierte er jahrelang die Brigermusik «Saltina» und komponierte z. B. die «Brigertagwacht», mit der an Fronleichnam noch heute das Städtchen aus dem Schlaf gespielt wird. Daneben zeichnete er auch viele alte Volksmelodien, Jodelweisen und Lieder auf. Als angesehener Bürger erhielt er 1910 das Satisfecit der Osterlamm-Brüder.

Kein Wunder also, dass dem am 2. August 1906 geborenen Sohn Adolf die Musik im Blut lag. So trat er bereits zwölfjährig mit der Stadtmusik auf. Als guter Pianist spielte er nebenbei auch Piccolo, Klarinette und Bariton-Saxophon. Statt ei-



Menu Osterlamm 1910

ner entsprechenden musischen Ausbildung studierte er aber nach der Matura an der päpstlichen Gregorianischen Universität in Rom Philosophie und beim berühmten Professor Karl Rahner im österreichischen Feldkirch Sprachen. Später erzählte er uns Mittelschülern stolz, er könne auf Latein und Griechisch fließend Gespräche führen.



Signiertes Foto von 1963

Nach dem Priesterseminar in Sitten feierte er am Hochfest von St. Peter und Paul 1933 in Glis Primiz. Zuerst für sieben Jahre dortiger Rektor, versah er ab 1939 als Nachfolger von Benjamin Escher (ab 1935) während achtzehn Jahren die Kaplanei von Brig. Seinem Einsatz für die Jugend verdanken wir die Gründung der Pfadfindersektion St. Sebastian. Der Briger Chorherr Gaby Stucky berichtet aus dieser Zeit: «Er verkörperte für uns Briger Botsche jegliche geistliche Macht. Des Kaplans Predigten waren von klassischer Prägung, [...] wohl ausgesuchte Zitate aus der Schrift, in erhabensten Kirchenlatein, rundeten das Ganze ab.» Und über das Temperament Imhofs urteilt er: «Erst 20 Jahre später, als ich selbst Vikar in Rom war, gelang es mir, den Geschwindigkeitsrekord des Briger Kaplans zu brechen! Auch die sonntägliche Gottesdienstfeier im Kollegium [...] war auf weiter Flur die kürzeste praekonziliare Messe.» Nach der von ihm vehement befürworteten Pfarreigründung von Brig zog der gewesene Kaplan hügelauflwärts: Von 1957 bis 1970 lehrte er am Kollegium Deutsch, Latein und Französisch, weshalb auf dem Grabstein hinter seinem Namen, eigenartigerweise in Anführungszeichen, «Professor» steht.

Eigentlich sollte dort aber, ohne Anführungszeichen, «Musiker und Dichter» stehen! Ausgehend von den Notenaufzeichnungen seines Vaters komponierte er nämlich ab 1940 an die siebzig Chorlieder, vierzig Duette, fünfzig Tänze, zehn Märsche und drei Singspiele. In Brig führte man 1942 das Singspiel «Heimatlos» auf, mit siebzehn eigenen und aus Werken von Mendelssohn und Schumann arrangierten Liedern. Das Stück wurde in der Folge in zahlreichen Oberwalliser Orten und fünf Jahre später sogar in Kaiseraugst gespielt. 1947 schuf er mit «Im Gantertal» das Singspiel und mit «Scheens Gantertal, dü miine Sunnustrahl!» das Volkslied des Oberwallis. Diese Melodien wurden durch den 1957 von ihm mitgegründeten und bis 1964 dirigierten «Oberwalliser Volksliederchor», der in zahlreichen Orten auftrat, äusserst populär. Besonders beeindruckend waren die beiden Freilichtauf-

führungen des «Gantertal» von 1968 und 1982 im Stockalperhof. Weniger erfolgreich war das 1952 erschienene Singspiel «Hauptmann Gerwer», dessen Titelfigur wir bereits vom Gliser Friedhof (s. S. 17) kennen.

Am 31. Mai 1975 erhielt Adolf Imhof in Anerkennung seines hervorragenden Schaffens und seiner «Verherrlichung von Brig und der Welt von Ganter und Simplon» den «Preis der Stadt Brig», den zuvor bereits sein Vetter Dr. jur. Werner Kämpfen als erster entgegennehmen konnte. In der Folge erschienen auch drei Schallplatten mit seinen Werken. Ausserdem komponierte Eduard Zurwerra nach Melodien von Adolf Imhof mehrere Stücke für Blasorchester, die auf zwei CD's erschienen sind.

Am 2. April 1976 erfüllte sich für ihn die letzte Strophe aus seinem «Briger Liäd»:

*Wer wellti hiä nit sii,
so nooch dum siässu Wii?! [...]
wer wellti hiä de fort,
nu a'nr scheenru Ort [...]:
Bis de der Herrgott chunnt
mit schiner letschtu Stund
und n'isch de reicht va ischum
liäbu, scheenu Brig.*

Bibliographie: Indermitte 1973; Carlen Albert 1982; Dupont-Lachenal 1984; Schmid Felix 1985; Martone 2007; Stucky 2007; Tauf- und Sterbebücher Glis. PM Paul Martone, Walter Stupf, Eduard Zurwerra.

Das Grab der Familie Johann Schwery-Schöpfer C96



Wenn sich heute auch in heissen Sommern muslimische Frauen in langen, farblosen Mänteln und mit Kopftüchern auf den Strassen zeigen, schütteln manche freizügig bekleidete Passanten oft despektierlich den Kopf. Ob sie wohl noch an ihre eigenen Grossmütter denken und an die noch in meiner Jugend allorts augenfällig angebrachten Tafeln: «Lieber Gast, kleide dich anständig und achte das sittliche Gefühl der Einheimischen!» Dasselbe gilt auch von den dauernden Klagen über die viel zu vielen Einwanderer, die hier sowieso nur Geld ver-

dienen wollen. Dabei geht vergessen, dass gerade wir Walliser über Jahrhunderte in grosser Zahl nach fernen, fremden Ländern auswanderten. Hauptursache dieser Migration war die durch eine beträchtliche Bevölkerungszunahme in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verursachte Armut, die durch Missernten und Naturgewalten noch drückender wurde. Und dann war da sicher auch noch ein bisschen Abenteuerlust dabei. Dazu kamen die Lockangebote bereits Ausgewanderter, die als Agenten einen eigentlichen Menschenhandel betrieben und ihren Mitbürgern das Blaue vom Himmel versprachen.



Bau des Panamakanals

Steppe. Immerhin erhielt er von der Regierung besseres Land zugewiesen, das aber zuerst gerodet werden musste. Doch das Unglück riss nicht ab. Die selbstgebaute Blockhütte brannte mitsamt der wenigen Habseligkeiten und Geldreserven ab. Glücklicherweise konnten alle Kinder gerettet werden. Die völlig mittellose Familie stand nun wirklich vor dem Nichts. Der Knechtlohn bei einem Grossgrundbesitzer reichte bei weitem nicht zur Ernährung der Familie aus. So mussten die Kinder in verschiedene Familien verdingt werden. Wie der jüngste Sohn Otto (1911–2001) sich später erinnerte, seien sie so mager gewesen, dass man nicht am Oberarm, sondern am Gesäss impfen musste. Dank einem deutschen Missionar fanden der Vater und die älteren Söhne eine leidlich gut bezahlte Anstellung beim eben im Bau befindlichen Panamakanal, der 1914 eingeweiht wurde. Um die Rückreise bezahlen zu

Auch der aus Bitsch stammende Alexander Schwery (1872–1953), dessen ursprüngliches Grab an der gegenüberliegenden Chormauer später hierher verlegt wurde, erhielt von einem nach Kolumbien ausgewanderten Minnig verlockende Briefe. In ihnen schwärmte der von seiner «Hazienda» mit mehreren hundert Kühen. So verkaufte Alexander seine Besitztümer und zog 1914 mit seiner Frau Katharina (1874–1943) und ihren sieben, dreibis vierzehnjährigen Kindern ins ferne Südamerika. In Cali, einer im Südwesten des Landes gelegenen Hafenstadt angekommen, entpuppte sich das versprochene saftige Weideland als steinige, trockene

können, arbeiteten der Vater und die grösseren Kinder dann wie Sklaven in einer Goldmine.

Als die Familie 1920 endlich wieder in Brig eintraf, soll nur noch ein «Fünfliber» im Portemonnaie übrig geblieben sein. Durch Ausdauer und Geschick konnte Alexander in den Viehhandel einsteigen. Solche traumatisierende Kindheitserlebnisse veranlassten später etwa Theodul (1906–1997) auf Fragen nach seiner Kindheit zu antworten: «Lies ein Wildwestheft und lass mich in Ruhe.»

Der zweitälteste Sohn Johann (1902–1958) heiratete Maria (1906–1993), eine Tochter des wohlhabenden «Toli»-Bauern Johann Schöpfer, dessen Vorfahren aus dem luzernischen Escholzmatt nach Brig gezogen waren. Da er mit seinem Vater nach der Rückkehr beim zweiten Simplontunnelbau und später in verschiedenen Stollen und Festungsbauten arbeitete, erkrankte er an der gefürchteten, auch als Staublunge bekannten, Silikose. Dabei wird Quarzstaub dauernd in der Lunge abgelagert. In den Erfassungsperioden der Suva 1930/37 (1978/1982) betrug das Alter bei der Registrierung einer Silikose 45,1 (56,7) und beim Tod 46,9 (70,5) Jahre. Dazu gesellte sich später als typische Komplikation noch eine Lungentuberkulose. Die doppelte Belastung der Atemorgane machte in der Folge lange Aufenthalte in Sa-



Theodul, Robert, Johann, Franz, Otto, Jules und Frieda hinter Rosina, Katharina und Alexander Schwery-Albrecht sowie Klementine

natorien und zuletzt im Infektionsgebäude des Briger Kreisspitals nötig. Dieses war, nach jahrzehntelangem Hin und Her, erst 1955 eröffnet worden, rund zehn Jahre nachdem durch den Einsatz eines wirksamen Medikamentes und natürlich auch der ab 1921 eingeführten Schutzimpfung, die im Volk auch «Schwindsucht» genannte Seuche immer seltener auftrat.

Bibliographie: Imesch Ludwig 1944; Loretan Stefan 1984; Grichtung 1990; Fibicher 1993; Schwery 2001; Jurt 2009; Tscherrig 2010; Gassner 2011. PM Theodul Schwery, Bernadette Loretan-Schwery.

Das Grab von Alois Schneller C108



Bei der Umfrage nach Friedhofsgeschichten erzählten mir die meisten Gliser vom «Schnälli Wisi», der eine Nacht in einem offenen Grab verbracht habe. Das Bild des 1978 Verstorbenen findet sich in einer Gruppenmontage mit seinen zwei Schwestern auf dem schlichten Holzkreuz über einem Christuskorpus.

Die Familie Schneller stammt ursprünglich aus dem bündnerischen Tamins und ist schon im 18. Jahrhundert in Ergisch nachgewiesen. Die Vorfahren von Alois sind seit 1846 Einwohner von Glis und wurden 1871 hier eingebürgert. Der Verstorbene wurde 1904 geboren, arbeitete längere Zeit bei den SBB in Zürich und, in die Heimat zurückgekehrt, über Jahre in der Dynamitfabrik in Gamsen. Um seinen Lohn etwas aufzubessern, verfertigte er in der Freizeit Leitern und andere landwirtschaftliche Geräte. Dazu bemerkte er treuherzig: «Gäld wäri gnüeg umänd, nur ich hä keis.» Dabei war er jedoch sehr freigebig, teilte den Kindern Bonbons und Patisserien aus und vergass auch nicht, für die Armen Seelen im Beinhaus den Opferstock zu füttern. Er meinte, das sei sehr praktisch, da könne man hineingeben, so viel man wolle, die sagten nie nein.

In den Gliser Wirtschaften war er dank seinem Witz, seinem Humor und seinen schalkhaften Einfällen ein beehrter Tischgenosse. Dabei spielte er auf seiner Mundharmonika Stücke, die, so verschieden sie auch begannen, immer in dieselbe Melodie mündeten. Als bewunderter Unterhalter stieg er dabei öfters auf einen Stuhl, stemmte dort einen Handstand und meinte «Alles lacht, wenn der Clown seine Sprüche macht». Obwohl er für diese bekannt

war, konnte ich nur noch deren drei aufzeichnen. So reimte er über unseren Nationalheiligen und recht frivol über Lina Imhof:

*Der Nikolaus von der Flüü,
der schpringt über jede Züü.
Är siigi in du Wald ga Beri ässu
fer schiini Famili z vergässu.*

*Wenn das Glishorn auf dich kommt,
das erdrückt dich.
Aber wenn ds Schnälli Wisi kommt,
das entzückt dich.*



Als Double von Bundesrat Roger Bonvin nahm er auch am Fastnachtsumzug der Bäjizunft teil. Geschickt im Schnitzen von Puppen und Tieren, schuf der «Wurzel-Michelangelo», wie ihn Alois Grichting bezeichnete, etwa aus einer Föhrenwurzel einen Fuchs, den er

auf vogelartige Beine stellte und mit Glasaugen versah. Um das Tier im Gleichgewicht zu halten, bohrte er hinten ein Loch in den Schwanz und goss dieses mit Blei aus.

Sein Spruch «Ich ha du heiligu Vatter gibättu, är sellä de hier du Gaartu sälber jättu» und die Entschuldigung «Ind Chircha gani nit, wili der Wiiröich nit verträge» zeigen, dass sein Verhältnis zur Kirche nicht ungetrübt war. Dennoch vergass er nie, auf dem meist nächtlichen Heimweg über den Friedhof noch rasch dem Beinhaus einen Besuch abzustatten. Dort betete er für seinen Vater und besprengte dessen Schädel mit Weihwasser. Dieses Wissen um dessen genaue Lage war früher gar nicht so selten. So berichtet Erwin Jossen: «Einzelne Totenköpfe tragen die Namen der Hingeschiedenen. Mancher Natürlicher weiss genau, in welcher Schädelreihe, an welchem Platz sich der Schädel seines Urgrossvaters oder der Urgrossmutter befindet.» Als Wisi einmal nach diesem Ritual etwas angeheitert seinem direkt am Friedhof gelegenen Haus zustrebte, fiel er in ein gerade zur Beerdigung vorbereitetes, offenes Grab. Wegen des Regens waren dessen Wände so glitschig, dass kein Entkommen möglich war. Erst am Morgen konnte er vom Sigrist, der zum «Bättillite» kam, ziemlich ernüchtert, wie er später bemerkte, aus der misslichen Lage befreit werden.

Bibliographie: Dupont-Lachenal 1984; Grichting 1996; Jossen Erwin 2000. PM Paul Imhof, Alois Zurbruggen, Gilberte Amherd-Imhof, Xaver Kronig.

Das Grab von Kunstmaler Ludwig Werlen D30



Überall auf dem Friedhof tummeln sich seit einigen Jahren massenhaft kleine Porzellan- und Kunststoffengelchen, die in den verschiedensten Stellungen liegen, knien, stehen oder einfach zwischen den Blumen sitzen. Oft sind es rührende Zeichen meist kleiner Kinder, die so ihre Zuneigung gegenüber den Verstorbenen ausdrücken. Manchmal erinnern solche mit Figürchen überladenen Grabstellen aber leider eher an eine Zwergenparty im Vorgärtchen. Hier aber steht, wenn auch auf einem Wolkenband, ein kraftvoller, in sich ruhender Engel, gleichsam eingeschlossen in seine beiden ihn rahmenden, körperlangen Flügel. Mit gedankenvoll gesenkten Augen blickt er auf das ebenso blockhafte Schweisstuch Christi, das er sich mit beiden Händen wie ein Schutzschild vor die Brust hält. Die Stele wurde von einem unbekanntem Bildhauer nach einer Skizze Werlens für

die nicht ausgeführte Innendekoration der Zermatter Kirche angefertigt. Engel stehen schon seit dem Altertum in enger Beziehung zum Tod. Das altgriechische «angelos» bedeutet «Bote». Als solche stellen sie eine Verbindung zwischen Himmel und Erde, zwischen Werden und Vergehen dar. So überbringt etwa Gabriel Maria die Frohe Botschaft vom neuen Leben in ihrem Schoss. Dieses Thema hat auch Ludwig Werlen als Glasfenster für die Kirche von Ried-Mörel gestaltet. Auf vielen Bildern des Mittelalters tragen Engel aber auch die als kleines Kind gedachte Seele eines eben Verstorbenen himmelwärts. Der bis ins 7./8. Jahrhundert zurückgehende Hymnus «In Paradisum deducant te angeli [...]», ab dem Mittelalter mit der Antiphon «Chorus angelorum» verbunden, wird noch heute bei besonders feierlichen Beerdigungen von den Geistlichen, meist in der lateinischen Form, gesungen: «Zum Paradies mögen Engel dich gleiten, / die heiligen Märtyrer dich begrüßen / und dich führen in die heilige Stadt Jerusalem. / Die Chöre der Engel mögen dich empfangen, / und durch Christus, der für dich gestorben, / soll ewiges Leben dich erfreuen.»

In der einzigartigen, 1451 vollendeten Haupthalle des Spitals im burgundischen Beaune stand der herrliche Flügelaltar Rogier van den Weydens noch im zwanzigsten Jahrhundert dauernd im Blickfeld der Kranken. Dort wägt

ein weisser Engel mit Pfauenfederflügeln die Seelen der Verstorbenen. Auch in vielen Darstellungen des Jüngsten Gerichts versuchen die Boten Gottes die Auferstehenden vor den Teufeln zu retten und geleiten die Erlösten dann zur Himmeltür (etwa über dem Portal des Berner Münsters). Heute sind die Engel weitgehend verschwunden – verdrängt von einer Geisteshaltung, die den Zugang zum Übernatürlichen verloren hat – oder zu einem Sammelgebiet von Nippesfiguren verkommen.

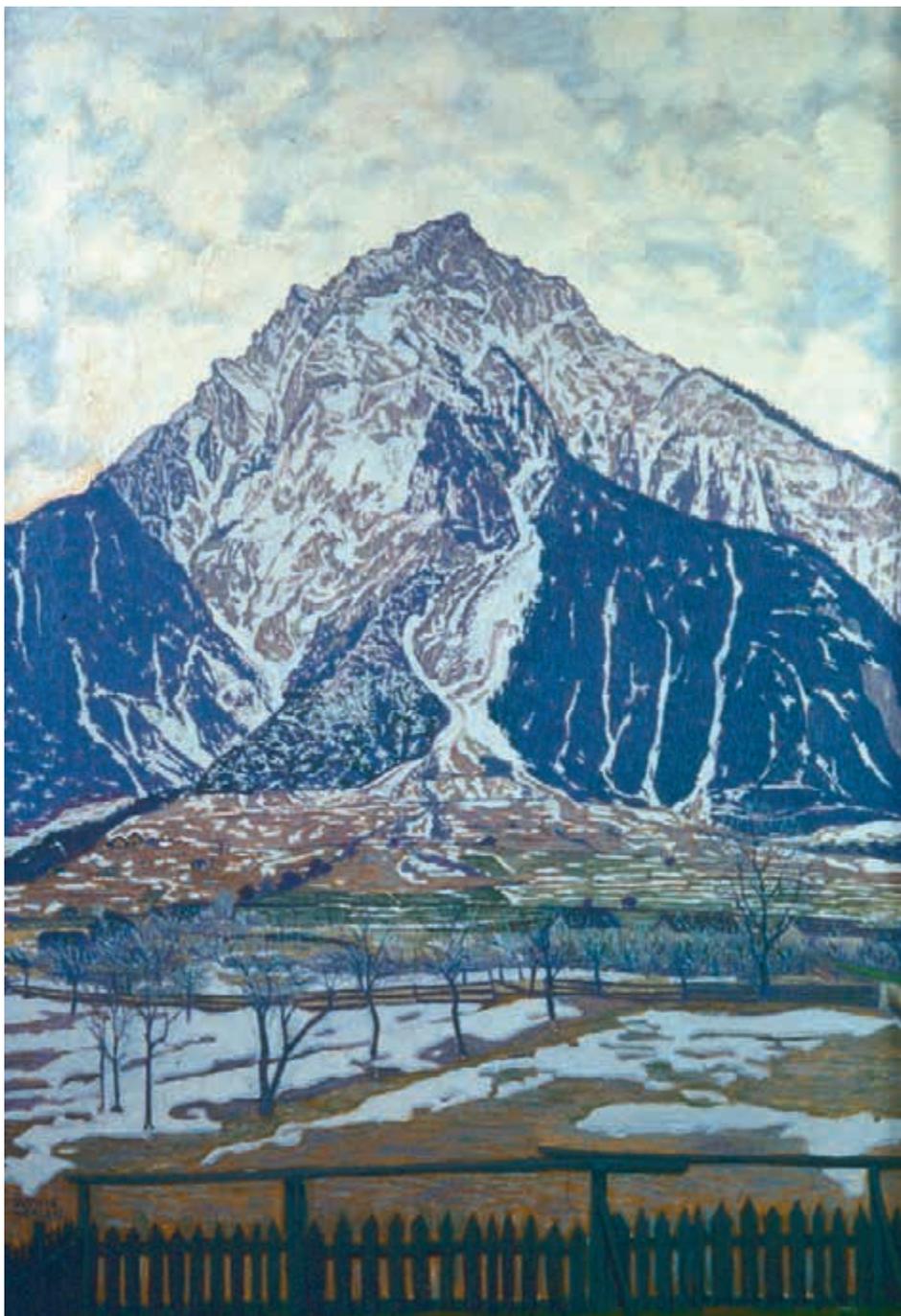
Ludwig Werlen wurde am 24. September 1884 als ältestes von dreizehn Kindern eines wohlhabenden Bauern und Posthalters in Geschinen geboren. Die Familie ist dort schon seit 1393 nachgewiesen und

verzweigte sich im Goms und bis nach Unterbäch, Ferden und Leukerbad. Nach der Primarschule schickte ihn sein Vater zunächst ans Kollegium nach Brig und im dritten Jahr nach Sarnen. Statt mit lateinischen Vokabeln kritzelte er aber seine Hefte lieber mit Tieren und Männlein voll. Deshalb begann er 1901 in Zürich eine Lehre als Dekorationsmaler und belegte daneben auch Fächer an der Kunstgewerbeschule. Vier Jahre später wechselte er zur Ecole des Beaux Arts in Genf. Dort hatte auch Ferdinand Hodler gearbeitet, der den jungen Künstler, wie fast alle damaligen Schweizer Maler, stark beeinflusste. 1906 zog Werlen, wie lange vor ihm schon Lorenz Justin Ritz, nach München. Die bayrische Hauptstadt war damals die Hochburg des Jugendstils in Deutschland. Diese stark ornamentale Kunstrichtung mit ihren fließenden Linien und ihrem oft symmetrischen Bildaufbau übte eine nachhaltige Wirkung auf Werlen aus.

Da sein Vater ihm die finanzielle Unterstützung entzog und ihn drängte, die Stelle eines Zeichenlehrers am Kollegium anzunehmen, musste er schon 1908 sein Studium abbrechen und in die Heimat zurückkehren. Vier Jahre später heiratete er die sowohl bildschöne als auch gebildete Antonia Ittig aus Mörel und bezog ein zwar kleines, aber mit seinem Turmanbau recht malerisches Haus an



Selbstportrait 1918



Glishorn Ludwig Werlen um 1919

der Kapuzinerstrasse. Der Ehe entsprossen drei Kinder, die noch lebende Lydia, der schon mit achtundzwanzig Jahren verstorbene Markus und Hans, der Seelsorger wurde. Weil die Besoldung für die gewissenhaft geplanten zweiundzwanzig Wochenstunden mehr als kläglich war, herrschte zu Hause oft Geldknappheit. Davon zeugt eine mit Galgenhumor gefertigte Skizze, in der er in demütiger Haltung an des Rektors Tür klopft. Darunter schrieb er «Der Vorschusslouis». Obwohl er eifrig malte, Entwürfe für Kirchendekorationen und Werbeplakate entwarf und in der Schweiz an Ausstellungen teilnahm, konnte Werlen wenig verkaufen und wenn, dann oft zu Spottpreisen von 30.– bis 50.– Franken, ein Zugabewerk mit eingeschlossen. Auch seine Bemühungen von der Kirche Aufträge zu erhalten scheiterten allzu oft an der Knausrigkeit und dem fehlenden Kunstverständnis. Für Glis konnte er immerhin das Altarbild mit dem Tod des heiligen Josef vis-à-vis seines zukünftigen Grabes malen. In Ried-Mörel sind seine Kirchenfenster zu bewundern und der eindrückliche, von den Rarnern abgewiesene Kreuzweg fand als Reproduktion des Originals in Gampel dann doch noch den Weg zurück in die Felsenkirche. Statt seiner meisterhaften Darstellungen einfacher, von der harten Arbeit gezeichneten Charakterköpfe musste er sich oft mit steifen Auftragsporträts abmühen. So schrieb er einmal an seine Frau: «Oh, diese Uniformabzeichen, Goldknöpfe, Goldketten, Kreuzverzierungen, Diamanten in gelben und violetten Tönen und Spitzlinien und Fransen usw. Wenn ich nicht bitter Geld nötig hätte, wäre ich schon längst davongelaufen.» Kurzum gesagt erlebte er ein schleichendes Elend. Der kalte Zeichnungssaal und der Unverstand der Zeitgenossen mögen weitere Gründe gewesen sein, dass er im Herbst 1927 erkrankte und bereits am 1. Februar 1928 im Oberwalliser Kreisspital in Brig erst knapp 43jährig verstarb. Nun ruht er im Schatten des Glishorns, das er um 1919 während der Schneeschmelze in einem mitreisenden Gemälde verewigte.

Bibliographie: Biffiger 1978 und 1984; Carlen Albert 1978 und 1984; Dupont-Lachenal 1984; Zander 2009. PM Carmela Kuonen-Ackermann, Paul Martone.

Das Grab von Josef Gattlen D31

Bis anfangs 2011 bildete dieses schlichte beschwingte Holzkreuz mit dem majestätischen Engel auf dem Grab seines Professorenkollegen Ludwig Werlen eine eindrückliche Einheit. Leider wurde das Grab des auch für die Walliser Geschichte bedeutenden Erfinders und Gelehrten vom bürokratischen Verwaltungsunverstand der zuständigen Behörde ohne Not aufgehoben und das Grabzeichen mit der ungewohnten Darstellung einer Muttergottes mit dem Jesuskind am Kreuz sogar kurzerhand verfeuert!



Da das Leben und Wirken Josef Gattlens in vielen bewegenden Abhandlungen seiner Schüler lebendig geschildert wird und ihm als erstem Rottenbündpreisträger 1953 eine ausführliche Schrift gewidmet wurde, verweise ich auf die dort angeführte, aussergewöhnlich reiche Bibliographie.

Ich lasse lediglich einen, bezeichnenderweise im renomierten deutschen Merianverlag erschienenen Beitrag aus der Hand von Domherr Dr. Albert Carlen folgen:

So steht es nicht im Baedeker



«Gefrieren gegen Erfrieren: Professor Dr. Joseph Gattlen (1872–1955), Lehrer für Mathematik und Physik am Kollegium in Brig,

war nicht nur ein Original, er war ein origineller Dichter und Erfinder. Er entwickelte eine verblüffend einfache Methode des Frostschutzes: Während in den Weinbergen und Obstgärten des Unterwallis in Frostnächten Tausende von kleinen Schweröl-Heizöfen – sogenannte Chaufferettes – brannten, bespritzte Gattlen seine Bäume die ganze Nacht mit Wasser, so dass sie am Morgen wie Eisklumpen aussahen. Jeder lachte. Aber siehe da: diese Bäume waren die einzigen, die nicht Schaden gelitten hatten. Da bei der Eisbildung

Wärme frei wird (pro kg Eis 80 Wärmekalorien), sinkt, solange berieselt wird, die Temperatur des Eises und der eingeschlossenen Pflanze nie unter 0 Grad. Soviel Kälte aber können die meisten Früchte und Bäume ertragen – Gefrieren hilft also gegen Erfrieren.»

Bibliographie: Von Roten Peter 1950; Marty 1953; Seeberger 1953; Ritler 1963; Carlen Albert 1968; Zenklusen Eduard 1972; Indermitte 1973; Werlen 1973; Dupont-Lachenal 1974; Grichting 1987 und 2010; Fibicher 1993. PM Eduard Imhof.

Das Grab der Familie Imseng D32



Hinter der schlichten Steintafel mit der bescheidenen Bezeichnung «Bergführer» unter Josef Imsengs Namen und Lebensdaten strebt ein nach oben wuchtiger werdendes Granitkreuz in die Höhe. Auch das Familienwappen enthält Kreuz und Berge, zeigt es doch ein silbernes Tau-Kreuz auf einem grünen Dreieck. Es ist besetzt von zwei goldenen Sternen und überhöht von einem silbernen Halbmond. Der Familienname Imseng leitet sich vom Weiler Seng bei Saas-Fee her und ist dort schon vor 1488 nachgewiesen. Die Familie verzweigte sich dann auch nach Stalden, Visp, St. German, Lötschen und Sitten. Bereits Johann Joseph (1806–1869), der ab 1836 als Pfarrer in seinem Heimatdorf Saas-Fee wirkte, betätigte sich als Geologe und Botaniker.

Seinem Andenken widmete man später sogar eine Medaille mit dem – wohl etwas vermessenen – Prädikat: «Dem ersten Skifahrer der Schweiz».

Josef wurde am 28. November 1893 als Sohn des Bergführers «Grecherwisi» (1852–1931) und der Karolina, geb. Anthamatten (1861–1916) in Saas-Fee geboren. Er und seine drei Brüder Gustav, Heinrich und Hermann ergriffen alle des Vaters Beruf. Auch Xaver und Clemenz Imseng, zwei Brüder des Vaters, waren bekannte Führer. Das Grab des letzteren ist noch heute in Macugnaga zu finden. Dort steht auch ein pyramidenförmiges hohes Steingrab und eine Tafel an der gegenüberliegenden Kirchenfassade erinnert an den berühmtesten Bergführer der Familie: Ferdinand, der die gewaltige Ostwand des Monte Rosa als Erster durchstieg. Da früher noch nicht an Winterbegehungen zu den-



ken war, erlernte der junge Josef in Sitten den Coiffeurberuf und betrieb ab 1913 zusammen mit seinem Bruder Heinrich in Saas-Fee einen Barbierladen, dem während der «Saison» auch ein «Proviant-Geschäft» angegliedert war. Am 11. August 1919 erhielt er vom zuständigen Walliser Justiz- und Polizeidepartement das offizielle Bergführer- und bereits am 17. März 1920 auch das Skiführerpatent, wobei ihm das zuständige Zentralkomitee des 1863 gegründeten *Schweizerischen Alpen Clubs*, kurz SAC, lakonisch bescheinigte, «[...] dass er skifahren kann». In den folgenden 45 Jahren bestieg Imseng mit seinen «Gästen» mehr als 2500 Berggipfel,

ohne Einbezug seiner «persönlichen Alpfahrten». Weit über 700mal stand er dabei auf einem Viertausender. Mit seinem treuesten Berggänger, dem Berner Armand Goetschel, erklimm er beinahe alle bedeutenden Gipfel des gesamten europäischen Alpenzuges, darunter fast alle Viertausender.

Obwohl damals schon beinahe jeder Berg seinen Erstbesteiger erlebt hatte, konnte Josef Imseng mehrere Erstbegehungen auf sein Konto verbuchen. So



**Dr. Fruin und
Josef Imseng**



**Führerbuch
1920 bis 1940**



Sommer 1932

gelang ihm im Sommer 1932 mit dem «langen» Dr. J. A. Fruin aus Rotterdam die noch nie ausgeführte Traversierung der Bergeller Torrone- und der Walliser Mischabelgruppe mit acht Viertausendern in nur 19 Stunden.

Am 30. / 31. August 1933 glückten ihm und Dr. jur. Andreas Seiler (Grab G17) mit zerschundenen Händen und zerfetzten Kletterschuhen die berühmte und heroische Ersttraversierung aller dreizehn Fusshörner in nur 24 Stunden. Seilers ausführliche Beschreibung in den *Walliser Nachrichten* liest sich wie ein spannender Krimi! Im Sommer 1937 bestieg er dann erstmals die Südostwand des Nesthorns, 1938 die Südwand des Rimpfischhorns und den Südgrat des Aletschhorns. Auch die Ostwand des Doms wurde von ihm im Sommer 1942 als Erster über die Nordrippe begangen. Besonders stolz und dankbar war Josef Imseng, dass er bei seinen zahlreichen Touren nie einen Bergtoten heimbringen musste. In Imsengs Führerbuch schrieb Andreas Seiler eigenhändig: «Er verfügt m. E. *über eine ganz vereinzelt dastehende alpine Erfahrung*. Sein Tourenverzeichnis zeugt nicht nur von seiner Tüchtigkeit, sondern auch von seiner Initiative, seinem Unternehmungsgeist und seiner Liebe zu den Bergen. Josef Imseng wurde mir auf meinen Fahrten nicht nur ein erstklassiger Führer und Lehrmeister, sondern mehr: ein lieber, geschätzter Freund und Bergkamerad!» Ein weiteres Lob schrieb ihm der spätere General Henri Guisan im August 1923 nach einer Tour aufs Täschhorn ins Führerbuch (hier auf Deutsch): «Dank dem aussergewöhnlichen Sinn für den Berg, der Sicherheit und der Kenntnisse dieses Führers konnte diese Besteigung, über eine völlig neue Route, gelingen. Ich glaube, dass man lange suchen müsste, um einen solchen Führer finden zu können.» Von all den Berggefährten sei noch Karl Dellberg (Grab B76) erwähnt, der 1921 Josef Imseng beim Aufstieg zum Matterhorn fotografierte. Imseng hatte ihn schon früher öfters als Träger engagiert und er meinte später, er hätte zeitlebens nie mehr einen dermassen gelehrten Träger und dazu noch angenehmen Gefährten gefunden.



Aufstieg zum Matterhorn **Fusshörner**

Josef Imseng hätte heute auch mühelos das modisch gewordene Wanderführerpatent erhalten. Bei seinen Touren weckte er nämlich das Interesse seiner Gäste für die Geschichte von Land und Leuten des Kantons und machte sie auf die verborgenen Schönheiten unserer Landschaft aufmerksam. Dazu gab er Ratschläge, mit welchem Wein ein Raclette genossen werden sollte oder wie man bei uns etwa Sauerkraut zubereitet. Auch kredenzte er lieben Gästen gerne einen Likör, den er mit seltenen Bergkräutern selber angesetzt hatte. Oben auf dem Gipfel konnte der stämmige Führer auf seiner Mundharmonika aber auch beschwingte ländliche Weisen zum Besten geben. So verwundert es nicht, dass Josef Imseng vom Direktor des Walliser Tourismusverbandes 1942 engagiert wurde, 15 Journalisten und Fotografen auf der «Haute Route» von Saas-Fee bis nach Verbier zu führen.

Nachdem er sich 1921 in Brig niedergelassen hatte, eröffnete er im inzwischen der Blocküberbauung Bahnhofstrasse 10 gewichenen Emery-Haus ein ähnliches Mehrzweckgeschäft wie in Saas-Fee, nur dass hier nun statt «Früchten, Salami und Shampoo» jetzt fachkundig Sportartikel verkauft sowie Führungen besprochen und gebucht werden konnten. Zuoberst in der damals noch kaum erschlossenen Hofjstrasse baute er zusammen mit seiner Frau Anna, der Schwester von Moritz Loretan (Grab A14) ein Zweifamilienhaus. In Brig setzte er sich auch für den alpinistischen Nachwuchs und die Popularisierung des Skisports ein. Sowohl JO-Leiter, als auch SAC-Tourenschefs erhielten von ihm Rat und Unterstützung. Dank der von ihm und seinem Bruder Heinrich in den Bleiken oberhalb von Brig gebauten Sprungschanze konnte der örtliche Skiklub am 31. Januar 1926 ein Wintersportfest durchführen. Beim Slalom auf



Inserat im Walliser Jahrbuch

den Hängen der Klostermatte (hinter dem heutigen Schwimmbad) belegte «[...] der bewährte, durch ausgezeichnetes Schönfahren sich auszeichnende Kämpfe Imseng Josef [...]» den ersten Rang. In der Sprungkonkurrenz fiel dann der damals 16-jährige Adolf Ogi, der Vater des gleichnamigen späteren Bundesrates durch seine hervorragenden Leistungen auf.

Bibliographie: Zurbriggen 1961; Grünwald 1976; Dupont-Lachenal 1984; Jossen Erwin 2000; Tscherrig Georges 1993, 2001 und 2008. PM Raoul Imseng.

Das Grab von H. H. Alfred Werner D59



Vor dem Eingang zur Sakristei, wo er während ganzen zweiundvierzig Jahren ein und ausging, ruht der 18. Pfarrer von Glis. Der hochrechteckige, fein gekörnte Granitstein gibt neben einem filigranen Christusmonogramm Namen und Lebensdaten des Verstorbenen an, oben eingeleitet durch seinen Primiz-Wahlspruch «Christus Alles und in Allen» (Kol. 3,11), unten abgeschlossen durch den Wunsch seiner ehemaligen Pfarrkinder «Requiescat in Pace». Die Familie Werner stammt ursprünglich aus dem deutschen Grossherzogtum Baden. Mit Frau und Kindern wanderte 1844 der Drechsler Joseph Werner vom kriegsgeschädigten und wirtschaftlich darniederliegenden Schwarzwald ins Wallis aus. Hier hätten, so schrieb ihm sein bereits in Naters niedergelassener Schwager Bernhard Fallert, die Maschinen das Handwerk noch nicht verdrängt. Mit seinem Sohn Franz wurde er 1855 in Martisberg eingebürgert. Die strebsame Familie besass bald einmal im Natischer Klosi zwei Häuser und eine Parkettfabrik, die 1917 von der Familie Gertschen übernommen wurde und als Möbelfabrik bis ins Unterwallis expandierte. Wie innovativ gerade Franz Werner war, zeigt die von ihm nebenbei betriebene Papiermühle, in der aus Lumpen Karton hergestellt wurde. Um seine Häuser und Betriebe elektrisch beleuchten zu können, installierte er den ersten Elektro-Dynamo im Oberwallis. Aber auch auf kulturellem Gebiet verzeichnete er Erfolge. Als die Gemeinde 1877 den historischen Ornavassoturm als Baumaterial nutzen wollte, verhinderte er zusammen mit Männern vom Natischer Berg dessen Schleifung. Bei den nächsten Wahlen wurde dafür der gesamte verantwortliche Gemeinderat abgesetzt.



Aus dieser initiativen, arbeitsamen Familie stammte auch Alfred, der am 26. Februar 1913 als Sohn des Pöstlers Peter und der Katharina geb. Schmidt das Licht der Welt erblickte. Nach Abschluss der klassischen Matura in Brig studierte er, zusammen mit dem späteren Kollegiumsprofessor Ernst Schmidt und Emil Imboden, der dann achtzehn Jahre lang unter ihm

Rektor in Glis war, Philosophie und Theologie in Innsbruck. Am 29. Juni 1940 feierte er in Naters seine Primiz. Nach siebenjähriger Seelsorge in Simplon-Dorf wurde er 1947 als Wunschkandidat der Ortspräsidenten von Glis, Brig und Brigerbad Pfarrer von Glis. Da seine langjährigen und vielfältigen Verdienste in diesem Amt hier nur unzulänglich aufgelistet werden können, sei auf die ausführliche Würdigung Paul Martones verwiesen.

Mit Recht verlieh ihm der Volksmund den Ehrenpassus «Är het es güets Wort». Seine Predigten zeichneten sich durch eine gewissenhafte Vorbereitung, eine aussergewöhnliche Formulierungsgabe und einen ermunternden Grundton aus, der in wohltuendem Gegensatz zu manchen «Abkanzelungen» gewisser Amtsbrüder stand, die den Zuhörern allzu drastisch mit Hölle und Teufel drohten. Wie bei vielen ehrenden Nachrufen auf verstorbene Geistliche, fallen auch bei ihm die Verdienste auf, die er sich um die Erhaltung und Mehrung der Bausubstanz seiner Pfarrei erworben hat. So entstand unter seiner Leitung das noch heute vielfältig benutzte Zentrum mit dem angegliederten neuen Wohnhaus für die Seelsorger von Glis und die neue Kapelle in Brigerbad. Neben dem Beinhaus wurden alle kirchlichen Gebäude wieder instand gesetzt. Während seiner Amtszeit führte man, mit Unterstützung der Denkmalpflege, die allerdings fragwürdig radikale Renovation der grossartigen Wallfahrtskirche durch. Dabei zerstörte man leider viele Zeugen aus deren langen Geschichte, wie etwa den barocken Teil des Kirchenturms und sämtliche Epitaphe der Vorhalle. Wie bei manchen anderen geistlichen «Bauherren» ging es auch Pfarrer Werner dabei vordringlich um einen möglichst raschen Abschluss der Sanierung. So wurden kurzerhand die historistischen Glasfenster der beiden seitlichen Grabkapellen zerstört, die Erneuerung des Chors und der Beinhauskapelle ohne seriöse archäologische Begleitung durchgepeitscht und die wissenschaftliche Untersuchung des Schiffs anlässlich der Neubestuhlung 1984 beinahe verhindert. Immerhin muss zu Ehren von Pfarrer Werner vermerkt werden, dass er nachträglich diese äusserst aufschlussreichen Grabungsbefunde doch noch zu würdigen wusste.

Im Gegensatz zu seiner weitgehend fehlenden Sensibilität gegenüber Geschichte, Architektur und Malerei erwarb er sich bleibende Verdienste um das Musikleben in seiner Pfarrei. Dank ihm und dem Dirigenten Anton Rovina erlebte Glis so manche musikalische Sternstunde. Er war Mitgründer der Gliser Oratorientradition und der «Konzertgesellschaft Oberwallis», die ihn folgerichtig 1989 zu ihrem ersten Ehrenmitglied ernannte. Den belesenen Priester verbanden auch Freundschaften mit den Schriftstellern Carl Zuckmayer und Edzard Schaper. So soll er bei seinen geistreichen Pre-

digten immer Blickkontakt zu Schaper und der Familie Perrig gehalten haben. Mit dem damals hochgerühmten Dichter verband ihn auch eine tiefe Ablehnung der geplanten Pfarreitrennung von Brig, die ihm, oft als «Herrenpfarrer» eingestuft, als ein «schmerzliches Kapitel unserer Pfarreigeschichte» erschien. Wie schon bei den aufs bitterste bekämpften Ausgrabungen im Kirchenschiff, zeigte er nach der verlorenen Schlacht auch hier seine menschliche Grösse, wenn er im ersten Pfarrblatt von Brig «alle, die unter meiner menschlichen Unzulänglichkeit zu kurz kamen, um verzeihende Nachsicht» bat.

Dass Pfarrer Alfred Werner durchaus auch seine heiteren und geselligen Seiten haben konnte, bezeugen seine Mitbrüder: «Während des Sakramentliedes *«Tantum ergo»* vor dem Eucharistischen Segen kamen die drei geistlichen Herren [Alfred Werner, Ernst Schmidt und Emil Imboden] in ihren Brokatgewändern dermassen ins Lachen, dass es für uns ein Skandal war» (Eduard Imhof), «Er war ein lieber Kamerad, der gerne einen Stumpfen bei einem Glas Wein genoss» (Walter Stupf) und «Nichts ging ohne meinen Freund aus Studienzeiten her. Bei ihm verbanden sich Intelligenz, Herz, Bedächtigkeit und die Natur eines Feuerkopfs mit einem angenehmen Schuss Phlegma» (Albert Carlen).

Abschliessend sei in einer Zeit, wo viele schon mit sechzig Jahren die angeblich wohlverdiente vorzeitige Pension antreten, an die bewundernswerte Ausdauer vieler Geistlicher erinnert, die wie Pfarrer Werner weit über das übliche Rentenalter hinaus ihren Ruhestand den Mitmenschen opfern. So trat er erst im sechsundsiebzigsten Altersjahr und nach 42 Jahren im Dienste der Pfarrei von Glis 1989 von seinem anspruchsvollen Amt zurück, nachdem er 1 187 Taufen gespendet und 3 551 Beerdigungen geleitet hatte. Am 27. Mai 1995 ist Pfarrer Alfred Werner zweiundachtzigjährig im Briger Kreisspital gestorben und nach seinem Wunsch in Glis beerdigt worden.

Bibliographie: Eyer 1976; Carlen Albert 1984; Lehner 1992; Jossen Erwin 2000; Martone 2008. PM Alfred und Elisabeth Escher-Perrig, Paul Heldner, Eduard Imhof, Paul Martone, Walter Stupf.

Das Grabmal von H. H. Pfarrer Johannes Bittel



Links neben dem Grabe von Pfarrer Alfred Werner wurde der in poliertem schwarzem Granit ausgeführte Grabstein des 16. Pfarrherren von Glis aufgestellt, nachdem sein Grab in der ersten Reihe westlich der Goldenen Pforte in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts aufgehoben wurde. Im Gegensatz zu vielen Oberwalliser Friedhöfen, etwa in Ernen, Brig, Saas-Fee, Visp, Unterbäch und Salgesch, findet sich in Glis kein eigentliches Priester-Gemeinschaftsgrab. Grund dafür mag einerseits der Umstand sein, dass bereits der erste nicht mehr im Chor der Kirche bestattete Pfarrherr, Peter Amherd (1919–1928), als gebürtiger Gamsner im Grab seiner Familie beerdigt wurde (Grab C23). Dasselbe gilt auch für die Priester Leopold Lauber (Grab A8), Theodor Arnold (Grab A86), Adolf Imhof (Grab C71), Hans Werlen (Grab D30) und die Geistlichen aus den Familien Seiler (Grab G17), Cathrein (Grab

G23), Perrig (Grab G25) und Clausen (Grab G29). Andererseits wurden mehrere Pfarrherren von Glis als Krönung ihrer Laufbahn zu Domherren ernannt und damit in Sitten beerdigt.



Primiz von P. Felix Clausen 1947



Primiz von P. Alfred Clausen 1950

Johannes wurde am 24. Juni 1873 in Fiesch als Sohn des wohlhabenden Bäckermeisters Auxilius Bittel geboren. Die Familie ist bereits im 16. Jahrhundert ursprünglich in Blitzingen nachgewiesen. Mit grosser Wahrscheinlichkeit leitet sich der Name vom Wort «Büttel» für einen Gerichtsdiener ab. Wie bei H. H. Theodor Arnold gibt das Todesandenken die Lebensdaten des Verstorbenen an. Die dort unten zitierte, mit einem «Vater unser» und einem



«Ave Maria» verbundene Stossgebetsformel verspricht einen für 300 Tage gültigen Ablass und erinnert an den alten Brauch, die Totenbildchen im damals noch persönlichen Messbuch aufzubewahren, um dann beim Gebet für den Verstorbenen eine Sündenvergebung über einen bestimmten Zeitraum zu erlangen.

Nachdem Johannes Bittel sieben Jahre als Pfarrer in Grächen gewirkt hatte, leitete er während 23 Jahren die Pfarrei von Zermatt. Dank seiner Durchsetzungskraft entstand dort trotz teilweise heftigen Widerständen und Intrigen die noch heute bestehende basilikale Pfarrkirche St. Mauritius von Adolf Gaudy. Im Rohbau zwar vom Mai bis November 1913 erstellt, konnte sie

aber erst Jahre später eingeweiht werden. Ende Oktober 1928 verabschiedete sich Pfarrer Bittel als Ehrenburger von seinen Zermattenern mit einer Predigt, in der er das «Hooru», wohl in Anspielung an Dürers berühmte Zeichnung, mit zwei betenden Händen verglich! Indem Bischof Viktor Bieler ihn selbstständig zum Pfarrherren von Glis ernannte, endete ein altes Wahlprivileg. Bis dahin galt nämlich folgendes Verfahren: Der Kirchenrat schlug den Pfarrgenossen vier Kandidaten vor, von denen sie dann einen wählen und dem Bischof lediglich zur Beglaubigung anzeigen konnten. Seither werden die Pfarrherren direkt vom Bischof ernannt. Meistens äussern allerdings die Präsidenten vorher gegenüber dem Bischof ihre Wünsche.

Als krönender Abschluss seines Priesterlebens legte ihm Bischof Bieler 1936 bei der Einweihung der neuen Pfarrkirche von Grächen eigenhändig das violett gesäumte Mäntelchen eines Dekans um die Schulter.

Bibliographie: Zenklusen Ernst 1970; Dupont Lachenal 1974; Carlen Louis 1981; Kronig 1989; Riva 2003. PM Alois Bregy, Alfred Escher.

Das Grab von Anton Carlen D62

Diese kleine Grabstele aus weissem Marmor gab anfangs einige Rätsel auf. Schon die Frontseite zeigt einen ausgeprägten Kontrast zwischen dem fein skulptierten, naturgetreuen Blumenstraus des Giebels und dem schlichten, klaren Christusmonogramm in einem hochovalen Feld. Auch passt das kopf-



stehende Wappenschild der Hinterseite nicht zum Familiennamen der Schauseite. Wie dort verschiedene Blumen zu einem Bouquet gebunden sind, so erscheint hier eine Kombination mehrerer Symbole: Das schräge Kreuz steht sowohl für das Leiden, als auch für die Erlösung, der Anker für Beständigkeit in der Liebe und fest gegründete Treue und der Palmwedel für den Sieg im Lebenskampf. Dank Nachforschungen bei den Angehörigen liessen sich diese Befunde und ihre auch für Glis wichtige Geschichte jedoch bald einmal lösen.



Der hier beerdigte Anton war nämlich ein Sohn von Henri, dem letzten von sechzehn Orgelbauern aus der berühmten Familie Carlen, die dieses Kunsthandwerk während zweier Jahrhunderte ausübten und an die 140 Werke errichteten. Ursprünglich aus Reckingen stammend verzweigte sich die Familie schon früh nach Gluringen. Von dort zog **Franz Joseph** (1779–1843) nach Glis und erwarb hier 1816 das Bürgerrecht. Von 1814 an bis zu seinem Tod war er Organist in der Wallfahrtskirche und daneben auch Musiklehrer am Kollegium. Ihm wird der Bau von fünfzehn Orgeln zugeschrieben, wobei etwa diejenige von 1830 in der Rittikapelle in Eyholz noch heute bespielt wird. Sein Sohn **Gregor** (1819–1869) war am 23. Januar 1854 Mitbegründer der Blechmusikgesellschaft von Brig und für acht Franken Monatslohn auch deren Dirigent. In der Wyeri in Glis baute er sich ein Haus, in dem er eine Orgelbauwerkstätte einrichtete und im Keller die Pfeifen goss. 1865 liess er dort einen Schuppen bauen, in dem die Orgelteile zusammengestellt wurden.

Von 1849–1859 war er auch Musikprofessor am Kollegium. In seinem Haushaltungs- und Tagebuch gibt er dreizehn Orgelneubauten und die Reparatur einer Vielzahl anderer an. Kaplan Schlunz widmete ihm anlässlich seines Ablebens im Totenverzeichnis des «Liber defunctorum» einen mit roter Tinte hervorgehobenen lateinischen Artikel, in dem er ihn mit Herr betitelt und als den berühmten Orgelbauer und Organist bezeichnet, der in- und ausserhalb des Vaterlandes viele Werke repariert und neu gefertigt habe. Unter diesen



erwähnt er das «berühmte Werk in der Kirche von Martinach», das seine Meisterschaft bezeuge. Sein Enkel **Henri** (1885–1957), wurde in Lyon geboren und baute insgesamt zweiundzwanzig Orgeln in- und ausserhalb des Wallis (z. B. in Naters, Mund, Simpel, Zermatt und Chippis). Dazu sind fünfundfünfzig grössere Reparaturen bekannt, darunter die der Orgel von Glis 1935 und diejenigen des Kollegiums und des Klosters in Brig. Sein Sohn **Anton** (1920–1999) war hauptberuflich Primarschullehrer in Siders und arbeitete jahrelang während der Sommerferien mit ihm zusammen. Er beschränkte sich dabei vor allem auf das Stimmen der Instrumente.

Die Lösung des eingangs erwähnten Rätsels ergab sich aus der jüngeren Familiengeschichte. Die Mutter Antons und Ehefrau Henris, Antoinette Tröndle, wuchs nämlich beim Ehepaar Meinrad und Cécile Loretan-Julier in der Briger Metzgergasse 5 auf, wo bereits Meinrads Eltern Alois und Cäcilia Loretan-Imwinkelried das Haus mit dem Durchgang zur Sennereigasse bewohnten. Da beide Generationen hier eine Metzgerei betrieben, könnte der Name der Gasse auf sie zurückzuführen sein. Karl Dellberg erwähnte diese Witwe Loretan als Nachbarin, bei der er oft um etwas Essbares betteln gehen musste (Grab B76). Da das Ehepaar kinderlos blieb, könnte das «gestürzte» Loretanwappen – in der Variante von Sternen statt Rosen – das Erlöschen dieses Familienzweiges symbolisieren.



Alois und Caecilia Loretan-Imwinkelried
Joseph Stocker 1883

Nachdem bereits seine Eltern in diesem Loretan-Grab ihre letzte Ruhe gefunden hatten, liess Antons Tochter Fränzi Schwestermann den Grabstein nach dessen Beisetzung lediglich auf der Vorderseite neu gestalten, statt die historisch interessante Stele einfach zu schreddern – ein nachahmenswertes Vorbild, wie mit dem Erbe der Ahnen behutsam umgegangen werden sollte!

Auf dem Grabfeld liegt ein aufgeschlagenes marmornes Album mit den vom Verstorbenen ausgewählten Versen:

ES EILT IN FREMDE WELTEN
DIE SEEL VON DIESER WELT.
DOCH ISTS JA NUR EIN GLEITEN
HINEIN INS HIMMLISCHE ZELT.

AC

Bibliographie: Totenverzeichnis 1624–1869; D'Angreville 1868; Garbely 1945; Heldner Paul 1963; Carlen Louis 1975 und 1984; Ruppen 1976; Heldner Werner 1979; Hauser 1994. PM Paul Heldner, Fränzi Schwesternmann-Carlen.

Das Grab der Familie Armangau D73



In harmonischer Ausgeglichenheit steht das schwarze Granitkreuz, mit dem zarten Christusmonogramm, auf einem abgestuften Sockel und seitlich angefügten niedrigeren Tafeln. Hier ruhen die Vorfahren der heute in Glis wohlbekannten Familie, die sich besonders um das Gemeindeleben Verdienste erworben hat.

Kommt ein Spaziergänger am 14. Juli an der Gliserallee 93 vorbei, sieht er dort eine stattliche Familie im Garten des dreistöckigen Hauses «ihren» französischen Nationalfeiertag begehen.

Gewitzt mit «Bonjour» Grüssende werden gleich zum Apéro eingeladen, «Tag-woll» Leute lässt man weiterziehen. So ehren die Armangaus ihren Familiengründer François (1873–1946), der mit seinem Onkel Jacques aus dem französischen Pyrenäendorf Elne bei Perpignan als Installations-Spezialist nach Gamsen kam, um dort die Fabrik der am 9. April 1894 gegründeten «Société Suisse des Explosifs», kurz SSE, aufzubauen. Damals wurden beim Bau des neuen Simplontunnels grosse Mengen an Sprengstoff benötigt, die nur über kurze, möglichst erschütterungsfreie Strecken angeliefert werden konnten. Deshalb wurden die Produktionsanlagen eingangs der abgelegenen Gamsaschlucht in sicherer Entfernung vom Dorf erstellt. Die SSE war bis zur Gründung der Lonza-Karbidwerkstätten in Gampel über Jahre die einzige bedeutende Fabrik im ganzen Oberwallis. Ursprünglich wollte man die «Dynamit» nach Beendigung des Simplontunnelbaus aus wirtschaftlichen Gründen wieder schliessen. Dank dem von Fran-

çois Armangau entwickelten, besser transportierbaren Sicherheitssprengstoff «Gamsit» konnten die Produkte jetzt aber auch an weit entfernte Orte geliefert werden. Mit dem Bau des Lötschbergtunnels ab 1906 waren Sprengstoffe aber auch vor Ort erneut wieder sehr gefragt.



Fabrikanlagen um 1900



Briefkopf Explosif

Die Firmengeschichte der «Explosif» kann in drei Abschnitte unterteilt werden. Bis 1945 wurden nur zivilgenutzte Produkte für den Schweizer Markt hergestellt. Nach Kriegsende konnte auch ins Ausland exportiert werden und ab 1970 diversifizierte die Gesellschaft ihr Sortiment mit chemischen und pharmazeutischen Produkten. Der erst 24jährige François Armangau wurde bereits 1897 zum Fabrikationschef ernannt, ein Amt, das er bis zu seinem Tod volle fünfzig Jahre lang verantwortungsvoll ausübte. In den auf ihn verfassten Nachrufen werden seine Fachkenntnisse, sein Organisationstalent und seine Gewissenhaftigkeit gerühmt, dank der während seiner Tätigkeit in der doch «explosiven» Fabrik kein einziger tödlicher Unfall zu beklagen war. 1898 verheiratete er sich mit der drei Jahre jüngeren Marie Nanzer, einer Tochter des begüterten Gliser Posthalters. Während des Ersten Weltkrieges musste er als französischer Staatsbürger während vier Jahren in der pyrotechnischen Anstalt in Toulon Dienst leisten. Vergebens sandte seine Frau ein Bittschreiben um eine vorzeitige Entlassung des fünffachen Familienvaters an die zuständige Dienststelle. Auch das als Beweis beigelegte Familienfoto half da nicht. Wohl deshalb erwarb er nach seiner Rückkehr bereits 1919 das Gliser Bürgerrecht.

Die Firmengeschichte der «Explosif» kann in drei Abschnitte unterteilt werden. Bis 1945 wurden nur zivilgenutzte Produkte für den Schweizer

Markt hergestellt. Nach Kriegsende konnte auch ins Ausland exportiert werden und ab 1970 diversifizierte die Gesellschaft ihr Sortiment mit chemischen und pharmazeutischen Produkten. Der erst 24jährige François Armangau wurde bereits 1897 zum Fabrikationschef ernannt, ein Amt, das



François und Marie Armangau-Nanzer mit Erich, Laura, Claude, Edith und Marcel 1910

Während François Armangau wegen seiner südländisch beschwingten Geselligkeit überall sehr beliebt war, wurde er besonders ob seiner klangvollen Tenorstimme von allen regelrecht bewundert. Kein Wunder, dass er auch im Brieger Männerchor mitsang. Die 1927 von seinen Söhnen Erich und Claude mitbegründete Dorfmusik «Glishorn» ernannte den freigebigen Gönner und initiativen Anreger 1935 zu ihrem Ehrenpräsidenten. So liess er jeweils an Fronleichnam den Musikanten, die er immer nur als «mini Büöbu» bezeichnete, in seinem Wohnhaus in Gamsen das Morgenessen servieren. Als er diese 1938 wieder einmal im «Malteserkreuz» zum Zvieri einlud, schlug er dem Dirigenten Franz Lomazzi (verheiratet mit Hedwig De Martini, s. Grab E33) vor, für das im nächsten Jahr in Brig geplante Oberwalliser Musikfest ein Stück aus Puccinis berühmter Oper «Tosca» zusammenzustellen. Auf Lomazzis Erwiderung, das sei leichter gesagt als getan und zudem besässe man nicht einmal ein Saxophon, sang François Armangau aus dem Stegreif die ganze Oper und gab sofort den Auftrag, das Instrument auf seine Kosten zu bestellen. Sprichwörtlich war auch sein südfranzösischer Lebensstil. So pflanzte er wahrscheinlich die ersten Spargeln und Pfirsichbäume in Glis. Auf der ehemaligen Richtstätte im Grund zog er Reben, aus denen er den «Galgenhubler-Wein» kelterte. Vor den Festtagen fuhr er bis nach Genf, um dort frische Meerfische zu kaufen. Dank seiner gut besoldeten Stellung konnte er trotz den damaligen Krisenjahren 1932 an der Gliserallee 93 ein stattliches dreistöckiges Haus bauen. Ähnliche, eher kleindimensionierte Ein- bis Dreifamilienhäuser mit solidem Mauersockel, Eckquaderverzierung, zentralem Treppenhaus und dem typischen Besen-

bewurf wurden damals in vielen Variationen von der Gliser Baufirma Pianzola erstellt. Westlich angrenzend erbauten die Kinder seines Sohnes Erich 1974 den Block «Glismatta». François Armangau starb nach einem reicherfüllten Leben 1946 an den Folgen eines unglücklichen Sturzes und Beinbruchs, dem wohl eine typische Lungenembolie folgte, im Oberwalliser Kreisspital in Brig.

Von seinen Söhnen war Claude (1900–1989) ebenfalls in leitender Stellung in Gamsen beschäftigt (s. das romantisch überwachsene Grab G27), während Erich (1899–1981) Chef-Visiteur bei den SBB war. Beide hatten vom Vater die grosse Neigung zur Musik geerbt. So spielte etwa Erich das vom Vater gestiftete Saxophon und war Vorstandsmitglied sowie langjähriger Präsident der Gliser Musikgesellschaft. Auch dessen Kinder, etwa die populäre Lehrerin Gaby, sind noch heute wichtige Stützen der Dorfgemeinschaft von Glis.

Bibliographie: Armangau 2010.

Das Grabmal der Familien Fruzzini und Annexi-Loscho



Seit Allerheiligen 2011 steht das auf Anregung der «Pro Historia Glis» in altem Glanz aufgefrischte Denkmal wieder auf dem mit der Inschrift «Denkmal der Liebe» und «1838» bezeichneten wuchtigen Sockel aus St.-Triphon-Marmor an der Nord-West-Ecke des Grabbezirks E. Zusammen mit dem überdachenden Schnurbaum wird dieses Ensemble als eigentliches Glanzstück unter den Grabzeichen den Blick und das Interesse des Friedhofbesuchers auf sich ziehen.

Das im Empirestil gehaltene, mit zahlreichen Zierelementen ausgeschmückte schmiedeiserne Kunstwerk überrascht vor allem mit seinem, meines Wissens einzigartigen, mechanischen Drehkarussell im Innern einer hinter der Fassade verborgenen Trommel. Überdies sind die fünf – von ursprünglich acht – länglichen Eisentafeln selber wieder um ihre Achse drehbar. Leider sind die gelbgoldenen Gedenkschriften für die Verstorbenen und die sie begleitenden Trauersprüche grösstenteils nur noch verstümmelt oder gar nicht mehr lesbar.

nen und die sie begleitenden Trauersprüche grösstenteils nur noch verstümmelt oder gar nicht mehr lesbar.



Dreh-Tafeln mit Gedenktext

weide, die vor allem während der Romantik auf beinahe jedem Friedhof zu finden war (s. S. 48/49).

Früher stand dieses Denkmal auf dem Familiengrab links vom Turmeingang, neben dem ebenfalls «gezügelten» Grab ihrer Nachkommen Jordan und Peter (Grab G10). So könnte es durchaus sein, dass damals auch der exotische Baum verpflanzt wurde. Der mit seiner helmförmigen Krone das Denkmal überschattende, zu den Robinien gehörende Schnurbaum – so genannt wegen den allerdings nur in den Tropen reifenden perlschnurartigen Früchte – ist in Europa erst seit dem 18. Jahrhundert bekannt. Er findet sich laut dem Leiter des Berner Baumkompetenzzentrums, Peter Kuhn, auffallend häufig auf Friedhöfen, erinnert er doch mit seinen hängenden Ästen an eine Trauerweide.



Grabkreuz für Maria Josepha Burgener 1858

weite der Perrigrufte rechts vor dem Supersaxoaltar aufgestellt und ist darum hervorragend erhalten (s. S. 78). Die Familie Perrig besitzt noch vier schmiedeiserne Gedenkkreuze aus der Gliser Kirche, darunter eines in aussergewöhnlich reicher Rokokogestaltung mit einer zentralen Schrifttafel für den 1771 verstorbenen Joseph Franz Stephan, Hauptmann in Frankreich

Das Anbringen von mehr oder weniger umfangreichen Widmungen und Gedichten auf den Gräbern ist gerade im Tessin, dem Herkunftsort der Familie Loscho, weit verbreitet. So konnte Soldini allein im Mendrisiotto noch 1999 über 1700 solcher Inschriften auf den dortigen Friedhöfen sammeln. Auch in dieser Hinsicht ist das Denkmal auf unserem sonst sehr «sprucharmen» Friedhof einzigartig. Nach Einschätzung des an der Reparatur beteiligten Spenglermeisters Andreas Gerold muss das «unvorstellbar sorgfältig in sicher weit über hundert Stunden aus handgeschmiedetem Eisen» geschaffene Grabmal auch die Familie Perrig derart beeindruckt haben, dass Franz Stephan fünf Jahre später dem gleichen Kunstschmied ein noch reicher gestaltetes Duplikat für seine verstorbene Gemahlin Maria Ludovica Escher in Auftrag gab. Es war in Sichtweite der Perrigrufte rechts vor dem Supersaxoaltar aufgestellt und ist darum hervorragend erhalten (s. S. 78).



**Grabkreuz für Joseph
Franz Stephan Perrig
1771**

und Ritter des französischen Kriegsordens. Ein eindrücklich schlichtes, in Schwarz und Gold gehaltenes Grabkreuz von 1858 aus der Gliser Kirche, heute im Besitz von Elisabeth Escher-Perrig, erinnert in einer naiv-frommen Kasteninschrift an die dort in der Perriggruft bestattete «Edle Frau Burgener Mari Josepha und Wittve des Obrist Franz Xaver Perrig», die Mutter Franz-Stephans (Grab A41 und G28).

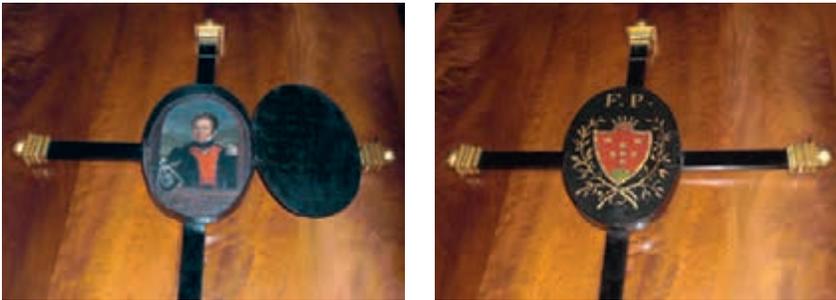
Der Brauch, die Grabzeichen mit Hinweisen auf die Verstorbenen zu versehen, geht bis in die Antike zurück. Beschriftete Schilder und Tafeln sind seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts etwa aus dem Bodenseeraum bekannt. Aus ihnen entwickelten sich dann schützende Kästchen, die offen oder mit einem Türchen verschliessbar waren.

In einem Exemplar von 1594 finden sich auf der Innenseite nicht nur die Inschriften für die Eltern und ihre Nachkommen, sondern auf der Hinterseite der Kastentüre sogar deren Porträts. Auch in der Gliser Kirche war früher, wohl an einer der Säulen gegenüber der Familiengruft, ein Kreuz angebracht, in dessen ovalen Kasten das Portrait des am 10. Oktober 1785 verstorbenen Obersten Franz Xaver Perrig erscheint. Auf der Deckelaussenseite prangt das Perrigwappen, während auf der Innenseite in Latein der Name und das Todesdatum verzeichnet sind. Besonders viele Beispiele finden sich auf Bündner Friedhöfen, so etwa in Müstair. Das Geschichtsmuseum in Sitten verwahrt aus Glis ein kunstvoll geschmiedetes, doppelarmiges Eisenkreuz. Im abschliessbaren Kästchen sind zwölf Namen der Familie Elsig aufgeführt, die zwischen 1800 und 1876 verstorben sind.

In Niederwald hat sich ein teilvergoldetes Grabkreuz des 1862 verstorbenen H. H. Valentin Mutter erhalten, das eine wappenförmige In-



Grabkreuz der Familie Elsig



Grab-Kreuz für Franz Xaver Perrig von 1785

schriftenbüchse aufweist. Ein allerdings als flaches Relief ausgeführtes Holzepithaph der Familie Ebener aus Kippel von 1835 mit elf Initialen auf herzförmigen Schildern und einem zur Trauer auffordernden Spruch zeigt, dass damals auch bei uns auf einfachen Dorffriedhöfen aufwendige Erinnerungstafeln aufgestellt wurden.

Diese lange Tradition der Grabinschriften hat jedenfalls die früher auf dem Friedhof spielenden Kinder kaum beeindruckt. So schildert etwa Gaby Armangau, wie man damals mit dem Täfelchenkarussell «Himmel und Hölle» spielen konnte: Nachdem der in Schwung gesetzte Mechanismus zum Stillstand gekommen war, freuten sich die Kinder, wenn eine goldfarbene Seite ihnen den Himmel versprach. Erschien aber eine der dunklen, verrosteten, bedeutete das die Hölle und die kleinen Spieler stoben schreiend auseinander.

Handel und Gewerbe wurden nach der Ära des Grossen Stockalperts weitgehend von eingewanderten Fremden beherrscht. Das beklagte zum Beispiel Hildbrand Schiner 1812 (in deutscher Übersetzung): «Der Handel hat für den Walliser keinerlei Reiz, oder besser gesagt, der Walliser ist dafür zu wenig intelligent. Alle Händler im Wallis sind entweder Savoyer, Franzosen oder Italiener, die nicht zögern damit reich zu werden.» Und Lorenz Justin Ritz notiert 1839: «Aller Handel und Wandel, Mühlen, Gerbereien, Bäckereien, Wirtshäuser und Krämerbuden usw. liegen mehrstenteils in den Händen fremder Einwanderer [...]». Diese fleissigen Geschäftsleute unterschieden sich allerdings von den «Lamparten» (Lombarden), die über Jahrhunderte in eigentlichen Betteljagden aus dem Land vertriebenen wurden. So ordnete der Landrat etwa im 17. Jahrhundert an, «alles frömde, lauffende umschweifende unnütze volck aus dem Land zu weisen herunder von ohr zu ohr [...] bis si entlich auss dem landt gebracht». Und noch im Mai-Landrat von 1787 wurde das ungergelte Treiben «der Bugnanter und

Augstaler Krämer, Kräzenträger und Husierer» verboten und einer amtlichen Erlaubnis unterstellt.

Da die Geschichte des Familienunternehmens Loscho von Gabriel Imboden und Marie-Claude Schöpfer Pfaffen bereits in Publikationen und Vorträgen vorliegt, folgt hier lediglich eine sehr kurze Zusammenfassung dieser Arbeiten.

Als Karl Andreas Loscho in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts und um 1773 auch sein Bruder Peter Anton aus dem Tessiner Dorf Peccia im hinteren Vallemaggia ins Wallis einwanderten, müssen beide bereits zu Geld und Ansehen gelangt sein. Nur so ist zu erklären, dass sie in die besseren Kreise aufgenommen wurden und bald einmal auch politische Ämter übernehmen konnten. Dasselbe gilt auch für die Handelsfamilien der Annexi aus Pestarena bei Macugnaga und der aus Prato in der Leventina stammenden Fruzzini, die beide Loschotöchter heirateten.

Der bis in die 1839er Jahre von Brig aus wirkende Familienverband betätigte sich anfänglich vor allem im Fellhandel, der sich von Mailand bis nach Genf und nördlich bis nach Bischofszell erstreckte. Später erweiterten sie ihren Geschäftsbereich im internationalen Handel mit einem unglaublich vielfältigen Warenangebot, das von Zucker, Kaffee und Kakao über Tabak und Seife bis zu Baumwollbällen und Einrichtungsgegenständen in meist grossen Mengen reichte. Diese Güter wurden von Venedig und Genua bis nach Karlsruhe, Frankreich und Barcelona verfrachtet. Die Gesellschaft führte in Brig und Siders aber auch Verkaufsläden, die zwischen Goms und Vevey den grossen Bedarf der Einheimischen besonders im Nicht-Lebensmittel-Bereich befriedigten. Unsere Vorfahren waren also keineswegs die genügsamen Selbstversorger, für die sie bisher gerne gehalten wurden. Ein weiterer wichtiger Geschäftsbereich im damals bargeldarmen Land stellte das bereits von Stockalper mit Erfolg betriebene Kredit- und Bankwesen dar. Indem auch einheimische Arbeitskräfte beim Unternehmen Beschäftigung fanden, konnte für beide Seiten ein gewinnbringendes Gleichgewicht von Nehmen und Geben erreicht werden.

Bibliographie: Schiner 1812; Ritz 1839; Hüppi 1968; Ruppen 1979; Loretan Stefan 1991; Von Roten Hans-Anton 1991; Hauser 1994; Imboden Gabriel 1999; Soldini 1999; Schöpfer Pfaffen 2010; Anonym 2011; Kuhn 2011. PM Gilbert Amherd-Imhof, Gaby Armangau, Elisabeth Escher-Perrig, Andreas Gerold, Alfred Perrig.

Das Grab der Famiglia De Martini E33



Dieses Grab erinnert an eine längst vergangene Zeit, in der die Bahnhofstrasse noch grüne Oasen aufwies und in Gartenwirtschaften die Geselligkeit gepflegt wurde. Heute sind die Parkanlagen des *Hotels Viktoria* und des *Perrighauses* mit klotzigen Häuserblöcken verbaut und das baumbestandene Zentrum zu einer leeren, angeblich italienisch anmutenden, steingepflasterten Leerstelle verkommen. Auch die Gartenwirtschaft hinter dem *Kino Capitol* musste einem Autoparkplatz weichen.

Die Familie De Martini stammt aus dem kleinen piemontesischen Bauerndorf Lù Monferrato. Von dort zog Evasio (1884 bis 1954) zwischen 1900 und 1910 nach Goppenstein, um dort in den Molybdän-Minen zu arbeiten. Als die Grubenarbeiter wegen der schlechten Verpflegung streikten, meldete sich der Mineur Evasio, einzig auf seine Kenntnisse ländlicher Ernährung vertrauend, als Mannschaftskoch. Da seine währschaftete Kost bei den Arbeitern beliebt war, eröffnete er 1917 zusammen mit seiner nun nachgezogenen Ehefrau Alessandrina das *Café-Restaurant Lötschberg* in Naters, nicht ohne zuvor das Wirtepa-



tent erworben zu haben. Da sich damals in Naters nicht weniger als siebenundfünfzig Wirtschaften konkurrenzierten, wechselte die Familie 1928 nach Brig hinüber und übernahm das *Bar-Restaurant Continental*, heute kurz *Conti*, im sogenannten «Riccahaus».

Bald einmal war der Betrieb und seine grosszügig angelegte Gartenwirtschaft im Osten des Kinosaals dank der feinen italienischen Küche und der südlich anmutenden Atmosphäre auch bei den Einheimischen sehr beliebt. Hinzu kamen noch die sommerlichen Serenaden, mit denen die musikalisch veranlagte Familie De Martini die bessere Briger Gesellschaft verwöhnte. In



der bezeichnenderweise mit französischem Text inserierten Reklame wurden diese Sommerkonzerte neben der «Glace Jardin» als besondere Spezialität angeführt.

Dabei druckte und verteilte man auch richtige Musikprogramme, die der spätere Kardiologe Franco Lomazzi, Sohn der 1912 geborenen Evasiotochter Hedwig, etwa der auf ihrer benachbarten Terrasse lauschenden Arztfamilie Fidelis Schnyder persönlich überbringen musste. Es erstaunt daher kaum, dass der ledig gebliebene Sohn Carlo später als gefragter und beliebter Klavierlehrer in Brig tätig war. Für den

Türkenbund vertonte der Maestro (Eunuch Capella Grif) die von Dr. Anton Lanwer verfasste «Bitt- und Danksure», die 1932 den Liederteil des Türkenbreviers einleitete. Am vergangenen 24. Oktober 2011 wurde in diesem Grab als letzte De Martini noch die 1921 geborene Corinna beigesetzt, die lange Jahre als Laienorndensfrau im Vatikan gearbeitet hatte. Bei der Beerdigung der mit 97 Jahre verstorbenen beliebten Wirtin Alessandrina 1981 erzählte Pfarrer Alfred Werner in seiner Abdan- kungsrede vom letzten Krankenbesuch bei der hospitalisierten Patientin.



Evasio beim Kaffeerösten



Alessandrina mit Hedwig

Auf die Frage, ob sie die Krankensalbung und die Heilige Kommunion empfangen möchte, habe die Sterbende erwidert: «Eigentlich würde ich einen Risotto vorziehen.» So müsste auf ihrem Grabstein stehen «Preferirei un risotto.»

Bibliographie: De Martini 1953; Jossen Erwin 2000; Tscherrig Georges 2001. PM Franco Lomazzi.

Das Grab der Familie Rossi G4



*Familie Teresa und Louis Rossi-Lomazzi
um 1890*

Mit seiner bekrönenden gotischen Kreuzblume, der auf Renaissancegemälden gerne als Madonnenhintergrund gebrauchten Muschelnische und der romantischen Blumengirlande um das zentrale Kreuzrelief ist der weisse Marmorgrabstein ein Musterbeispiel für die historistische Stilrichtung. Auch in den vielen Häusern, die Louis Rossi (1857–1911) in Brig und Naters als führender Baumeister von 1901 bis 1911 errichtete, mischen sich die aus verschiedenen Epochen entlehnten Stilelemente.

Als sich mit dem Bau der Simplonlinie nach Brig gute Verdienstmöglichkeiten eröffneten, verkaufte der im kleinen Bergdorf Intragna, hoch über dem Lago Maggiore, aufgewachsene Rossi um 1890 seine Güter, zog mit seiner Frau Teresa, geborene Lomazzi, und den vier Kindern nach Brig und bald einmal weiter in das geschäftigere Lausanne.

Neben einem Bauunternehmen mit angegliederter Schreinerei und Schlosserei gründete er dort auch eine Zementfliesenfabrik, deren farbige Ornamente den Böden zu einem vornehmen Erscheinungsbild verhelfen. Einige dieser später auch in Brig verlegten Beläge sind noch heute in den von ihm errichteten Häusern zu entdecken.



***Der Fussboden
im Eingang
Bahnhofstrasse 5***

Als in Brig um 1900 das neue Bahnhofgebäude mit der zum Städtchen führenden breiten Strasse geplant wurde, erkannte der weitsichtige Unternehmer, welche Arbeitsmöglichkeiten sich ihm hier eröffneten. In rascher Folge konnte Louis Rossi, bekannt und begehrt als einsatzfreudiger und kompetenter Baumeister, viele der noch heute das Bahnhofquartier beherrschenden Häuser errichten. Höhepunkt seiner Tätigkeit war, nach der Vollendung des bereits 1901 bezogenen Postgebäudes (heute «Zur alten Post»), der Bau des an einen Renaissancepalast erinnernden Bahnhofs, den Walter Ruppen mit dem Palazzo Pitti in Florenz verglich. Wie anspruchsvoll dessen Errichtung war, zeigt die sich von Ende 1901 bis zur Einweihung am 1. Juli 1905 erstreckende Bauzeit.

Abgesehen vom 1903 bis 1904 erbauten Correcco-Haus, das dem Neubau der Migros weichen musste, wird das Bild der Bahnhofstrasse noch heute von Bauten geprägt, die nachgewiesen oder mit grosser Wahrscheinlichkeit durch ihn errichtet wurden. Glanzstück seiner handwerklichen Fähigkeit ist sicher das einer mittelalterlichen Burg nachempfundene 1905 bis 1906 errichtete Perrighaus. Auch das 1907 erstellte gegenüberliegende abgerundete Haus der Familien Adolf Perrig und Hermann Pacozzi, das Imhof/Tichelli-Haus (Bahnhofstr. 5) aus dem Jahre 1910 und wohl auch das Zimmermann-Haus



Bahnhof Brig um 1904

an der Abzweigung der Rhonesandstrasse zeugen von seiner Beliebtheit bei den Briger Bauherren. Ob das ca. 1905 entstandene frühere *Restaurant Cheminots* heute *Hotel Ambassador* (Saflischstr. 3), das *Hotel Viktoria* am Bahnhofplatz und das Klingelehaus in Naters ebenfalls von Rossi errichtet wurden, ist urkundlich nicht belegt, aber wegen der Verwendung ähnlicher Balkongitter und den schon erwähnten «Rossi-Fliessen» doch sehr wahrscheinlich. Sicher von ihm stammen die beiden noch heute als «Rossi-Häuser» bezeichneten Liegenschaften am Rhonedamm in Naters (1904 und 1906), das Ruppenhaus an der dortigen Bahnhofstr. 5 und das 1908 bezugsbereite Schulhaus in Brig.

Für interessierte Leser sei auf die «Chronik der Familie Rossi» verwiesen. Dort schildert sein Enkel Henri, der die Schweiz als Diplomat in vielen Ländern vertrat, ausführlich die Geschichte dieser umtriebigen Familie.

Bibliographie: Rossi 1994; Carlen Louis 1995.

Das Grab der Familie Speckly G5



Dieses Grab in der «Herrenreihe» des Grabbezirks G zeigt eine aussergewöhnliche Gestaltung. Auf einem Kiesbeet liegt dort der Oberteil eines polierten schwarzen Granitkreuzes mit dem RIP-Zeichen (Requiescant in Pace – Ruhet in Frieden) auf einem weissen mit Eckpompons besetzten Marmorkissen. Die zwei roh behauenen, seitlich angeordneten und mit dem Christusmonogramm bezeichneten Tafeln tragen die Namen und Lebensdaten von sieben Angehörigen der im Mannesstamm ausgestorbenen Familie.

Die Familie Speckly zog in der Mitte des 18. Jahrhunderts vom vorarlbergischen Feldkirch nach Brig. Vielleicht steht diese Übersiedlung in Beziehung zu den Jesuiten, die an beiden Orten ein Kollegium führten. Laut Edith Speckly kaufte ein Vorfahre, wahrscheinlich der Vater Martins, 1753 von Bonaventura Falcino in Brig ein Landgut. Wohl gleichzeitig erwarb er auch das heutige Fernanda von Stockalper-Haus, das dann von Kaspar Eugen von Stockalper in Anwendung des Statuarischen Zugerrechts in Besitz genommen wurde. Dieses Gesetz erlaubte einem Einheimischen, ein von einem

Ausländer erworbenes Gut wieder zurück zu kaufen. Als erstes Familienmitglied wird in den Gliser Totenbüchern der am 15. April 1830 verstorbene Martin Speckly erwähnt und bereits mit der ehrenden Bezeichnung «Herr» tituliert. 1803 in die Osterlammbruderschaft aufgenommen, war er 15 Jahre später Gastgeber der Bruderschaft. Mit Maria Caecilia Kempfen aus Oberwald (†1821) verheiratet, wurde ihr Sohn Franz Joseph Bartholomäus am 29. Januar 1792 in Glis getauft. Dass die Familie schon damals geachtet war, erhellt die Wahl der beiden Taufpaten (Dominus Bartholomäus Perrig und Domina Maria Catharina Kluser). Am 27. April 1824 ehelichte Franz als «Lieutenant von Brig» Anna Maria Theresia Eyholzer, geb. 1801, des Fabian aus Lax. Fünf Jahre später wird er beim Tod eines seiner Kinder als Handelsmann (mercator) vermerkt.



Martin Speckly

Laut Familientradition war er als Arzt in Brig tätig, starb aber schon früh und hinterliess seiner Witwe zehn unmündige Kinder. Wie der später als Besitzer des *Hotels Glacier et Poste* in Fiesch vermögend gewordene Sohn Joseph spasshaft erzählte, könne er seiner Mutter alles verzeihen, nur das nicht, dass sie ihn schon als Knaben lügen gelernt habe. Obwohl noch immer hungrig, musste er nämlich nach dem Essen immer beten: «Ich danke dir Gott, dass du uns so reichlich gespiesen hast.» Die Witwe Theresia Speckly-Eyholzer führte jedenfalls die Arztpraxis ihres Gatten weiter und war wegen ihren «Specklysalben und -pillen» weitherum bekannt. Bei ihrem Tod am 5. März 1889 vermerkte Pfarrer Brindlen (hier auf Deutsch): «Sie



Theresia Speckly-Eyholzer

hat unzähligen Menschen mit ihren chirurgischen Künsten geholfen, weshalb sie in ewiger Erinnerung bleiben wird.» Aus Dankbarkeit für eine gelungene Behandlung soll der Maler Joseph Stocker (1825–1908) aus Baar sie 1882 in einem Portrait verewigt haben.



Maria Speckly-von Roten

Auch ihr bereits erwähnter Sohn Joseph soll sich in der Anatomie gut ausgekannt haben. Er und sein Sohn Clemenz verstanden sich jedenfalls bestens aufs Schienen von Brüchen und das «Emireise» von funktionsgestörten Gelenken. Ein anderer Sohn der «Dokteri» Theresia, Peter Speckly (1842–1905), eröffnete dann als ausgebildeter Arzt in Brig eine eigene Praxis und wurde später zum Präfekten und Bezirksarzt ernannt. Auf der Riederfurka erbaute er das kleine *Hotel Riederfurka*, worauf die konkurrierende Hotelierfamilie de Sepibus nur wenige Meter entfernt ebenfalls ein Chalet errichtete. 1888 wurden beide Gebäude von Emil Cathrein, Alexander Seiler und Felix Clausen aufgekauft (Gräber G23, 17 und 19). Dr. Peter Speckly bildete zusammen mit Dr. Eugen Bürcher (Grab G16) ein durch Humor und Witz bekanntes Duo. Noch unbehellig durch staatlich festgelegte Tarifzwänge hielten sie sich bei den Wohlhabenden schadlos und behandelten die Arme oft umsonst. So brachte der Vater von Ludwig Arnold den schwächlichen Sohn zu Dr. Speckly, der den Gang vor der *Wirtschaft Weisses Kreuz* in Simpeln als Sprechzimmer nutzte. Er schaute dem Kind in die Augen und meinte: «Gebt dem Bub Lebertran!» Ein Honorar lehnte er mit der Bemerkung: «Heute ist Sonntag!» ab. Dem nächsten Patienten gab er die Diagnose. «Weniger trinken, sonst trifft dich der Schlag wie deinen Vater!» Auf die Konsultationskosten angesprochen, verlangte er: «Zahl en Halbe!». Sie gingen miteinander in die Wirtsstube und tranken – nicht gerade konsequent – einen Halben Barbera. Da man vor der Geburt des späteren Bundesrates Joseph Escher eine schwierige Entbindung befürchtete, liess man Dr. Speckly am 17. September 1885 vorsorglich von Brig nach Simpeln kommen. Dank seiner Hilfe, erholten sich dann Mutter und Kind nach kurzer Zeit in Todesgefahr, rasch. Er war mit Maria von Roten aus Raron verheiratet. Diese stand ihrer Schwiegermutter wohl in nichts nach, übernahm sie doch deren heilpraktische Tradition. Nach dem Tod ihres Gatten 1905 betrieb sie dessen Arztpraxis selbständig weiter, bis diese auf Drängen des jungen Doktors Eugen Bürcher vom Staat geschlossen wurde. Laut ihren Töchtern Anna und Edith war sie jedenfalls «der viel, viel bessere Doktor als

der Vater selig». In den Annalen des Klosters St. Ursula sind etliche erkrankte Geistliche vermerkt, die sogar von Belgien und aus Deutschland «zur Kur bei Frau Speckly» nach Brig reisten. Einer hinterliess dem Kloster sogar seine nicht mehr benötigten Krücken als Andenken.



Inserat im Walliser Jahrbuch 1932

Ihre beiden in Brig als Originale bekannten Töchter waren für ihre Zeit bereits erstaunlich emanzipiert. So liessen sie sich in der Landwirtschaftlichen Schule in Visp ausbilden, um die Pächter ihres «Von Roten-Gutes» in Raron besser kontrollieren zu können. Als die hübschere Anna 1921 ihren nun verwitweten Jungenschwarm und Erben des heutigen Marienheims Jules Wegener heiratete, liess sie die nicht vollzogene Ehe nach dem Motto «Die Ruschtig passt *mier* nit» schon bald von Rom als ungültig erklären. Sie hatte nämlich feststellen müssen, dass ihr Angebeteter seine Maitresse auf die Hochzeitsreise mitnahm und ihr die Rolle als Kindererzieherin und Haushälterin zugedacht hatte. Beide Schwestern waren in Brig-Glis nicht nur als die «Speckly-Tanten» bekannt, sie erschienen auch notorisch verspätet (etwa erst beim Gloria) zum Hochamt in Glis. Vom Pfarrer darauf vorwurfsvoll angesprochen, sollen sie diesem unerschrocken erwidert haben: «Wir sind halt die ‚Gloria-Mamsellen!« Dieses Selbstbewusstsein zeigte sich auch in einem Gespräch über die Briger Aristokratie. Meinen Hinweis auf die wohl dazugehörenden Cathreins (Grab G23) wehrte Edith schnippisch ab: «Ähba, die heint noch z'hinnerscht im Nanztälli d'Schwii ghietet, wa wier scho vornämi si gsi.» Im Gegensatz zur eher zurückhaltenden Anna scheute Edith auch grosse Auftritte nicht. So hielt sie 1949 bei einer der legendären Bildungsreisen des Briger Vortragsvereins in der Arena von Verona eine «flammende Ansprache im Stile Mussolinis». Dass sie oft im Kino sass und auf dem Zirkusplatz, die Hände in ihre «Muffji» (röhrenförmiger Pelz) ge-

Ihre beiden in Brig als Originale bekannten Töchter waren für ihre Zeit bereits erstaunlich emanzipiert. So liessen sie sich in der Landwirtschaftlichen Schule in Visp ausbilden, um die Pächter ihres «Von Roten-Gutes» in Raron besser kontrollieren zu können.



Anna und Edith Speckly in der Wallisertracht um 1950

steckt, auf der dortigen Eisbahn Schlittschuh fuhr, rundet das Bild der Unternehmungslustigen zusätzlich ab. An diesen mit einer heissen Bettflasche bestückten Handwärmer kann sich Frau Gilberte Amherd noch in Dankbarkeit erinnern, reichten die beiden Specklys diese doch während der Messe oft an die frierenden Kinder weiter. Edith setzte sich auch, zusammen mit Frau Catherine Bürcher-Cathrein (Grab G16), für die Wallisertracht und die Handweberei als Verdienstmöglichkeit der Oberwalliserfrauen ein.

Bibliographie: Geburts-, Ehe- und Totenregister von 1624–1869; Ehe- und Totenbuch 1876–1916; Archiv Kloster St. Ursula 1877–1898; Von Stockalper Peter Marie 1900; Stebler 1903; Anonym 1913; Arnold Ludwig 1968; Arnold Peter 1974 und 1982; Carlen Albert 1975; Ruppen 1979 und 1991; Dupont-Lachenal 1984; Truffer 2005. PM Gilberte Amherd, Alfred und Elisabeth Escher-Perrig, Hilde-Marie Lanwer, Anna und Edith Speckly, Josephine Volken-Speckly.

Das Grab der Familie Stockalper vom Thurm-Seiler G6



Umfriedet von einem mit beschwingten Pflanzenmotiven aufwendig gestalteten handgeschmiedeten Gitter liegen sieben polierte schwarze Grabplatten mit den Baronentiteln, Namen und Lebensdaten der im Mannesstamm ausgestorbenen, einst angesehensten und reichsten Oberwalliser Familie. Dahinter steht ein ebenso schwarzes Kreuz auf einem komplex gegliederten Sockel. Die Anlage erinnert noch an das alte Privileg, unter ähnlichen Grabplatten in der Kirche selber bestattet zu werden (Band 1, S. 55). Das zum Grabfeld führende Gittertürchen zeigt ausserdem unter einer Krone das zusammengesetzte Adelswappen, das der berühmte Vorfahre Kaspar 1653 von Kaiser Ferdinand III. (1608–1657) anlässlich der Erhebung in den erblichen Adelsstand erhalten hatte.



**Holzmodellabdruck
des alten Wappens**



**Siegelabdruck des
neuen Wappens**

Hier ruhen die letzten Mitglieder der Schlossbesitzerfamilie. Erst fünf Generationen nach dem Grossen Stockalper teilte sich diese mit den Söhnen von Kaspar Eugen (1750–1826) in vier Stämme. Der Älteste, Kaspar Emanuel

(1777–1850), erbte gemäss dem Testament des berühmten Erbauers das Schloss. Carlo Alberto, der König von Sardinien, verlieh ihm und allen männlichen Erstgeborenen den Grafentitel. Bereits sein Urenkel Josef (1868–1955), der sowohl wegen seiner italienischen Mutter, Clorinda Aloisi, als auch ob seiner allgemeinen Beliebtheit von allen nur «Peppino» genannt wurde, sah sich gezwungen, den verfallenden Palast samt seinem ausgedehnten Garten 1948 für 440 000 Franken an die Stadtgemeinde Brig zu verkaufen. Treibende Kraft dieses für die Gemeinde Brig finanziell gewagten Unternehmens war deren Stadtpräsident Moritz Kämpfen (Grab B35). Damit wurde eine bereits geplante Überbauung des gesamten Parks mit Mietwohnblöcken erfolgreich verhindert. Gründe für diese schmerzhafteste Aufgabe des Stammsitzes waren die durch stete Erbteilungen verringerten Besitzungen und Zinseinkommen, die hohen Steuerbelastungen und wohl auch der aufwendige Lebensstil, den die Familie ihrem Stand zu schulden glaubte. So fuhren die Schlossdamen in der Kutsche zum Hochamt nach Glis, hoch zu Pferd begleitet von den Herren in «Stockalperhosen» (grau gestreift). Obwohl Peter (1904–1967) mit Shiela Beveridge eine reiche schottische Erbin geheiratet hatte, schwand dieses Vermögen aus obgenannten Gründen rasch dahin, so dass die Familie in den Briger Lebensmittelgeschäften bald einmal nur mehr gegen Barzahlung bedient wurde. Da half auch weder Peters misslungener Versuch ein Kohlenkontor – mit schwarzen Brikettbergen im Schlosshof – aufzuziehen, noch die von seiner Frau geführte Ballettschule. Von ihren drei Töchtern trat die als Tänzerin und Konzertpianistin ausgebildete Clorinda Maria 1982 in ein amerikanisches Karmeliterkloster ein, während sich ihre Schwestern Marie-Rose und Viviane verheirateten, letztere kurz vor der Geburt eines beinahe neuen männlichen Stockalpers! Dieser Familie André Bonvin – von Stockalper wurde dann 1989 nach einer siebenjährigen juristischen Auseinandersetzung das Recht zuerkannt, den adeligen Nachnamen der Mutter als neue Familienbezeichnung zu führen, so dass wenigstens im Telefonbuch von Sitten wieder ein de Stockalper steht. Tatsächlich erlosch mit dem jovialen Dr. jur. Kaspar von Stockalper (geb. 1900), der in Brig als Gross- und Gemeinderat sehr beliebt war, 1975 das seit dem 15. Jahrhundert berühmte



Peppino (Josef) von Stockalper mit seinen Eltern Ferdinand und Clorinda in Rom



und verdienstvolle Geschlecht im direkten Mannesstamm.

Abgesehen von Peter Arnolds Biographie über den Grossen Stockalper und der Dissertation von Henri Rossi (Grab G4) über Kaspar Eugen liegen bisher lediglich Arbeiten über Einzelaspekte der Familiengeschichte vor. Da das Stockalperarchiv allein über 15'000 Dokumente und neben den bereits bearbeiteten 14 Handels- und Rechnungsbüchern über 1 200 Pergamente umfasst, muss ich hier an einen zukünftigen Historiker appellieren, dieses Unterfangen wenigstens zu versuchen. Als für wie unmöglich das schon früher erachtet wurde, zeigt eine Sage aus der 1872 erschienenen Sammlung von Pfarrer Moriz Tscheinen. Dort erzählt der damals als «ein ächtes Temperkind» und origineller Geisterseher bekannte «Felliser Josi» von Brig eine als «Das Gastmahl um Mitternacht» übertitelte Geschichte. In dieser wird zwar die Familie von Stockalper nicht namentlich genannt, sie ist aber doch deutlich zu erkennen. Am Vorabend des Festes der Heiligen Drei Könige, den Schutzpatronen des Grossen Stockalperts, lockt eine Geisterfrau den Erzähler in ein grosses Haus mit Hof, in dem unschwer das Briger Schloss zu erkennen ist. Dort sitzt an reichbesetzter Tafel eine glänzende Gesellschaft, bis eine grosse Kiste voller Pergamentrollen hereingetragen und daraus vorgelesen wird. Die Geisterfrau erklärt nun dem Felliser Josi, dies sei die Familienchronik, die alle fünfzig Jahre den Geistern der Familien vorgelesen werden müsse, bis einer aus dem Geschlecht die tatenreiche Geschichte der Familie verfassen und in Druck geben würde. Da mit dem Aussterben der von Stockalper diese Forderung auf immer unerfüllt bleibt, wird sich das Geistermahl im Stockalpertschloss wohl noch in Ewigkeit wiederholen.

Bibliographie: Tscheinen 1872; Rossi 1942; Dupont-Lachenal 1974; Carlen Albert 1982; Von Stockalper Mathilde 1983; Imboden Gabriel 1991; Jöckle 2011; Carlen Louis 1976 und 2003. PM Fernanda von Stockalper.

Das Grab der Familie Stockalper vom Thurm G7



In deutlichem Gegensatz zum repräsentativen, kalt wirkenden Begräbnisfeld der Schlossfamilie liegt südlich angrenzend das bescheidene, romantisch überwachsene Grab mit Angehörigen zweier Seitenlinien der Stockalper vom Thurm. Der hohe Sockel des weissen Grabkreuzes trägt eine schwarze Marmorplatte mit den Namen der beiden Brüder Joseph und Peter Marie, die wohl als erste ihres Geschlechts nicht mehr in der Kirchengruft bestattet wurden. Ihre Familie leitet sich von Ferdinand Wilhelm (1785–1855), Kastlan von Brig und 1844 Staatsrat, dem drittältesten Sohn Kaspar Eugens her. Von ihm hat sich eine der wohl frühesten Daguerreotypien (Fotografie) des Wallis erhalten.

Seine Familie bewohnte das von Franz Christian Wegener (Band 1, S. 67) erbaute Patrizierhaus gegenüber dem Schlosshof. In den von Bernhard Truffer herausgegebenen Lebenserinnerungen zählt Rektor Raphael von Roten dessen Söhne zu den markanten Persönlichkeiten Brigs und schildert die Brüder Anton, Peter Marie und Camille als die «merkwürdigsten Käuze». Über den hier beerdigten Peter Marie schreibt er: «Einfacher und bürgerlicher [als Anton] gab sich in Kleidung und Gehaben Präfekt Peter Marie, sein Bruder. Dieser, wiewohl in seinem Benehmen ganz korrekt und ta-



**Ferdinand Wilhelm
von Stockalper**



Haus Fernanda von Stockalper
Kohlezeichnung von Alfred Grünwald

dellos, kehrte mehr den Beamten heraus, war ernst, doch affable und zugänglich, wie es seine Amtsstellung und der öftere Verkehr mit dem Volke erheischte. Beide Herren aber waren tiefreligiös und von bestem Ruf. Ihre Gesinnung durchaus edelmännisch. So weiss ich aus guter Quelle, dass der Erstere, als einst in einem Lustspiel ein etwas trivialer Witz fiel, sofort ostentativ das Theater verliess; der Zweite ebenso das Gastmahl, genannt «Osterlamm», als der Gesprächston begann, gemein zu werden.»



Sieben der Brüder starben früh, blieben ledig oder kinderlos. Allein Joseph (1826–1899), der als Hauptmann beim König von Neapel gedient hatte, wurde Vater von drei

Töchtern. Die selbstbewusste älteste, Adèle (1868–1960), soll auf ihren adeligen Namen und die Familiengeschichte äusserst stolz gewesen sein. So heiratete sie Jules (1867–1925), ihren Grossvetter aus der von Eugen Malachias (s. S. 46) begründeten St. Mauricer-Linie, um auch auf dem Papier eine richtige Stockalper vom Thurm bleiben zu können. Dafür benötigte sie, wie das Ehebuch von Glis vermerkt, vor ihrer Heirat am 6. Juli 1892 eine päpstliche Dispensation.

Im Gegensatz zu ihren armen Schlossverwandten lebte sie sehr bescheiden nach dem Motto «Härpfel und Chäs ischt der Stockalper Gfräs». Dabei besass sie ein ausgedehntes Landgut auf der unteren Biela, das sie nur unter Androhung einer Expropriation für den Bau des Gewerbeschulhauses und den neuen Anlagen des Kollegiums veräusserte. Dazu kamen Rebberge in St. Léonhard, Häuser und Gärten in Brig, eine Alpe und der Grossteil des Alten Spittels auf dem Simplon. Als ihr dort oben einmal Besucher aus Brig klagten, wie arg man dort unter Sommerhitze zu leiden habe, meinte sie, mit diesen Leuten habe sie kein Mitleid, wisse man doch, dass nur die Armen [die arbeiten müssen] und die Dummen [die es nicht besser verstehen] im Sommer in der Stadt blieben. Während im Schloss das Mobiliar und das Familiensilber stückweise verkauft wurde und die Schlosskusinen sich danach mit Pelzmänteln in der Burgschaft präsentierten, hütete Adèle die ererbten Altertümer wie ihre eigenen Augenäpfel. Nur einmal im Jahr wurden die Schutzhüllen in ihrer «Schatzkammer» entfernt und die bei der Bank deponierten Schätze bewundert. Trotz ihrer Sparsamkeit konnte sie auch sehr grosszügig sein. So spendete sie für den Bau der Pfarrkirche von Brig eine



Paul, Adèle und Jules von Stockalper



*Fernanda von Stockalper
und der Autor vor dem
Alten Spittel um 1955*



Die Chinesen-Tapete

bedeutende Summe. Ihr einziger, 1897 geborener Sohn Paul starb als Doktor der Chemie an einer in Italien zugezogenen Typhusinfektion im gleichen Jahr wie sein Vater Jules. Mit Paul erlosch der Briger-Seitenstamm und 1978 mit dem letzten männlichen von Stockalper, Dr. med. Adrien in Luzern, auch die St. Mauricer-Linie.

Die 1908 geborene Tochter Fernanda kehrte nach einer gescheiterten Ehe in den fünfziger Jahren aus Basel zu ihrer betagten Mutter zurück. In seinem Kondolenzbrief zu ihrem Ableben charakterisierte sie Dr. Werner Kämpfen (Grab B35) «[...] als einen stets zuvorkommenden, gütigen und – bei aller Fröhlichkeit – tieferrnsten Menschen». Als wegen dem oben erwähnten Landverkauf sehr viel bares Geld eingekommen war, renovierte sie ihr Wegenerhaus und den Alten Spittel auf dem Simplon ohne jegliche staatliche Beihilfe, getreu einer heute leider übertünchten lateinischen Inschrift am Parterre-Rundbogen in Brig: «Parta

tuere – Schütze was erworben». Die Geschichte dieser Häuser und der in Brig durch die Architekten Amédée Cachin (Grab A19) und Horst Bundschuh 1961/62 geleiteten aufwendigen Erneuerung muss einer eigenen Darstellung vorbehalten bleiben. Als kleines exotisches Detail seien hier lediglich die zwei Chinesen abgebildet, die Alfred Grünwald bei der Restauration als Teil einer Tapete im zweiten Stock gerettet hat.

Immer wieder hatten Adèle und Fernanda die Verluste an historisch und künstlerisch wichtigen Zeugnissen ihrer Familie beklagt. Trotz massiven Einbussen des überaus reichen Gold- und Silberbestandes nach dem Sturz des Grossen Stockalper konnten viele der kostbaren Kunstwerke noch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts erhalten werden. Vom «Drei-Königs-Essen», zu dem Kaspar Eugen 1812 hundert Gäste ins Schloss lud, erzählt der damalige Postmeister Lucas Forcart in seinen von Emil Schaub herausgegebenen Erinnerungen: «Es wurde fürstlich traktiert, und es fehlte an nichts: [...] die Tafel prangte von Silber: für jede Person war nebst dem silbernen Besteck ein silberner Trinkbecher, und ausserdem waren zum Zierat bei 50 Pokale aufgestellt, die teils Menschenfiguren, teils Tiere und Schildhalter vorstellten; der ganze Dessert wurde auf erhabenen Silberplatten geboten.»

Um die letzten in der Familie verbliebenen Kostbarkeiten für die Heimat zu retten, errichtete Fernanda von Stockalper 1978 eine nach ihr benannte und



Silberplatte Kaspar Stockalpers vom Thurm

von Prof. Dr. jur. Louis Carlen präsi- dierte Stiftung, die neben allen Familiendokumenten nicht weniger als 17 Silberwerke, sechs verschiedenen Mitgliedern der Familie verliehene Orden und die oben erwähnte Tabatière König Antons von Sachsen (s. S. 51) umfasst. Wie für die Familiengeschichte fehlt leider bisher auch eine umfassende Aufarbeitung der für die Stockalper geschaffenen Sachwerke – sicher eine lohnende Aufgabe für einen zukünftigen Kunsthistoriker.

Bibliographie: Von Stockalper Peter Marie 1900; Carlen Louis 1976; Truffer 2005. PM Adèle und Fernanda von Stockalper. NB Ein umfangreiches Dossier zur Geschichte der Familie befindet sich beim Autor.

Das Grab der Familie Bürcher-Anderledy G16



Vor der efeubewachsenen Südmauer des Friedhofs steht auf einem getreppten grauweissen Granitsockel mit zwei weissen Marmortafeln ein von einem feingliedrigen Dornenkranz umfanges weisses Marmorkreuz.

Hier ruhen die Nachkommen Leopolds, eines Sohnes von Dr. med. Peter Bürcher, der 1830 General Le Coq betreut hatte. Vorerst in Visp praktizierend, wird in einer kantonalen

Apothekervisite von 1843 sein Arzneimitteldepot in Brig aufgeführt. Auch seine Frau Katharina geb. Hauser betätigte sich wohl als Heilpraktikerin und als Hebamme in den Gemeinden Ried-Brig und Termen. 1841 bemühte sie sich erfolgreich bei der Briger Burgerschaft um ein «Behilflichsein» für den Besuch der Hebammenschule in Leuk, die von Dr. Johann Mengis geleitet wurde.

Die Familie scheint auf ihren Hotelbetrieb im Berisal derart stolz gewesen zu sein, dass Leopolds Nachnamen nicht etwa das Geschlecht der Gattin Maria Anderledy beigefügt wurde, sondern die Bezeichnung Berisal. In der Tat hatte Leopold den von seinen Schwiegereltern übernommenen bescheidenen Gasthof zum renommierten *Hotel Pension Berisal* mit hundert Betten, Badezimmern und elektrischem Licht ausgebaut. So steht denn im 1885 von Ferdinand Otto Wolf herausgegebenen Reiseführer: «Englische und Schweizer-Familien haben sich das stille Dörfchen zum Lieblingsaufenthalt auserkoren und bekannte Entomologen und Botaniker geben sich hier jährlich Rendez-vous, um die reiche Nachbarschaft auszubeuten. Auch vom Bergsteiger wird das Hôtel in Berisal geschätzt, als Ausgangsstation genussreicher Hochalptouren [...]» 1856 bis 1957 errichtete Leopold ausserdem den Holzbau des *Hotel Belalp* mit einem atemberaubenden Blick auf den mächtigsten Gletscher Europas. Bereits 1861 wurde der erst kurz zuvor aus dem Schwarzwald nach Naters eingewanderte Gervas Klingele Mitinhaber und später Besitzer des Betriebs, den er 1870 um einen Steinbau nach Osten beträchtlich vergrösserte. Das Hotel entwickelte sich bis zur Jahrhundertwende zu einem der beliebtesten Aufenthaltsorte für englische Touristen im Oberwallis. Zu seinen Gästen zählten etwa die später als Erstbesteiger am Matterhorn abgestürzten Hadow und Hudson, der bedeutende irische Physiker und Geologe John Tyndall sowie der Begründer des Roten Kreuzes, Henri Dunant.



Die Familie Bürcher, manchmal auch Bircher geschrieben, wird bereits im 14. Jahrhundert in Fiesch erwähnt und leitet ihren Namen von der Ortsbezeichnung «Birchi» ab. Bereits 1592 verfügte sie über ein eigenes, von einem Hauszeichen abgeleitetes Wappen. Aus der Familie gingen mehrere Notare, Landvögte und Meier vom Goms hervor.

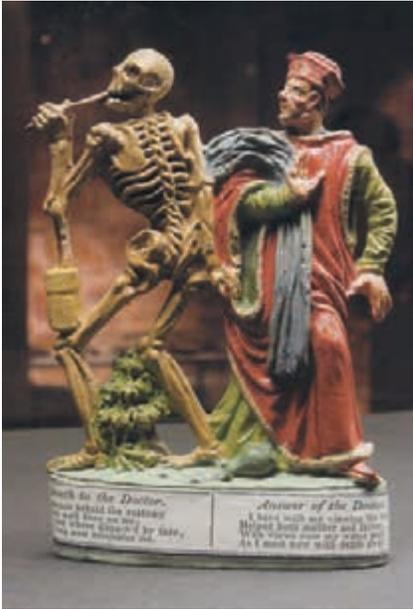
Als fünftes Kind der Berisaler Hoteliersfamilie ab 1866 in der frischen Voralpenwelt aufgewachsen, besuchte Eugen Bürcher die Kollegien in Brig, Engelberg und Sitten, um dann in Strassburg, Heidelberg und Basel Medizin zu studieren. Damit trat er in die Fussstapfen seines Grossvaters Peter und seines Onkels Adolf, der auf der Überfahrt nach Argentinien am «gelben Fieber» verstorben war. Mit dem erfolgreich bestandenen Arztdiplom in der Tasche arbeitete er mehrere Jahre als Assistent am berühmten St. Thomas-Spital in London, wo sein Bruder Tony ein Hotel leitete. Nachdem Eugen als Schiffsarzt die halbe Welt kennengelernt hatte, eröffnete er um 1890 in Brig eine Praxis. Dazu gehörten in dringenden Fällen auch Hausbesuche, die ihn bei allen Wettern und oft zu Fuss oder hoch zu Pferd in entlegene Weiler der Bezirke Brig und Östlich-Raron führten. Anfänglich benutzte er noch eine einspännige Kutsche, wobei er nicht etwa auf dem «Bock» sass, sondern hinten unter dem Verdeck dem Pferdchen die Leitung überliess. Bereits um 1910 leistete er sich dann ein erstes Automobil, das er als ein «kleines, nervöses rotes Luder» bezeichnete und mehr schlecht als recht zu lenken wusste. So warnten sich denn die Bauern gegenseitig: «Geh heute mit dem Vieh nicht auf die Strasse, ich habe gehört: Z'Birchi chunt!» Auf einer dieser abendlichen Fahrten vom Simplon herunter verpasste er in den Riederkehren

eine Linkskurve und fuhr rechts einen Krachen hoch, wobei sich das Auto auf der rechten Seite zur Ruhe legte. Später erklärte er diese Panne mit dem Schrecken, den ihm oben beim Bildstock eine etwa zehn Meter über dem Boden in einer Nebelwand aufgetauchte männliche Gestalt eingejagt hätte. Da ein Jahre früher entstandener Holzstich die genau gleiche Erscheinung an genau demselben Ort wiedergibt, kann vermutet werden, dass der gebildete Doktor hier gewitzt eine ihm bekannte Abbildung im oben erwähnten Reiseführer zur geschönten Erklärung seines Missgeschicks benutzt hat.



Die Erscheinung beim Bleicken-Bildstock

Wohl von keinem anderen Oberwalliser Mediziner werden noch heute so viele Anekdoten und trübe Aussprüche erzählt wie von Dr. Eugen Bürcher. Weil ein Arzt mehr als andere die Schattenseiten seiner Mitmenschen erlebt, hat er es verhältnismässig leicht, witzig zu sein. Bekanntlich fordern ja eher Schwächen als Stärken zum Spott heraus. Natürlich gehörten einige davon zu den sogenannten Wandergeschichten. Altbekannt, werden solche immer wieder anderen passenden Persönlichkeiten in die Schuhe geschoben. Dazu gehören mit Sicherheit jene, die den Doktor mit seinem erbitterten Widersacher, dem Tod, in Verbindung bringen. Schon in den Totentanzbildern und -dichtungen des Mittelalters wird das Thema des unterlegenen Arztes immer wieder aufgenommen. Ja noch schlimmer, er wird gar als williger Gehilfe des Sensenmannes angeklagt. Der berühmte Entdecker des Tuberkuloseerregers und Medizinnobelpreisträger Robert Koch gab sogar zu: «Wenn ein Arzt hinter dem Sarg seines Patienten geht,



Der Tod und der Doktor
Tonfiguren nach dem Basler Totentanz

folgt tatsächlich die Ursache der Wirkung.» So soll Eugen Bürcher die Friedhöfe von Glis und Naters, sich selber verulkend, als «Doktor Bürchers gesammelte Werke» bezeichnet haben. In die gleiche Richtung geht seine Anweisung: «Schreibt auf meinen Grabstein: «Hic jacet ille, per quem jacent mille» Hier liegt jener, wegen dem hier Tausende liegen.» Als Bürchers Weg einmal durch die Briger Burgschaft führte, sah er dort einen Malermeister Fehlstellen von der Wand abkratzen und spottete: «Iler heits eifach, wenn cha eppis nit glunge ischt, chratzeders eifach ab!» Der Handwerker entgegnete forsch: «Iler Herr Dokter öi, nur chratzt de der Ander ab!»

Der Tod

Herr Doctor b'schawt die Anatomey
An mir, ob sie recht g'machet sey:
Dann du hast manchen auch hing'richt,
Der eben gleich, wie ich jetzt sicht.

Der Doktor

Ich hab mit meinem Wasser b'schawen
Geholfen beyde Mann und Frawen:
Wer b'schawt mir nun das Wasser myn,
Ich muss jetzt mit dem Todt dahin.

In eine andere Kategorie fallen seine oft drastischen Ratschläge und manchmal auch zynischen Bemerkungen, die auch viel über die damals noch beschränkten Möglichkeiten bei der Behandlung und bei einer dringlichen Hospitalisation verraten. Zu einem jungen Arbeiter gerufen, der auf den Alpen beim Baumfällen schwer verletzt worden war, ordnete er nach sorgfältiger Untersuchung an: «Lasst ihn ruhig liegen und gebt ihm zu trinken, was er will!» Auf die Frage der besorgten Mitarbeiter, ob sie den Patienten zwecks besserer Pflege nicht ins Dorf bringen könnten, antwortete er: «Nach zwei, drei Tagen könnt ihr mit ihm gehen, wohin ihr wollt!» Der Verunglückte erlag noch am gleichen Abend seinen Verletzungen. Beim Hausbesuch meiner schwer an Typhus erkrankten, noch nicht volljährigen Grossmutter Berta Franzen (Grab A14) holte er von der Frisierkommode den Handspiegel, hielt ihn ihr vor die Augen und meinte: «Jetzt lüeg di mal a Bärty, jetzt chascht öi säge: Ach, wie schnell verschwinden Schönheit und Gestalt!» Und als sich die

über achtzigjährige Wirtin Gilisänzi Zurwerra vom *Restaurant Simplon* in Ried-Brig über die nur teilweise erfolgreiche Behandlung beklagte, beschied er ihr: «Useme alte Ross hetme nu nie es jungs chenne mache!» Ebenso drastisch ging er mit mehreren Klosterfrauen um, die wegen einer Epidemie das Bett hüten mussten. Zu jeder soll er gesagt haben: «Ihre Krankheit ist bekannt, die Therapie auch: Heiraten Sie!» Als ihm bereits die vierte entgegnet hatte: «Aber ich bin doch eine Braut Christi!», wunderte er sich: «Der hat aber viele Frauen!» Wenn diese Geschichte wahr wäre, hätte man ihn in den Klosterannalen von 1897 wohl kaum wie folgt erwähnt: «Herr Doktor Bürcher, ein sehr gelehrter und geschickter Arzt bot sich an, den Schwestern zuerst theoretisch und dann praktisch Vorträge zu halten über die verschiedenen Krankheiten und Anwendungen der Mittel, dann über die Krankenpflege.» Am Unterricht im Antoniuspital nahmen dann achtzehn Schwestern teil.

Bei fast allen Unterhaltungen über Dr. Bürcher werden die folgenden zwei Anekdoten angeführt. Der Mediziner war mit dem Tierarzt und Gliser Gemeindepräsidenten Anton Amherd (Grab C23) gut befreundet. Als dieser einmal erkrankte, antwortete er auf die Fragen nach den Symptomen und den Begleitumständen lediglich, dass müsse Dr. Bürcher schon selber herausfinden, ihm gäben seine Tiere auch keine Antworten. Da der schalkhafte Veterinär auch beim nächsten Krankenbesuch eisern schwieg, meinte Dr. Bürcher zur besorgten Gattin: «Wenns more öi nu so tüet, miesse wers de halt metzge!» Weil sich ein armer Strassenwischer über seine hartnäckige Verstopfung beklagte, steckte Dr. Bürcher ihm fünf Franken zu und riet: «Gang dermit ins *Commerce* epis ga ässe, de chascht de öi wider gagge!» Einer überaus beleibten Patientin gegenüber bemerkte er hingegen: «Fer alls z'verwarte, wa ier ässet, mangtit ier en zweite Üsgang z'hä!»

Besonders verhasst waren dem offen seine Meinung äussernden Arzt Heuchelei, Simulation und Unaufrichtigkeit. Bei einer ledigen Unterwalliserin stellte er eindeutig eine Schwangerschaft fest. Diese stritt jede Wahrscheinlichkeit ab und drohte ihm unter Hinweis auf ihren politisch hochgestellten Vater mit Gericht. Nach einer zweiten Untersuchung änderte Dr. Bürcher dann seine Diagnose und bezeichnete den Zustand als eine «Radiokrankheit», die aber nicht zum Tode, sondern zum Leben führe. Denn sowohl dem Sender, wie auch dem Empfänger werde es mit der Zeit besser gehen und der Lautsprecher werde in den nächsten drei bis vier Monaten auch noch folgen.

Abschliessend sei noch folgende, in mehreren Varianten überlieferte, Anekdote angefügt. Meines Erachtens zeigt sie am besten den Witz und die berechtigte Entrüstung des wahrheitsliebenden Arztes. In der Sprechstunde

beklagte sich ein junger Bauer, ihn hätte auf dem Markt in Domodossola ein ausschlagendes Maultier zwischen die Beine getroffen und nun möchte er ein Mittel für sein eiterndes Glied. Doktor Bürcher diagnostizierte natürlich gleich eine Geschlechtskrankheit und händigte dem Patienten kommentarlos ein Rezept aus. Kurz darauf stand dieser erneut im Sprechzimmer und meinte entrüstet, der Apotheker Gensch habe ihm kein Medikament abgeben können, weil er fälschlicherweise ein Brillenrezept ausgestellt habe. Da entgegnete der Praktiker ihm: «Wowoll, das ischt scho ds rächt Rezäpt. Wenn eina der Märt va Domo nit vam Puff und en Mül-tihuf nit vame Wiberarsch cha unerscheide, de brüchter de appa woll en Brilla!»



Dr. Bürcher um 1915

Dr. Eugen Bürcher war mit der gebildeten Hotelierstochter und Schriftstellerin Catherine Cathrein verheiratet. Als Tochter von Emil Cathrein (Grab G23) half sie schon früh in den Hotelbetrieben ihrer Eltern. Noch sehr jung leitete sie zusammen mit ihrem Bruder Jules in Südafrika ein Hotel und wohl seit dem Tod ihres Vaters 1916 das *Hotel Riederalp*. Sie setzte sich, zusammen mit Edith Speckly (Grab G5) schon früh für die Wallisertracht und für die Weberei als eine Verdienstmöglichkeit der Oberwalliser Frauen ein. Für ein in vielen Schweizerschulen benutztes Lesebuch verfasste sie eine Beschreibung von Kardinal Matthäus Schiners Leben und sprach 1943 im Vortragsverein von Brig, in dessen Vorstand sie mitarbeitete, über Schiners

Genspieler Georg auf der Flüe, dem sie eine längere Erzählung widmete. Bekannt wurde Catherine Bürcher-Cathrein dann aber vor allem durch ihren in Deutschland erschienenen erfolgreichen Roman «Der letzte Sander vom Oberried». Dort schildert sie den Kampf der Walliser um die Bewässerung unserer sonst ausgedörrten Wiesen, ein Thema, das später auf ihrer Geschichte beruhend auch als Theaterfassung und in einer Verfilmung sehr populär wurde. Ihr Gatte reagierte allerdings wenig begeistert auf eine Gratulation zu einer so gebildeten Ehefrau: «Mier wäri lieber, ich hätti ganzi Schrimpf!»



Bibliographie: Archiv Kloster St. Ursula 1897 und 1900; PFA Glis, Ehe und Totenbuch 1876–1916; Wolf 1885; Bürcher 1930, 1932, 1933, 1936 und 1954; Bielander 1942; Arnold Ludwig 1968; Scarpi 1970; Kämpfen Anton 1971; Dupont-Lachenal 1974 und 1984; Carlen Albert 1975 und 1982; Arnold Peter 1976; Schadewaldt 1992; Carlen Louis 1998; Folkers 1999; Jossen Erwin 2001; Tscherrig Georges 2001. PM Karl und Max Arnold, Louis Carlen, Diether Demont, Bertha Franzen-Loretan, Othmar Kämpfen, Xaver Kronig, Sr. Ines-Maria Nanzer, Josephine Volken-Speckly.

Das Grab der Familie Alexander Seiler G17



Vor einer links durch den Aufgang zum neuen Friedhofsbe- reich H schräg ange- schnittenen, weiss verputzten Fläche der sonst verwitterten Südmauer liegt das breite Grab der Hote- lierfamilie Seiler. Hier wird dem Friedhofbe- sucher unübersehbar

die gesellschaftliche Bedeutung der hier Bestatteten vor Augen geführt. Umgeben von nicht weniger als acht schwarzen polierten Granitepitaphen an der Wand und auf dem Boden sowie eines ebensolchen Kreuzes auf der rechten Hälfte steht zentral ein eigentliches Denkmal des Dynastiegrün- ders. Eindrücklich wird so gezeigt, wie Ruhm und Wohlstand auch den Ort und das Ansehen des letzten irdischen Hauses bestimmen. Wenn auch nicht, wie etwa in Italien, eine prunkvolle Kapelle errichtet wurde, so ist dieser weisse Marmorgrabstein doch wie die Kulisse eines antiken Tempels nach klassizistischer Art gestaltet. Auf einer querrrechteckigen Basis mit ei- nem von Palmenwedeln hinterfangenen Siegeskranz öffnet sich gleichsam ein Tor mit dem realistischen bronzenen Portraitrundbild Alexanders auf einer gesprenkelten Granitplatte. Dort sind, eingeleitet mit zwei Zitaten aus dem Alten und dem Neuen Testament, Titel und Namen des Ehepaars angebracht. Solche Medaillons mit dem Bildnis des Verstorbenen schmück- ten bereits in der heidnischen Antike die Sarkophage der Vornehmen und finden sich seit dem 12. Jahrhundert auch auf christlichen Gräbern. Mit dem besonders aufwendigen, durch Blattwerk und Rosen bereicherten neunteiligen Schmiedeisengitter wird das eingefasste Grab zum Synonym für den letzten diesseitigen Besitz. Zum andern wird so an das mittelalter-

liche Motiv des abgeschlossenen Gartens der Muttergottes erinnert und damit auf das jenseitige Paradies verwiesen.



Reliefs von Alexander und Katharina Seiler
Seilerdenkmal in Zermatt

Da über die Familie und mehrere ihrer Mitglieder eine umfangreiche Literatur vorliegt, beschränke ich mich hier auf eine geraffte Zusammenfassung ihrer Geschichte. Die Seiler sind im Goms seit dem 14. Jahrhundert vielfach nachgewiesen. So wird etwa Johann unter

den in der Schlacht von Ulrichen 1419 Gefallenen aufgeführt. Der Familienname dürfte wohl vom entsprechenden Beruf abgeleitet sein. So zeigt eine Wappenvariante denn auch eine von einem Seil umwundene silberne Säule.

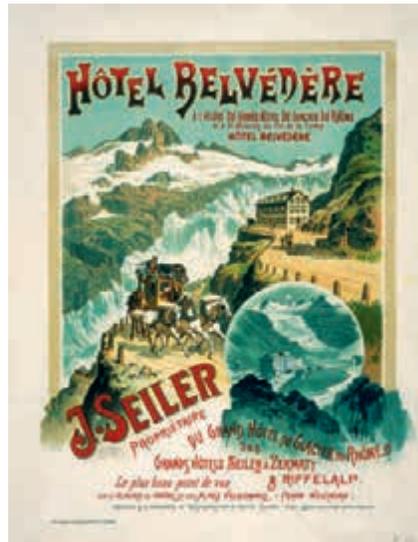
Die Karriere Alexander Seilers des Älteren (1819–1891) könnte dem Mythos des sich vom Tellerwäscher zum Multimilliardär emporgearbeiteten Amerikaners Pate gestanden haben. Wie bereits der Grächner Geisshirt Thomas Platter im 15. Jahrhundert zog er 1841 von Blitzingen zu Fuss ins Schwäbische und erlernte dort das Handwerk eines Seifensieders. Dabei erging es ihm anfangs wie dem später ebenso weltberühmt gewordenen Caesar Ritz aus dem benachbarten Niederwald. Trotz ihrer illustren Feldherrenvornamen scheiterte der eine beinahe als Flaschenputzer bereits im *Hotel Couronne et Poste* in Brig und der andere als Seifensieder und Kerzenzieher in Sitten. Dort hatte er zusammen mit seinen Brüdern Franz und Joseph 1845 eine wenig erfolgreiche Firma gegründet. Von seinem im damals noch weitgehende unbekanntem Zermatt als Kaplan amtierenden Bruder Joseph zur Pacht eines kleinen Gasthauses angeregt, schuf er zusammen mit seiner Gattin Katharina, geb. Cathrein (s. Grab G32) innert weniger Jahrzehnte ein beeindruckendes Hotelimperium. Das Gastgewerbe scheint der Familie im Blut gelegen zu haben, eröffnete doch bereits sein Vater Christian in Blitzingen eine Wirtschaft, die später von dessen Töchtern weitergeführt wurde. Als Alexander am 10. Juli 1891 starb, standen ausser dem *Hotel Post* alle Gastbetriebe in und um Zermatt unter seiner Leitung. Damit führte er allein in Zermatt eines der grössten Hotelreiche Europas mit über tausend Gästebetten und etwa sechshundert Angestellten, nicht eingerechnet die zahlreichen von ihm abhängigen Zubringerbetriebe. Zu diesem Hotelimperium gehörten auch noch



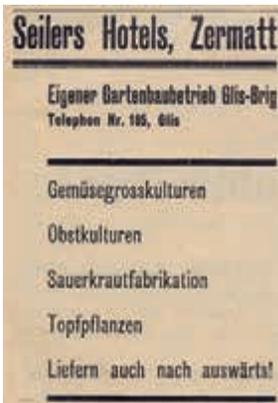
Seilers Reich in Zermatt Lithographie

das 1860 zusammen mit seinem Bruder Franz in Gletsch erstellte *Hotel du Glacier du Rhône* und das 1882 von seinem Sohn Joseph erbaute *Hotel Belvédère* unterhalb der Furkapasshöhe, unmittelbar am Rande des damals noch gewaltigen Rhonegletschers.

Ein dermassen rasch angewachsener Besitz luxuriös ausgestatteter Häuser war natürlich nur durch Einsparungen bei den im Überfluss vorhandenen billigen Arbeitskräften zu erwirtschaften. Die geringe Wertschätzung der Angestellten zeigt sich nicht nur in deren niederen Löhnen und dürftigen Unterkünften sondern auch in der Lage ihrer Arbeitsplätze. So wurden bezeichnenderweise etwa die Küchen und sonstigen Diensträume im Untergeschoss der Hotels eingerichtet, ein Verhalten, das als Beharren auf alte Traditionen wider besseres Wissen um funktionale Arbeitsläufe bezeichnet werden kann. War Alexander Seiler gegenüber seinen Gästen immer ausnehmend freund-



Seilers Reich in Gletsch Lithographie



lich, so konnte er die Angestellten auch recht barsch behandeln. Kein Wunder, dass sich die durch eine solche Übermacht ins Abseits gedrängten Einheimischen vehement dagegen wehrten, Alexander und seine zahlreiche Familie 1871 auch noch ins Bürgerrecht aufnehmen zu müssen. In einem sich über volle achtzehn Jahre hinziehenden Streit, der von Werner Kämpfen in seiner juristischen Doktorarbeit eingehend geschildert wird, wurde der Burgerrat schlussendlich auf Betreiben des als Gross- und Nationalrat eng mit der politischen Elite verbandelten Alexander kurzerhand abgesetzt und die

Familie vor den Neuwahlen ins Bürgerverzeichnis eingetragen. Im Walliser Grossen Rat setzte er sich von 1869 bis zu seinem Tod auch für den Ausbau der Verkehrswege und besonders für die Erschliessung Zermatts durch eine Eisenbahnlinie ein. Ausgerechnet die erste Zermatt erreichende Zugkomposition trug ihn auf ihrer Rückfahrt 1891 im Sarg wieder hinunter nach Brig, wo die Familie ausserhalb der Sommersaison im Cathreinhaus des «Judengässli», der heutigen Mariengasse, wohnte.

Während der Hotelpionier noch «Herr Xander» gerufen wurde, liess sich sein 1864 in Brig geborener Sohn Alexander der Jüngere bereits mit «Monsieur Alexander» anreden. Nach Studien an der Feldkircher Jesuitenschule Stella Matutina und an den Universitäten von Löwen und Heidelberg leitete der Jurist seit 1895 die Seiler Hotels allein, organisierte in seinen umfangreichen Landwirtschaftsbetrieben die Versorgung des Unternehmens und erweiterte in Zermatt das Hotelreich noch mit den zwei Viersternhäusern *Hotel Viktoria* und *Hotel Beau-Site*. Ganz in der

Tradition seines Vaters behandelte er Gäste und Angestellte recht unterschiedlich. Dr. Roland Fleiner, immerhin sein Neffe, berichtet in einer Gedenkansprache: «Etwas Imperatives lag in ihm, [...] wenn man sah, wie er das Gesichtsfeld, den kleinen Platz unter ihm unter seine Blicke zwang und kurze, knappe Befehle unter die Leute warf [und betont] die beinahe dämonische Kunst der Menschenbe-



Alexander Seiler in der Hölle

handlung und Menschenunterwerfung [!]». Als er einmal einen Portier, dessen Familie in Täsch wegen einer früheren Theaterrolle «ds Tiifeltisch» gerufen wurde, hart anfuhr, entgegnete ihm dieser: «Ja, hie bifählet no ier, aber häbet Sorg, in der Hell bifählu de ich!» Den Gästen gegenüber gab er sich dann ganz anders: «Die straffe, fast herrische Haltung wich dann dem verbindlich-weltläufigen, und wie ein echter Grandseigneur hatte er für jeden [...] das verbindende Wort, das sofort den Kontakt zu ihm herstellte.»



**Alexander Seiler
d. Jüngere**

Als Mitglied des Walliser Grossen Rates ab 1891 und als Nationalrat ab 1905 war er Mitbegründer der Schweizerischen Verkehrszentrale (1917), des Oberwalliser Kreisspitals in Brig (1908), des Armen- und Greisenasyls (heute Alters- und Pflegeheim St. Josef) in Susten (1912) und der Oberwalliser Landwirtschaftsschule in Visp. Ausserdem war Seiler zusammen mit Dr. Guglielminetti (Grab A41) die treibende Kraft im Briger Komitee, das 1910 das internationale Flugmeeting organisierte, bei dem Geo Chavez mit tödlichen Verletzungen in Domodossola abstürzte. Mit Dr. jur Alexander Seiler schied am 4. März 1920 allzu früh ein markanter Hotelier und Parlamentarier mitten aus einem erfüllten Leben.

Sein 1876 als Jüngster von sechzehn Geschwistern geborener Bruder Hermann, der in Paris, Berlin und Bern ebenfalls Rechtswissenschaft studiert hatte, übernahm dann die Leitung der Hotel- und Landwirtschaftsbetriebe. Er bewohnte in der Briger Burgschaft das von der Familie Robert Zufferey-Rebora (Grab G13) 1906 zugunsten des *Hotels Victoria* aufgegebenen *Hotel d'Angleterre*. Eine Pionierleistung bedeutete 1927 die Eröffnung der ersten Wintersaison in Zermatt. Am Silvesterabend dieses Jahres fuhr er nämlich persönlich, auf dem Bock des ersten von fünfzig Pferdeschlitten sitzend, rund 180 sportbegeisterte Engländer von Täsch zum Seilerschen *Hotel Victoria*. Im nächsten Jahr nahm dann auch die Visp-Zermatt-Bahn (heute Matterhorn-Gotthard-Bahn) den Winterbetrieb auf. Auch unter seiner Leitung zählten die Angestellten zu Menschen zweiter Klasse. So berichtete meine Mutter, die in den zwanziger Jahren in den *Seiler Hotels* eine Saalochterlehre absolvierte, über die oft ungenügenden Essensrationen, die nur durch heimlich von den Kellnern zugesteckte Reste der reichhaltigen Gästetafel etwas erträglicher wurden. Auch verbot ihr Frau Elisabeth Seiler, geb. Cattani aus Engelberg, ihre Töchter, mit denen Mama als Nachbarskinder in Brig gespielt

und die Primarschule besucht hatte, weiterhin zu duzen. Da Frau Seiler sich als hoch übers gewöhnliche Volk erhaben sah, erhielt sie in Brig den Übernamen «Der Viertausender». Ab 1943 beschränkte Hermann Seiler sich auf die



Todesandenken von Hermann Seiler

Führung der von ihm übernommenen Hotels in Gletsch. Als Präsident von Brig, konservativer Grossrat, Staats- und Nationalrat war er langjähriger Präsident des Schweizerischen Hotelierverbandes, des Josefheims in Susten und des Oberwalliser Kreisspitals in Brig, die er von ihren Gründungen an bis zu seinem Tod am 16. August 1961 wie Privatunternehmungen führte. Das aus dem Rahmen des Üblichen fallende Todesandenken endet nach einer dicht gedrängten Aufzählung seiner unternehmerischen und politischen Verdienste mit dem Hinweis

auf seine Hingabe an die Pflichten und Mitmenschen sowie an die Treue zu den Idealen: «[...] die verankert waren in Heimat und Volk, in der Familie und in dem von den Eltern ererbten Glauben».

Abschliessend sei noch an seinen am 23. Juli 1939 bei einem tragischen Unfall im Engadin tödlich verunglückten Sohn Dr. jur. Andreas Seiler erinnert, der am 30. August 1933 zusammen mit dem Bergführer Josef Imseng als erster alle Gipfel der Fuschhörnerkette durchstiegen hatte (s. Grab D32). Auf seine Initiative hin wurde am 10. Dezember 1931 der Vortragsverein von Brig gegründet. Dr. Albert Carlen bezeichnete ihn als «Seele des Vereins, welcher die Hauptarbeit besorgte». Er war Sekretär und Kassier des Komitees und hielt am 21. Dezember 1932 auch selber einen Vortrag über «Das Wallis und der Sonderbund».

Bibliographie: Stebler 1903; Seiler 1934; Kämpfen Werner 1942, 1945 und 1957; Carlen Albert 1968 und 1975; Arnold Peter 1978 und 1982; Dupont-Lachenal 1984; Loretan Stefan 1984; Grichtung 1990; Carlen Louis 1994; Flückiger 2001 und 2008; Schweitzer 2004; Aries 2005; Dux 2005; Furrer 2010; Schweickle 2010. PM Medea Augsburg-Gentinetta, Margreth Perrig-Schnyder.

Das Grab der Familie Cathrein G23

In hartem, nur durch ein schmales Blumenbeet etwas gemildertem Kontrast zum schwarz gekiesten umgitterten Grabfeld mit einer liegenden Marmorplatte steht auf einem grauen Granitsockel ein weisser Marmorgedenkstein. Überfangen von einem äusserst realistisch skulptierten abgebrochenen Rosenzweig ist im obeliskenförmigen Aufriss ein Relief mit einer mädchenhaften Gestalt eingelassen. Während die Rechte kraftlos nach unten fallend eine Trauerpalme hält, ruht der linke Arm auf einem kannelierten Säulenstumpf, das trauernd geneigte Haupt in die Handfläche gelegt. Als eines der am feinsten gearbeiteten Figurenreliefs in Glis vertritt es einen Grabmaltyp, der etwa auf italienischen Monumentalfriedhöfen in zahllosen Beispielen die Gräber begüterter Verstorbener mit einer Vielfalt symbolträchtiger und oft theatralischer Figuren und Szenerien überschwemmt. Wie der abgeschnittene Rosenzweig kündigt auch die geborstene Säule von der gebrochenen Lebens-



Säule auf dem Schättigrab C97

kraft und unserer Vergänglichkeit, zumal die Säule als Sinnbild der tragenden Stärke und die Rose als Gleichnis für das blühende Leben stehen. Leider wurde die ähnlich gestaltete rosen geschmückte Säulenhälfte auf dem Grab der Schwiegereltern des Journalisten und Historikers Leo Hallenbarter (1893–1952) 2011 kurzerhand geschreddert (Grab C97).





Zwei Familien Cathrein wanderten bereits im 18. Jahrhundert aus Füss im Tirol ins Wallis ein. Der eine Zweig siedelte zuerst in Niedergesteln und später in Glis, der andere bei den Bergwerken in Gondo und dann in Brig. Dieser Familie entstammte wohl Franz Joseph, da dessen Familie bezeichnenderweise «Goldscheidi» gerufen wurde. Er amtierte von 1824 bis 1830 als Rektor in Eggerberg und dann als Kaplan in Fiesch und erneut als Rektor in Visp. Für diese Zeit wohl einzigartig war dann sein Übertritt zum reformierten Glaubensbekenntnis. Mehr Ehre für die Familie erwarben sich dann die Kinder von Andreas (1789–1874), Eisenwarenhändler und Regierungsstatthalter von Brig. Sein 1845 geborener Sohn Viktor erhielt als Jesuit 1877 in Liverpool die Priesterweihe. Er lehrte von 1882 bis 1910

als Professor an den Ordensschulen der Jesuiten in den Niederlanden. Seine in zahlreiche Sprachen übersetzten Veröffentlichungen zur Moralphilosophie und Sozialpolitik galten noch lange nach seinem Tod 1931 in Aachen als massgebliche Richtlinien für die gesamte katholische Kirche. Die 1834 geborene Schwester Katharina führte an der Seite ihres Gatten Alexander Seilers des Älteren dessen Hotelimperium in Zermatt (Grab G17).

Emil Cathrein (1847–1916), ein Bruder Pater Viktors und Katharina Seilers erwarb zwischen Riederalp und Eggishorn alle wichtigen Hotelbetriebe. Er stellte sich als Gemeindepräsident von Brig (1880–1896) und Grossrat des Bezirks (1889–1913) auch in den Dienst der Allgemeinheit. 1871 kaufte er, zusammen mit seinen Schwägern Alexander Seiler und Felix Clausen (Grab G29) das von Alexander Wellig aus Fiesch bereits 1856 am Fusse des Eggishorns auf 2181 Meter über Meer gebaute *Hotel Jungfrau*. Die Gesellschaft errichtete einen äusserlich zwar schlichten aber luxuriös ausgestatteten Neubau mit 100 Zimmern und 140 Betten. Neben einer grosszügigen Aussichtsterrasse, einem leicht begehbaren Weg hinauf zum Eggishorn mit seinem einzigartigen Panoramablick und einem «Herrenweg» zum spektakulä-

ren Märjelensee am Aletschgletscher verfügte die Nobelherberge auch über einen Tennisplatz und war durch eine Post- und Telegraphenstation mit den Herkunftsländern der wohlhabenden Gäste verbunden. Auch für das leibliche Wohl war bestens vorgesorgt. So erscheinen im Kellerinventar 102 verschiedene Ge-



Hotel Jungfrau

tränke, darunter zehn Champagnermarken sowie Weine aus Italien, Frankreich und der Schweiz nebst einer reichen Auswahl an Aperitif-Getränken und Schnäpsen. Der Komplex umfasste ausserdem eine Kapelle und ein Haus, in welchem Metzgerei, Patisserie, Lingerie und ein Saal für die Führer untergebracht waren.

Das Hotel beschäftigte laut dem bekannten Reiseführer Baedeker 1901 mehrere einheimische Bergführer, von denen sechs namentlich aufgeführt werden. Als Zwischenhalt für die angebotenen mehrtägigen Touren zum Jungfraujoch, auf die Jungfrau, das Finsteraarhorn und das Aletsch- und Fiescherhorn baute Emil Cathrein in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts am Rande des Konkordiaplatzes noch den *Pavillon Cathrein* die heutige *Obere Konkordiahütte*.

Obwohl das Hotel, wie der Reiseführer für das Jahr 1901 vermerkt, «im Hochsommer oft überfüllt» und eine «Vorausbestellung ratsam» war, verlor das Gebiet 1912 durch den Bau der Jungfraubahn seine bisherige Bedeutung als einziger Ausgangspunkt zum Jungfraugebiet. Den abgelegenen Standort versuchte Emil Cathrein, der ab 1872 alleiniger Eigentümer der Nobelherberge geworden war, durch die Erschliessung mit einer Schmalspurbahn wett zu machen. Das kühne Projekt, das den Gast von Brig über die Riederalp bis zum *Hotel Jungfrau* oder gar zum Märjelensee hätte bringen sollen, konnte dann aber wegen dem 1914 ausgebrochenen Ersten Weltkrieg nicht realisiert werden.

Nachdem 1887 noch das *Hotel Riederalp* und die zwei Häuser auf der Riederfurka in Cathreins Besitz übergegangen waren, kontrollierte die Familie kon-



Cathreins Reich Lithographie

kurrenzlos den Tourismus des gesamten Aletschgebietes. Dank seinen exzellenten Verbindungen zu englischen Finanzkreisen leitete er zwischen 1895 und 1897 im Winter auch bedeutende Hotels in Kapstadt und Johannesburg. Sein Sohn Jules konnte 1924 dazu noch die berühmte *Villa Cassel* erwerben. Er war mit Paula, geb. von Villa, verheiratet. Durch ihre Mutter gehörte sie zu einem weiteren Nebenzweig der Stockalperfamilie (Grab G8). Ihr Sohn Emil M. Cathrein betrieb die Hotels noch bis 1969. Damals verkaufte er das legendäre *Hotel Jungfrau* an eine Unterwalliser Gesellschaft. Am Ostermontag 1972 fiel es einer Brandstiftung zum Opfer. Der Schweizerische Heimatschutz übernahm dann 1973 die *Villa Cassel* und 1978 bis 1980 wurde das alte *Hotel Riederalp* durch den modernen Rieder Hof ersetzt, wobei man das romantische Arvenwäldchen schonte.

Bibliographie: Baedeker 1901; Andereggen 1963; In-Albon 1977; Ruppen 1979 und 1991; Dupont-Lachenal 1984; Carlen Louis 1994; Antoniotti 2000; Dux 2005; Leisner 2009; Jöckle 2011.

Das Grab der Familie Ferdinand Bürcher G25



Inserat im Walliser Jahrbuch 1932

Im Gegensatz zum lichten Familienbegräbnis seines Bruders Leopold (Grab G16) ist diese Grablege feierlich düster gehalten. Vor einem mit einer Randfräsung betonten, polierten schwarzen Grabkreuz liegen wie beim Stockalpergrab (Grab G6) drei ebensolche Tafeln mit den Namen und Lebensdaten der hier Beerdigten.



Die letzte Simplonpost am 31. Mai 1906 vor dem Bazar Bürcher

Ferdinand Bürcher betrieb in Brig am Sebastiansplatz 1 ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein bald einmal blühendes Papeteriegeschäft, das von seinem Sohn Raphael weitergeführt und ab 1932 um ein Kaufhaus mit dem wohl ersten Spielwarensortiment im Oberwallis erweitert wurde. Es befand sich in dem von seinem Schwiegersohn Adolf Perrig-Bürcher erbauten abgerundeten Eckhaus zuoberst der neuen Bahnhofstrasse.



Joseph, Elsa, Lina, Rudolf und Max hinter Raphael und Margrith Bürcher-Elsig

Später übernahm seine mit Paul Loretan (Grab A14) verheiratete Tochter Paulette mit tätiger Mitwirkung ihrer ledig gebliebenen Schwester Lina den Betrieb. An Raphaels Sohn Max, Advokat und Notar, erinnert noch der von Amedée Cachin geplante «Bürcherblock» am südlichen Rand des Zir-

kusplatzes im Briger Rhonesandquartier. Mit den zwei von seiner Tochter Christiane Gsponer-Bürcher in den letzten zwei Jahren errichteten eindrücklich schlichten Neubauten ist hier ein eigentliches ziegelrotes «Bürcherquartier» entstanden. Dank Max Bürcher wurde 1942 der «eingeschlafene» Vortragsverein wieder belebt, dem er während Jahren als Komiteemitglied angehörte. Er war ausserdem Vizepräsident von Glis, Präfekt, Grossrat und langjähriger Sektionschef. Von seinen Brüdern leitete Rudolf erfolgreich einen bekannten Getränkegrosshandel, während Joseph in Frauenfeld eine HNO-Praxis führte. Er war mit Maria, einer Tochter von Alfred Clausen (Grab G29) verheiratet.




 Zum frommen Andenken
 an Frau
Dominika Bürcher,
 geb. Providali,
 geboren den 14. Februar 1834,
 gestorben den 17. Mai 1901.
 R. I. P.

Es ist ein heiliger und heilsamer
 Gedanke, für die Verstorbenen zu
 beten, damit sie von ihren Sünden
 erlöst werden.
 „Ihr habt zwar jetzt Trauer, aber
 ich werde euch wiedersehen und euch
 Herz wied' erheben; und euerer
 Freunde wird niemand von euch neh-
 men.“ (Job. 14. 22.)
 Mein Jesus, Barmherzigkeit!
 (100 Kreuz 20/65.)




 Zum frommen Andenken
 an Herrn
Ferdinand Bürcher
 Alt-Bürger und Gebürtig von Brig
 geb. in Brig den 14. Februar 1838
 stirb. in Brig den 9. September 1901.

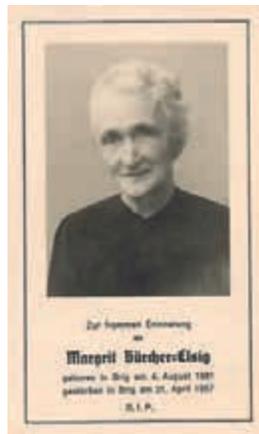
Ihr alle, die ihr ihn im Leben ge-
 lant und geliebt, gebetet seinet im
 Gebete.
 Laßt uns beten!
 O Herr, erlöse die Seele Deines
 Dieners Ferdinand, auf daß sie, für
 die Welt gestreut, in Dir leben möge.
 Was sie während ihrer irdischen Pilger-
 schaft durch menschliche Schwächen ge-
 than, das vergib ihr auch deiner Barmherzig-
 keit wegen. Amen.
 Mein Jesus, Barmherzigkeit!




GEDENKET IM GEBETE
 unserer lieben Mutter
Elsa Perrig-Bürcher
 geboren in Brig, den 6. Okt. 1903
 gestorben in Brig, den 9. Sept. 1949
 —
 Herr, gib ihr die ewige Ruhe!




 Zum frommen Andenken
 an
Raphael Bürcher
 geboren in Brig am 6. September 1877
 gestorben in Brig am 2. October 1961.
 R. I. P.




 Zum frommen Andenken
 an
Margrit Bürcher-Claus
 geboren in Brig am 4. August 1887
 gestorben in Brig am 27. April 1987
 R. I. P.




ZUM ANDENKEN AN
Rudolf Bürcher, Brig
 Kaufmann und Alt-Bürger
 Geboren am 15. August 1902
 Gestorben am 10. Januar 1987

Da die Nachkommen leider über keine weiteren Unterlagen verfügen, seien hier wenigstens einige Todesandenken dreier Generationen dieser Familie abgebildet.

Bibliographie: Carlen Albert 1975; Anynom 1949. PM Elisabeth Escher-Perrig.

Das Grab der Familie von Bundesrat Joseph Escher G26

Von ausgewogener Symmetrie zeigt sich die ursprünglich wie alle «Herrengräber» mit einem aufwendigen schmiedeisernen Gitter umfriedete Ruhestätte der Familien Müller und Escher. In lebhaft gebändertem weissen St. Triphonmarmor wird ein zentrales Kreuz von zwei hochrechteckigen Wandtafeln flankiert. Ein Tondo mit dem Antlitz Christi und der im Segen gestus erhobenen Rechten ziert die Achsenmitte des Kreuzes, während der Sockel die Inschrift «Herr gib ihnen die ewige Ruhe» trägt.



Die Gedenktafeln werden von den mit einem üppigen heraldischen Beiwerk umfangenen sprechenden Familienwappen, links ein Mühlerad und rechts ein Eschenbaum bekrönt. Auf dem linken Stein sind ausser Clemens, der 1880 den Osttrakt des heute durch einen Neubau ersetzten *Hotel Müller* am Anfang der Gliserallee erbaute, auch die Schwiegereltern und eine ledige Schwägerin von Bundesrat Joseph Escher vermerkt. Die Familie Müller ist im Zenden Goms seit dem Ende des 13. Jahrhunderts vor allem in Reckingen nachgewiesen. Clemens diente von 1854 bis 1867 in der Schweizergarde in Rom. Als seine italienisch-stämmige Gattin schon früh starb und in Frascati beerdigt wurde, kehrte er mit ihrem einzigen Kind Felix in die Heimat zurück. Dieser war dann Gemeindepräsident von Glis und von 1901 bis 1905 Grossrat. Er vergrösserte das Hotel um den Westtrakt mit einem grossen Festsaal und einer Wirtschaft. Unter seiner Führung wurde der beliebte Betrieb später noch um eine Gartenwirtschaft auf der Nordseite der Gliserallee erweitert. Beim damals geringen motorisierten Verkehr konnte problemlos quer über die Strasse bedient werden. Im *Hotel Müller* wurde am 24. Juni 1899 der Briger Turnverein gegründet. Am Dreikönigstag 1903 kamen dann die «Tür-

kenbrüder in der Moschee des Li Ben Müller» erstmals zusammen. Die damalige Gründung des noch heute bestehenden «Türkenbund» war die Antwort auf eine spöttische Bemerkung im «Walliser Boten», Brig sei noch lange nicht das Mekka des Oberwallis. Auch die traditionsreiche «Bruderschaft vom Osterlamm» tafelte von 1896 bis 1898 und dann wieder von 1926 bis 1944 bei ihrem Vereinsbruder im *Hotel Müller*.

Der linke Stein trägt die Namen und Lebensdaten von Emma und Joseph Escher-Müller mit der abschliessenden Ehrenbezeichnung «Bundesrat 1950–1954».

Seine Familie erscheint bereits 1389 in Simpelrn und leitet ihren Namen von der Alpe Fraxinodo ab, deren Bezeichnung vom lateinischen Fraxinus für Esche stammt. Hier wurde am 14. Dezember 1954 in einem nicht nur für Glis, sondern auch für das Wallis, einzigartigen hochemotionalen Staatsbegräbnis der erste Walliser Bundesrat überhaupt zu Grabe getragen. Als dessen Vizepräsident wäre er im nächsten Jahr Bundespräsident geworden. Dass Joseph Escher im Wissen um seine angeschlagene Gesundheit auf diese höchste Ehre für ihn und das Wallis verzichtet hatte, liess ihn nach seinem jähen Tod im Nationalratssaal des Bundeshauses wie einen Helden und Märtyrer erscheinen. Bereits am Abend seines Ablebens am 9. Dezember wurde er in der ganz mit schwarzem Stoff ausgeschlagenen Krypta der katholischen Dreifaltigkeitskirche in Bern unter einem raumhohen weissen Kreuz im offenen Sarg aufgebahrt, Kreuz und Rosenkranz in den zum Gebet gefalteten Händen haltend. Am folgenden Tag wurde der Sarg nach einem eindrücklich schlichten Trauergottesdienst auf einer von sechs Pferden gezogenen Lafet-



Hotel Müller



Gartenwirtschaft



Halt in Goppenstein

Lötschentaler hinter dem verhüllten Talbanner von demjenigen Abschied, der, wie zwei weissgekleidete Mädchen mit schwarzen Schärpen rezitierten, «[...] für uns Bergkinder so viel Gutes getan».

Kurze Halte an allen folgenden Stationen zeigten auch hier ergriffen im hohen Schnee stehende und weihwasserspendernde Landsleute. Sobald von Glis aus



te zum ebenfalls schwarz ausgeschlagenen Eingang des Berner Bahnhofs überführt. Gezogen von der mit dem Schweizerkreuz in Trauerflor gezierten Lokomotive folgten dem ganz in Schwarz gehaltenen Totenwagon vier Extrawagen mit Ehrengästen. Im Schrittempo fuhr der Trauerzug unter dem Geläut der Kirchenglocke durch die mit Abschiednehmenden gedrängt vollen Bahnhöfe von Thun, Spiez und Kandersteg, um dann in Goppenstein einen ersten Halt auf Walliser Boden einzuschalten. Trotz den hohen Schneemassen nahmen dort beinahe alle

die Lichter des Trauerzuges erkennbar waren, ertönte die grosse Totenglocke der Pfarrkirche, gefolgt vom Geläute des Kollegiums, als der wieder geöffnete Sarg in der Sebastianskapelle aufgebahrt wurde.

Das unglaublich eindrucksvolle Staatsbegräbnis am folgenden 14. Dezember ist mir, neben dem Brand des *Hotels Couronne* am 21. September 1951 noch heute als das Jugendereignis beinahe bildhaft in Erinnerung. Von morgens zehn bis nachmittags um halb zwei Uhr zogen die Beerdigungsteilnehmer im dichten Schneegestöber hinter der von sechs Bundesräten flankierten

und von fünf Alt-Bundesräten sowie General Guisan begleiteten Lafette mit dem von der Schweizerfahne bedeckten Sarg durch die Gliserallee zur Pfarrkirche. Das dort vom Landesbischof, Msgr. Nestor Adam, zelebrierte feierliche Pontifikalrequiem wurde durch Lautsprecher ins Freie übertragen.

Der spätere Bundesrat Escher wurde am 17. September 1885 in Simpeln als einziges Kind des Anton und der Katharina Arnold geboren (Grab G5). Obwohl sein Werdegang später gerne mit dem Klischee «vom geissenhütenden Bergbauernkind zum Bundesrat» umschrieben wurde, war sein Vater ein



Emma und Joseph Escher-Müller mit Alfred, Rosmarie, Felix und Käthi in Simplon-Dorf

durch eine Erbschaft wohlhabend gewordener Transporteur und langjähriger Dorfpräsident. Seine frühere Landwirtschaft hatte der Vater in der Jugendzeit Josephs schon längst aufgegeben. Nach einer siebenjährigen Gymnasialzeit in Brig bestand er 1907 in Saint-Maurice die Matura. Anschliessend studierte er, abgesehen von einem Auslandssemester in Berlin, Rechtskunde in Bern und wurde ab 1912 Mitarbeiter und später Inhaber des Anwalts- und Notariatsbüros seines älteren Vettters Othmar Kluser an der heutigen Furkastrasse 1 in Brig. 1915 ehelichte Joseph Escher die Hotelierstochter Emma Müller, mit der er zwei Knaben und zwei Mädchen gross zog und deren frühen Tod mit sechzig Jahren er nie ganz verschmerzte. Sein 1916 ge-

borener Sohn Alfred trat später als langjähriger verdienstvoller Gemeindepräsident von Glis und gefragter Jurist in die Fussstapfen des Vaters.

Da Joseph Eschers erfolgreiche und vielfältige Politikerkarriere bereits in mehreren Publikationen gewürdigt worden ist, seien hier nur die wichtigsten Stationen aufgelistet. So amtete er von 1912 bis 1920 als Briger Stadtrat und dann bis 1928 als Gemeindepräsident von Glis. Von 1917 bis 1931 und von 1937 bis 1950 gehörte er dem Grossen Rat an, den er 1923 präsidierte. Von 1925 bis 1931 und wieder von 1936 bis 1950 vertrat er das Wallis im Nationalrat, den er 1949 laut Bundesrat Philipp Etter «als glänzender und in seiner Überpartei-

lichkeit von allen Gruppen anerkannten Präsident» leitete. Die Nationalratszeit wurde in den Jahren 1932 bis 1936 nur deshalb unterbrochen, weil Joseph Escher durch seine Parteikollegen gleichsam zum Walliser Staatsratsamt gezwungen wurde, um das durch den jähen Tod von Oskar Walpen (Grab A20) vakant gewordene Erziehungsdepartement und dann das Finanz- und Militärdepartement des Kantons zu übernehmen. Als Präsident der Schweizerischen konservativen Volkspartei (der späteren CVP) wurde er am 14. September 1950, bereits 64jährig, schon im ersten Wahlgang bei 197 abgegebenen und 22 enthaltenen, mit einer Mehrheit von 165 Stimmen glanzvoll zum ersten und über eine lange Zeit einzigen Walliser Bundesrat gewählt.



Die Vier von der Post: Joseph Escher, Moritz Kämpfen, Leo Guntern und Karl Dellberg

Bleibende Verdienste erwarb er sich durch seinen unermüdlichen Einsatz für die Berglandwirtschaft und den Schutz der Familie. Als Bundesrat leitete er das Post- und Eisenbahndepartement. Dort setzte er sich nachhaltig für die finanzielle Sanierung der Verkehrsbetriebe und den heftig umstrittenen Bau des Flusskraftwerks Rheinau ein. In Schaffhausen stellte Escher sich damals mutig und entschlossen einer wütenden Protestversammlung, hob das Plakat, das für seine Erhängung eine Belohnung von 1000.– Fr. versprach, empor und äusserte sein Erstaunen ob des derart niederen Kopfgeldes für einen Bundesrat.

Doch ein wahrer Mann sollte nicht nur nach seinen Taten, sondern in erster Linie anhand seiner inneren Beweggründe beurteilt werden. Und diese waren eindeutig in seiner tiefen Religiosität verankert. So war nur folgerichtig, dass er in der Berner Dreifaltigkeitskirche und in der Briger Sebastians-Kapelle aufgebahrt wurde, wo er beinahe täglich der heiligen Messe beigewohnt und sich die Kraft für seinen unermüdlichen, selbstlosen Einsatz erbeten hatte.

Bibliographie: Rosenberg ohne Jahr; Zenklusen Ernst 1967; Dupont-Lachenal 1974 und 1984; Arnold Peter 1982; Borter 1986; Grichting 1990; Carlen Louis 1994; Tscherrig Georges 2001. PM Alfred und Elisabeth Escher-Perrig, Max Arnold.

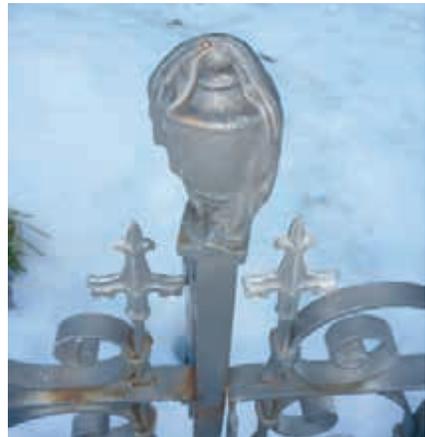
Das Grab der Familie Perrig G28



Da die alte Gruft im Kirchenschiff nicht mehr belegt werden durfte, liess sich die zum Briger Patriziat gehörende Familie (Band 1, S. 60) an der Südwand des Friedhofs ein breites repräsentatives Grab anlegen. Das schlichte schwarze Granitkreuz steht auf einem roh belassenen hochrechteckigen hellen Felsen, der allerdings durch eine

angelehnte schwarze Gedenktafel weitgehend verdeckt wird. Auf ihr werden die Namen der Eltern und ihrer in den Jesuitenorden eingetretenen und fern der Heimat in den USA und in Indien beerdigten Söhne aufgelistet. Die auf beiden Seiten schräg auf einem Kunststein montierten Namensplatten sind den beiden Söhnen Franz-Stephans und seiner zweiten Frau Antonia Wyer zuzuordnen. Die linke zeigt im Oberfeld die unter einer Adelskrone vereinten Wappen des mit Eleonore von Roten verheirateten Alfred Perrig. Die rechte erinnert an den Stamm des mit Alexander Seilers Tochter Amanda verheirateten Elie Perrig, den Erbauer des burgähnlichen Perrighauses (Grab A41).

Da früher zum Totenkult auch der regelmässige Besuch der Gräber gehörte, wurden die bedeutenden Familiengrablegen gerne gartenartig gestaltet. Eine Fotografie aus den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts zeigt eine die ganze Fläche rahmende niedere Buchsbaumhecke mit einer zentralen hochwüchsigen und zwei flankierenden niederen Hortensienbüschen, während Efeuranken die Mauer überziehen. Heute sind die Seitenteile unterschiedlich bepflanzt und an der arg mitgenommenen Rückwand wuchern reizvoll wilde Farne. Die Familie Perrig ist noch heute stolz auf die sechsteilige reichgegliederte Grabumfassung, deren obere Abschlüsse abwechselnd von einem Kreuz und einer gotisierten Blüte in Gusseisen verziert sind. Die Trennstäbe der einzelnen Elemente werden von



Urnenverzierung



Aufbahrung von Alfred Perrig vor dem alten Perrighaus 1903

Miniatururnen mit einer Tuchdraperie gekrönt. Dieses sonst auf Friedhöfen recht häufige Motiv findet sich in Glis einzig auf dieser Umfriedung. Solche Anlagen betonen deutlich die private Sphäre innerhalb des öffentlichen Friedhofgeländes und weisen auf die gesellschaftlich gehobene Stellung eines ganzen Familienverbandes hin.

Als einzigartige Zeugnisse der Beerdigungssitten in Glis-Brig haben sich bei Frau Elisabeth Escher-Perrig mehrere Fotografien von Beerdigungen erhalten. Die ältesten Aufnahmen datieren vom 9. Dezember 1903. Dort steht der Sarg von Nationalrat Alfred Perrig noch vor dem alten Stammsitz auf einem Katafalk (Trauergerüst zur Aufbahrung hoher Persönlichkeiten). Er ist mit einem schwarzen Bahrtuch bedeckt, auf das die bekrönten farbigen Wappen Perrig und von Roten geheftet sind. Von vierzehn silbernen Kerzenständern umgeben und reich mit Blumenkränzen behängt entspricht die Aufmachung dem in Wien als «schöne Leich» bezeichneten aufwendigen Beerdigungsritual wohlhabender Familien. Wie die nächsten Bilder zeigen, wurden die Briger Notablen vom Gliser Pfarrer und weiteren Geistlichen vor dem Trauerhaus abgeholt und von vier Männern mit entblösstem Haupt nach Glis getragen. Zwei andere stark verblasste Aufnahmen zeigen diesen Trauerzug mit einer uniformierten Musikkapelle auf der Saltinabrücke. Auf einer weiteren Aufnahme folgen dem vorangetragenen Holzkreuz acht Geistliche in weissen Chorröcken. Neben dem von vier Männern geschulterten Sarg sind mehrere Gestalten mit spitzen schwarzen Kapuzen und

Umhängen zu erkennen. Eine um 1930 entstandene Fotografie Albert Nyf-
felters von einer Beerdigung in Kippel zeigt ähnliche, aber in Weiss geklei-
dete Männer. Hier wie dort dürfte es sich um Mitglieder einer *Gut-Tot-Bruder-*
schaft handeln.



Beginn des Trauerzugs



Auf der Saltinabrücke



37 Jahre später wurde Alfreds Sohn, Regierungsstatthalter und Grossrat Adolf Perrig, am 11. September 1940 beerdigt. Wie bemerkenswert viele Mitglieder der Familie seit dem 17. Jahrhundert war er als Notar tätig gewesen. Von seinem Leichenzug hat sich eine siebenteilige, aus einem oberen Stockwerk des Bürcherhauses (Sebastiansplatz 1) aufgenommene, Fotoserie erhalten. Auch ihn holte die Geistlichkeit vor dem von ihm erbauten abgerundeten Eckhaus zuoberst der damals noch weitgehend autofreien Bahnhofstrasse ab.



***Aufbahrung von
Adolf Perrig 1940***



Die Angehörigen

Starben «gewöhnliche» Briger und Gliser aus den östlichen Dorfteilen, wurde ihr Sarg vor dem Zurwerrahaus, dem heutigen *Restaurant Zur Tanna* am Ende der Gliserallee aufgestellt. Verstorbene aus Eggerberg (bis 1902), Brikerbad und Gamsen brachten die Angehörigen bis nach Zwyingarten zum Haus der Familie Joseph Wyder-Luggen. Als Abholort für die Toten von oberhalb der Kirche diente der Platz vor dem alten Gemeindehaus im Oberdorf und für diejenigen aus dem Wyeriquartier der Trog beim Carlenhaus. Alle diese Plätze waren mit einem heute überall verschwundenen Kreuz am betreffenden Haus gekennzeichnet und



Totenplatte in Naters

ihre Besitzer stellten eine «Versehgarnitur» mit Kerzen und Weihwasser zur Verfügung. Von hier aus geleitete dann der Geistliche den Trauerzug zur Pfarrkirche. Diese Sitte scheint recht alt zu sein, hat sich doch in Naters an



***Dr. Hans Perrig auf Hausbesuch
im Natischer Bärj***

der Hegdornstrasse eine imposante «Totenplatte» mit der eingemeisselten Jahreszahl 1685 erhalten. Bis um 1900 wurden hier die Verstorbenen vom «Natischer Bärj» eingesargt, von wo sie dann durch den Pfarrer feierlich in die Kirche überführt wurden. Auch in Grengiols gibt es oberhalb des Dorfes eine solche «Totenblatta» auf die die Verstorbenen aus den umliegenden Weilern, etwa von der Hockmatte, abgelegt und dann vom Pfarrer mit Kreuz und Fahnen feierlich zur Kirche geleitet wurde. Als die ersten Landwirtschaftsmaschinen im Dorf auftauchten, brachte ein Bauer den Sarg eines Angehörigen mit dem Anhänger der Mähmaschine auf den Dorfplatz. Von dort wurde er dann die steile Gasse hinauf zur Kirche getragen.

In der früher von einer Christusstatue mit segnend erhobener Rechten eingenommenen Spitzbogennische erinnert heute in goldenen Lettern eine schwarze Granitplatte an den beliebten und verdienten Arzt Hans Perrig und seine Gattin Gertrud Weniger, die Eltern des langjährigen Briger Stadtpräsidenten und Bundesrichters Dr. jur. Werner Perrig. Hinter der Steinplatte windet sich in Bronze eine züngelnde Aesculapschlange als Symbol der Arzneykunst um eine Krücke.

In Zürich, Bonn und Paris zum Mediziner ausgebildet übernahm er 1926 die Praxis von Dr. Z'Brun in Naters, um dann ab 1943 im burgähnlichen Haus seines Vaters Elie an der Briger Bahnhofstrasse bis ins hohe Alter seine Patienten zu betreuen. Als Allgemeinpraktiker behandelte und besuchte er Kranke nicht nur aus den Bezirken Brig und Östlich Raron, sondern auch solche aus dem Lötschental. Bei Notfällen brachte ihn manchmal mitten in der Nacht eine Draisine nach Goppenstein, von wo er zu Fuss die Kranken erreichte. Da damals die Berggegenden noch nicht mit Strassen und Seilbahnen erschlossen waren, fuhr er mit dem Velo etwa nach Grenchiols hinauf und gelangte zu Fuss in die Munder- und Mörjerweiler.

Bleibenden Verdienst erwarb sich Dr. Perrig dann während fast dreissig Jahren als initiativer Präsident des auch durch ihn 1942 wiederbelebten Vortragsvereins. Zu Recht widmete Domherr Dr. Albert Carlen seine Geschichte dieser geistig einflussreichen Gesellschaft dem «Freund Dr. Hans Perrig, dem verdienten Präsidenten von 1942–1971». Der Autor schildert ihn als vornehmen, bescheidenen und doch tatkräftigen Vorsitzenden, dem alle in Verehrung und Freundschaft zugetan waren. Unter seiner Leitung erlebte Brig und das Oberwallis viele kulturelle Höhepunkte. So sprachen die damals bekanntesten Radio- und Fernsehreporter Heiner Gautschi, Hans O. Staub und Theodor Haller über ferne Hauptstädte und geheimnisvolle Länder. Neben Dichterlesungen etwa vom Schriftstellerarzt Peter Bamm, von Edzard Schaper und Carl Zuckmayer trat der berühmte Schauspieler Will Quadflieg viermal mit Rezitationen von Gedichten und Texten klassischer und romantischer Dichter auf. Einmalig und unvergesslich war dann seine mit der ebenso berühmten Maria Becker am 17.5.1951 als Freilichtaufführung im Schlosshof gegebene *Iphigenie* von Johann Wolfgang von Goethe. Das klassische Stück war zuvor bereits an den Salzburger Festspielen und in Zürich begeistert aufgenommen worden.

Bibliographie: Carlen Louis 1968; Dupont-Lachenal 1974; Carlen Albert 1975; In-Albon 1977; Von Salis 1987; Grichtung 1989; Hauser 1994; Jossen Erwin 2000; Sörries 2009; Jöckle 2011. PM Alex Agten, Elisabeth Escher-Perrig, Paul Heldner, Margreth Perrig-Schnyder.

Sonderbestattungen



Grundsätzlich stand ein kirchliches Begräbnis jedem Angehörigen einer Pfarrei zu. Bestimmten Kategorien von Toten wurde aber schon in der Antike und dann im Mittelalter die Beisetzung auf dem Friedhof nicht erlaubt oder sie kam für diese selber nicht in Frage. Man denke etwa an die Katakomben der frühen Christen in Rom oder an die Juden und heute an die Muslime, für die schon wegen des Verbots ein Grab je aufzuheben eine Bestattung in einem ständig neu belegten Areal nicht vorstellbar ist.

Auch Verstorbenen, die nicht, noch nicht oder nicht mehr der Gemeinschaft einer Pfarrei angehörten, wie Pilgern, fremden Durchreisenden, Andersgläubigen oder mit dem Kirchenbann Belegten und ohne Taufe verschiedenen Kindern wurde die Beerdigung im geweihten Bezirk verwehrt. In Zeiten verheerender Seuchenzüge wurden deren oft in grosser Zahl anfallende Opfer aus Platznot und auch aus Angst vor einer Ansteckung ebenfalls gesondert begraben. Erst recht galt dies für Tote, die aufgrund eines Vergehens aus der Glaubensgemeinschaft ausgeschlossen waren. Zu den Sonderfällen zählen dann auch die Eigenfriedhöfe religiöser Gemeinschaften, die Bestattung einzelner Körperteile und bis vor kurzem die Leichenverbrennung allgemein und die Aufbewahrung der Asche in einer Urne zuhause oder gar ihre Zerstreuung in der Natur. Ausdruck unserer Spassgesellschaft ist dann die Einrichtung eines Scheinfriedhofs mit kuriosen Grabinschriften als Touristenattraktion. Schlussendlich muss noch die seit Anfang der 1990er-Jahre mögliche Aufschaltung eines virtuellen Bestattungsortes im Internet erwähnt werden.

Die Bestattung der Hingerichteten

Während in der Antike die Gräber ausserhalb der Siedlungen lagen, wurden dort seit dem Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert nur mehr Ausgegrenzte eher verscharrt als begraben. Die Richtstätten mit dem Galgen lagen jeweils weit von den Ortschaften entfernt, aber zur Abschreckung meist gut sichtbar auf einer Anhöhe neben der Ausfallstrasse. Aus demselben Grund nahm man die Leichen der Gehenkten oft nicht ab, bis sie von Vögeln zerfressen und verfault von selbst herunterfielen. So beschreibt Jan Potocki 1804 in seinem phantastisch-schauerlichen Roman «Die Handschrift von Saragossa», in dem der Held unter einem solchen «behängten» Galgen erwacht, dieselbe



Der Galgen von Zürich um 1506

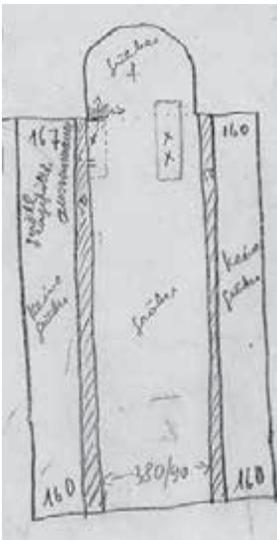
Szenerie, welche bereits der spätmittelalterliche Dichter François Villon beklagte. Nur die Hinrichtung mit dem Schwert galt als ehrenhaft und liess ein christliches Begräbnis zu. Allerdings durften die zum Tode Verurteilten vor der Hinrichtung noch ein letztes Mal beten. Die Vollstreckung der Strafe wurde dann durch eine Armesünderglocke angezeigt, die etwa in Bern ausschliesslich bei Hinrichtungen geläutet wurde und dort gleich neben der oben erwähnten grössten Glocke der Schweiz hängt. Beim, wie in Glis, dreisäuligen Erner Galgen erklang jeweils die Glocke der Kapelle von Mühlebach und beim Mörjer Galgen östlich der

Hohflüe-Kapelle wohl deren Glocke. Wie jeder Zenden besass auch Brig ein Hochgericht. 1544 schrieb der berühmte Schweizer Chronist Johannes Stumpf darüber: «Glych under Glyss uf der rechten syten nebend der strassen stad der galgen mit dryen sulen.» Domherr Dionys Imesch bemerkt noch 1930, im Volk erinnere sich noch mancher an diesen Galgen beim «Hohlowistutz» (Kantonsstrasse 100) und an die letzte Hinrichtung zweier junger Diebe. Im Wallis erhielten die Verurteilten, wie die unten stehende Sage erzählt, auch geistlichen Beistand und wurden nach einer Verfügung Bischof Hildebrand Josts von 1622 sogar zur hl. Kommunion zugelassen. Man kann deshalb annehmen, dass ihre Leichen abgenommen und beim Galgen vergraben wurden.

Die Pestgräber

Ab 1347 forderten die Pest und andere Seuchenzüge durch Jahrhunderte überall in Europa in jeweils kurzer Zeit hohe Todeszahlen. Wo immer möglich wurden die Opfer auf dem ordentlichen Friedhof, wenn auch meist in Massengräbern, beerdigt. So gab es etwa an der Südostecke des Münstiger Friedhofs eine als «Pesthubel» bezeichnete Bodenerhebung, die um 1940 eingeebnet wurde. Erst im beginnenden 17. Jahrhundert entstanden in ganz Europa, auch aus hygienischen Gründen, zahlreiche eigentliche Notfriedhö-

fe ausserhalb der Wohnorte. Bei uns wurden solche oft mit einer Kapelle versehenen Pestfriedhöfe vom zuständigen Landrat dann erlaubt, wenn der Hauptort seuchenfrei war, so etwa in Turtmann, Erschmatt, Gampel, Eischoll und Bürchen-Unterbäch. Erschmatt etwa stellte am 7. November 1666 seinen Pestfriedhof auch Bratsch zur Verfügung. Solche Sonderbestattungen führten dann später oft zur Einrichtung eines regulären Friedhofs und dann zur Abtrennung von der Mutterkirche. Als der päpstliche Nuntius Cibo 1675 das Wallis visitierte, erbaten sich die Leute von Biel und Niederwald von ihm die Erlaubnis, einen eigenen Friedhof einzurichten. Sie



**Ausgrabungsskizze
von Albert Carlen**

begründeten ihr Anliegen damit, dass sich 46 oder 47 Jahre zuvor die Erner geweigert hätten, die Pestopfer aus Niederwald auf ihrem Kirchhof beerdigen zu lassen. So hätten sie die Leichen auf einer Wiese in der Nähe des Rottens bestatten müssen, die wenig später vom hochgehenden Fluss weggeschwemmt worden sei. Aber auch Pfarreien liessen ihre Pesttoten ausserhalb der Wohnsiedlung beerdigen. So wird etwa auf dem Merianstich von 1654 unterhalb der Ortschaft Leuk vermerkt: «Kirchhoff in Zeit der Pest». Beinahe grösser als das ganze Kirchenareal im Städtchen und ringsum mit einer Mauer versehen, steht dort beim Eingang im Norden ein Hochkreuz und in der Nordostecke eine kleine Kapelle. Diese wurde 1690 bis 1694 durch den barocken Prachtbau der Ringackerkapelle ersetzt. Bezeichnenderweise sind die beiden Seitenaltäre denn auch dem Pestheiligen Sebastian und dem hl. Josef, dem Patron der Sterbenden, geweiht. Wie oben erwähnt fand man 1949 im Beinhaus von Glis laut Paul Heldner dreihundert Säрге, die fünf Lagen hoch zu Acht nebeneinander den Boden unter dem früheren Hauptschiff in sieben Reihen von der Eingangstüre bis zur Ostwand füllten. Diese Massenbeisetzung weist deutlich auf ein geordnetes Notbegräbnis anlässlich einer Epidemie hin. Neben anderen Seuchen könnte vor allem die Pest Anlass dazu gegeben haben.

Ähnliche Massengräber aus dem 14. Jahrhundert fanden Archäologen auf dem Grossmünsterfriedhof in Zürich und auf demjenigen in Schwyz, wo die Säрге ebenfalls in drei bis vier Lagen übereinander geschichtet worden waren. Anschaulich schildert der Basler Stadtarzt Felix Platter, der Sohn des aus

Grächen stammenden Thomas, die Basler Verhältnisse während einer Pestepidemie im frühen 17. Jahrhundert: «Man legt zu Zeiten [der Pest] zwanzig und etliche Personen uff einen Kilchof in ein Loch. Vom Spital her trug man ohne Unterlass Abgestorbene zu Sankt Elisabethen in grosse Gruben, die man – mehr darin zulegen – etliche Tag offen liess und die Leichen mit wenig Grund verdeckt.»

Die Beisetzung einzelner Körperteile

Um den Körper eines Verstorbenen dauerhaft erhalten zu können, wurden in Ägypten seit dem um 2700 vor Christus beginnenden Alten Reich das Gehirn und die Eingeweide entnommen und in speziellen Gefässen, den Kanothen, konserviert ins Grab mitgegeben. Auch in Europa präparierte man vom 13. Jahrhundert an die Leichen wichtiger Persönlichkeiten, wenn ihre Grablage weit vom Sterbeort entfernt lag. Dabei trennte man sogar einzelne Teile ab und bestattete diese oft an verschiedenen Orten. So ordnete Ritter Jakob von Anniviers am 4. November 1284 in seinem Testament an, sein von den Knochen abgetrenntes Fleisch sei in der Heimatkirche und die Gebeine je zur Hälfte in der savoyischen Abtei Hauterête und im Kloster Maigrange bei Freiburg im Üechtland zu beerdigen. War das zu aufwendig, begnügte man sich mit den als die edelsten Teile des Körpers geltenden Knochen. Ab dem 14. Jahrhundert und bis auf den heutigen Tag nahm dann das Herz als angenommener Sitz der Lebenskraft und des Gefühls diesen Platz ein. So werden die Herzen der Habsburger bis ins letzte Jahrhundert hinein in der Herzkammer der Wiener Augustinerkirche verwahrt, während ihre Körper seit Kaiser Ferdinand III. in der dortigen Kapuzinergruft und ihre inneren Organe im Stephansdom ruhen. Das Herz Zitas, der letzten Kaiserin, wurde allerdings 1989 im schweizerischen Kloster Muri, der alten Familiengrablage, dasjenige ihres Sohnes Otto im ungarischen Benediktinerkloster Pannonhalma beigesetzt.

Als Kaspar Stockalpers drittältester Sohn Franz Michael am 25. Mai 1667 im fernen Lyon erst 18jährig verstarb, wurde er, wohl als erster Walliser, obduziert. In acht Punkten beschrieben die Doktoren Calconet, Garnier und Spon eingehend die untersuchten Organe, ohne zu einer zusammenfassenden Diagnose zu gelangen. Bis vor der plötzlich einsetzenden schmerzhaften Erkrankung fehlen Hinweise auf eine gesundheitliche Störung und noch in seinem wahrscheinlich letzten Brief vom 23. April 1667 wird eine standesgemässe Prachtkleidung als die grösste Sorge des jungen Studenten angegeben. Eine auch schon in Erwägung gezogene «[...] schwere, fortge-

schrittene Lungentuberkulose [...] lässt sich unter diesen Umständen allein aus Befundbeschreibungen der Organe nicht ableiten. Wie bereits die den Kranken behandelnden Ärzte festhielten, muss man eher an eine akute Lungenentzündung denken, in deren Verlauf eine Verschleppung der Erreger über die Blutbahn zu allen anderen Organen (Sepsis) erfolgte. Das erweiterte Herz wurde von den Ärzten einbalsamiert und in einer Metallkapsel nach Brig gesandt, während der Leichnam in der Lyoner Kirche St. Pierre bestattet wurde. Der trauernde Vater liess dann das Herz seines Sohnes in eine herzförmige Bleibüchse umbetten, die der für ihn tätige Maler Mathäus Koller eigens dafür angefertigt und verziert hatte. Auf der Vorderseite ist dort in Grossbuchstaben in einem ausgewogenen Schriftbild in Latein eingraviert: «Gott dem Besten, dem Grössten! Dieses Herz des Edlen Franz Michael Stockalper vom Thurm, des Ritters vom Goldenen Sporn, wurde nach Beerdigung des Leibes in St. Peter von Lyon, hierher überführt und ruht nun zusammen mit acht seiner Brüder und Schwestern. Franz Michael zählte Anno 1667 18 Jahre. Beide Eltern waren noch am Leben.» (Übersetzung von Gabriel Imboden). Die Unterseite zeigt das grosse Adelswappen der Familie. Kaspar Stockalper liess das Bleiherz also in der Gliser Kirche bestatten und bezahlte für das beim Totenmahl verzehrte Fleisch dem Metzger Peter Isac ganze sieben Kronen, was damals dem Realwert von zwei Drittel einer Kuh entsprach. Das Herzbehältnis gelangte wahrscheinlich 1833 bei der Wiederinstandsetzung der durch die Franzosen aufgerissenen Gräber erneut in den Besitz der Stockalperfamilie.



In der Westwand der Schlosskapelle eingelassen erinnerte bis vor kurzem eine wohlgesetzte lateinische Gedenkinschrift auf einem kostbaren Muschelkalkstein an den frühverstorbenen Franz Michael. Leider wurde dieses kulturgeschichtlich wertvolle Zeugnis väterlicher Liebe bei der Umgestaltung der Kapelle in den angrenzenden Erker verbannt.

Von einer vergleichbaren Herzbestattung berichtet Johann Jakob von Riedmatten in seiner Chronik des Jahres 1707: «In Sitten verstarb am 2. Februar um 11 Uhr in der Nacht der grossmächtige Herr Peter v. Riedmatten, regie-

render Landeshauptmann. Sein Herz wurde nach Münster gebracht und daselbst beigesetzt.»

Im letzten Jahrhundert wurden grössere menschliche Körperteile wie Gliedmassen, die meist im Spital bei Operationen oder durch einen Unfall angefallen waren, rechts im Turmerdgeschoss der Gliser Kirche in einer Kiste aufbewahrt und dann vom Sigrist vor einer Beerdigung in einen fremden Sarg gelegt. Das Visper Spital liess solche Reste im Hochleistungsofen der Lonza verbrennen.

Die Kinderfriedhöfe



Werden und Vergehen der Menschen lagen wegen der hohen Neugeborenen- und Kindersterblichkeit seit der Urgeschichte bis ins 20. Jahrhundert eng beieinander. Vor allem Ansteckungskrankheiten, schlechte Hygiene und Mangelernährung hielten die Lebensdauer unse-

rer Vorfahren auf einem gleichbleibend tiefen Niveau. Genauere Angaben liegen allerdings erst ab dem Beginn unserer Zeitrechnung vor. So gibt Arthur Imhof für die Lebenserwartung eines römischen Bürgers durchschnittlich 22 Jahre an, warnt aber ausdrücklich davor, diese mit der unsrigen von etwa 84 Jahren für Frauen und 80 Jahren für Männer zu vergleichen, weil wegen der heute sehr tiefen Säuglingssterblichkeit (0,8% gegenüber noch 34% um 1800) eine Gleichsetzung dieser Daten wenig Sinn macht. Allerdings konnte die Auswertung von Altersangaben auf römischen Grabsteinen in Mainz aufzeigen, dass damals die meisten Menschen zwischen dem 20. und dem 50. Lebensjahr verstarben. Ausgrabungsbefunde auf dem mittelalterlichen Judenfriedhof von Basel ergeben ähnliche Resultate. Der Grossteil der dort beerdigten Männer erreichte kaum 40 Jahre und nur wenige konnten ihr 50. oder gar 60. Lebensjahr feiern. Auch bei Frauen verstarben die meisten vor ihrem 50. Altersjahr. Dank den neu entwickelten Antibiotika und den vorbeugenden Impfungen stieg die Lebenserwartung,



Ex voto von Zen Hohen Flühen

zumindest in den hoch entwickelten Ländern, ab den 1920er Jahren stetig an.

Wie bereits im ersten Band bemerkt, wurden verstorbene Säuglinge und Kleinkinder in der eisenzeitlichen Siedlung von Glis-Gamsen-Waldmatte nicht auf dem Friedhof, sondern im Haus selber bestattet. Als Erklärung bietet sich die Trennung von biologischer und sozialer Geburt an. Tatsächliches Menschsein ist in archaischen Gesellschaften hauptsächlich mit der sozialen und nicht mit der biologischen Geburt gekoppelt. In abgeschwächter Form und heute ohne

Konsequenz kann dies auch im Christentum beobachtet werden. Erst durch die kirchliche Taufe gehört ein Kind nämlich zur Glaubensgemeinschaft. Schon im späten 12. Jahrhundert verbot die Kirche Ungetaufte auf einem ordentlichen Friedhof zu beerdigen. In den Synodalstatuten der Diözese Sitten wurde diese Anordnung 1635 erneut bekräftigt. Bei der damaligen hohen Säuglingssterblichkeit bemühte man sich daher sehr, die Neugeborenen so rasch wie möglich zu taufen. Bei schweren Verläufen konnten diese sogar vor der Geburt im Mutterleib die Nottaufe empfangen. War der Weg zur Kirche lang oder beschwerlich, nahm man vorsichtigerweise Weihwasser mit. Da Nottaufen sehr häufig waren, verpflichtete etwa der letzte Walliser Fürstbischof, Josef Anton Blatter, die Geistlichen um 1800 zweimal jährlich von der Kanzel herunter das Volk über «die Form, Art, Weis und Manier» der Nottaufe zu unterrichten. Darüber hinaus sollten auch die Chirurgen und Hebammen über deren Spendung informiert werden. Konnte all diesen Vorkehrungen zum Trotz das Kind doch nicht getauft werden, blieb ihm ein Begräbnis auf dem Friedhof und die Aufnahme in den Himmel verwehrt. In dieser Not trug man die kleine Leiche zu speziellen Wallfahrtskirchen, wobei man hoffte, dass sie während der Wandlung ein kurzes Lebenszeichen gäbe und so getauft werden konnte. Im Wallis wurden dafür vor allem die Kapellen von Cretel bei Siders, Kühmatt im Lötschental und die der schmerzhaften Muttergottes geweihte von Zen Hohen Flühen bei Bitsch aufgesucht. Doktor Anton Kämpfen berichtet von dort: «Der Ruf, dass in ihr Wunder geschehen, geht auf undenkliche Zeiten zurück und ist so weit verbreitet, dass man da

schon Pilger gesehen hat, die aus Italien gekommen sind, die halbverweste Kinder mitbrachten [...]» Als er allerdings 1822 letztmals das Wallis besuchte, versicherte man ihm, dieser Brauch bestehe nicht mehr. Ernst Zenklusen, der Übersetzer dieser auf Französisch verfassten «Erinnerungen eines Brigers» gibt allerdings an, sein Grossvater habe ein ihm totgeborenes Kind über den Simplon nach Bitsch getragen und auch Stebler berichtet noch 1903 über diesen Brauch. Prior Siegen gibt allerdings 1938 an, solche Wallfahrten mit totgeborenen Kindern seien nun verboten und man beerdige diese nachts in einer Friedhofecke. Die kurzzeitig erfolgreich belebten und rasch getauften Kinder wurden dann im östlich angrenzenden geweihten Friedhof beerdigt.



Aufnahme in den Himmel

Starben getaufte Säuglinge, legte man diese in den Sarg des nächstfolgenden Toten. In seinen biographischen Notizen über das Jahr 1830 berichtet Lorenz Justin Ritz aus Brig, wie ein Dr. Clausen «selbst schon halb tot» seine Gattin von zwei Mädchen entbunden habe. Eines davon verstarb drei Wochen später gleichzeitig mit seinem Geburtshelfer und Ritz schreibt resigniert: «Clausen und mein Röschen wurden mitsammen und ins gleiche Grab gelegt. Er hat ihm zum Tageslicht geholfen und hat es auch wieder mit sich genommen. Gott erleuchte alle beide.»

Römische Kindersarkophage und Stelen sind bereits aus dem 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. bekannt. Auf dem Grabmal des Aurelius Victorianus in Regensburg wird unter dessen Porträt zwischen seinen Eltern vermerkt «[...] dem süssesten Sohn / der 7 Jahre und 8 Tage lebte». Bis ins Hochmittelalter blieben Kindern gewidmete Grabsteine selten und nur hochstehenden Familien vorbehalten. Als eines der frühesten Beispiele gilt das Grabmal für Königin Anna, der Gattin Rudolfs von Habsburg, und ihren Sohn im Basler Münster. Kindergrabmäler blieben laut Ariès bis ins 19. Jahrhundert rar, um dann recht häufig zu werden. In Glis zeigt eine um 1950 aufgenommene Fotografie südlich der Vorhalle ein solches mit einer Kinderfigur versehene Grabdenk-



Annelies Loretan 8.2.1935

mal. Damals entstand im östlichen Friedhofsteil E ein eigentlicher Kindergrabbezirk, der gerade von ihren früheren Gespannen häufig besucht wurde. Da in der ersten Hälfte des 20sten Jahrhunderts die Kindersterblichkeit immer noch hoch lag, war dieser Grabbezirk lange gut belegt. Die trauernden Eltern vertrösteten sich damit, ein eigenes Engelchen im Himmel als Fürbitter bei Gott zu haben. Gelegentlich hörte man auch den Ausspruch: «Es ist ihm wohl Vieles erspart geblieben». Als bleibende Erinnerung wurden diese «Ängeltini» vor ihrer Beerdigung noch einmal aufgebahrt fotografiert.

Das heutige Erscheinungsbild mit den zwei dort einsam stehenden Kindergräbern veranschaulicht recht eindrücklich die gesunkene Kindersterblichkeit. Im Gegensatz zu vielen Kinderfriedhöfen im Oberwallis, die sorgfältig weitergepflegt werden, lässt dieses weitgehend leengeräumte Areal aber auch schauernd erahnen, wie eintönig, öde und verwaorlost der ganze Gliserfriedhof in naher Zukunft aussehen wird, wenn weiterhin mit bürokratischer Unvernunft Gräber nach genau 25 Jahren ohne Platzbedarf aufgehoben und in gekieste Leerstellen verwandelt werden.

Als Kuriosum sei noch auf den wohl einzigen «Ledigenfriedhof» im Wallis hingewiesen. Wegen der steilen Hanglage ist der Friedhof von Grenchols auf zwei Ebenen angelegt. Dabei ist der untere Teil den Verheirateten, der obere aber den Ledigen vorbehalten.

Der Protestantenfriedhof

Bereits im frühen Christentum schloss man Irrgläubige und mit dem Kirchenbann Belegte von der Gemeinschaft aus und verweigerte ihnen die Beerdigung auf geweihtem Boden. Man berief sich dabei auf den Kirchenlehrer Tertulian († nach 220), der festhielt, mit Heiden zusammen zu leben sei erlaubt, nicht aber mit ihnen zusammen zu sterben. Ausserdem bezog man sich auf einen Satz Papst Leos des Grossen (440–461): «Mit wem wir [...] im Leben keine Gemeinschaft unterhalten haben, können wir auch keine im Tode haben.» Auf ihn bezog sich später selbst Luther. Auch auf dem Kirchentag zu Braga wurde 563 bestimmt, dass für Ungetaufte kirchliche Rituale nicht gefeiert werden dürften. Von einem Beerdigungsverbot ist in all diesen Texten allerdings nicht die Rede. Die Verweigerung eines Friedhofgrabes geht offenbar eher auf die Härte des Volkes zurück, das abergläubisch befürchtete, Heiden und Abtrünnige könnten die Grabesruhe der Gläubigen stören und als Wiedergänger auch den Lebenden gefährlich werden.

Durch die Reformation tat sich im Christentum gerade im Begräbniswesen eine tiefe Kluft zwischen den beiden Bekenntnissen auf. Die Katholiken glaubten weiterhin fest an die jenseitige Übergangsphase des Fegefeuers und an die Möglichkeit, diese durch Grabbesuche mit Weihwasserspender, Gebeten und speziellen Gedächtnisfeiern abkürzen zu können. Besonders Zwingli bekämpfte aber unerbittlich alle Totenrituale, weil er überzeugt war, dass ein im rechten Glauben Verstorbener bereits gerettet und das Fegefeuer als ein Betrug durch Geizhalse, Hexenmeister und Fabelprediger abzulehnen sei. Deshalb wurden die Friedhöfe radikal leergeräumt und beinahe alle Beerdigungsrituale aufgegeben. Auf Druck der Gläubigen wurde diese rigorose Haltung aber allmählich aufgeweicht und heute unterscheiden sich die Friedhöfe der beiden Glaubensrichtungen nicht mehr wesentlich voneinander. In den religionsgemischten Gemeinden des Waadtlands und im Freiburgischen legte man bereits im frühen 19. Jahrhundert sogar gemeinsame Friedhöfe an. In Assens / VD betraten die Angehörigen der beiden Konfessionen das 1822 eingeweihte Gelände allerdings noch durch verschiedene Tore. Grössere Städte richteten die wegen des raschen Bevölkerungswachstums notwendig gewordenen neuen Begräbnisfelder aber noch strikt nach den Konfessionen ein. Auch in Rom entstand, gegenüber dem heutigen Bahnhof nach Ostia und angrenzend an das im Jahre 12 v. Chr. errichtete pyramidenförmigen Grab des Cestius, ab 1738 ein heute als Sehenswürdigkeit geltender Fremdenfriedhof, der *Cimiterio acattolico*. Dort durften die Toten nur bei Nacht bestattet werden und Grabsteine waren anfänglich verboten. Hier ruhen etwa der englische Romantiker John Keats, das vor seiner Einäscherung

herausgenommene Herz Percy Bysshe Shellys, Goethes unehelicher Sohn August und Antonio Gramsci, der Mitbegründer der Kommunistischen Partei Italiens. In Zürich wurde 1877 dann der neue Zentralfriedhof im Sihlfeld eingeweiht, der erstmals unterschiedslos allen Konfessionen zur Verfügung stand.

Als in Simpelrn 1882 die durchreisende Engländerin Isabella Matilda Montgomery-Campbell verstarb, setzte man sie ausserhalb des Friedhofs in einem Gärtchen vor dem Eingang zur Kirche bei. In Glis war der südwestliche Teil des Grabbezirks B bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts für die Gräber reformierter Mitbürger reserviert. Er erstreckt sich vom Vorhallenbereich der Kirche entlang der Friedhofmauer bis zur kleinen Pforte ins Oberdorf (B36–B76). Ob deshalb hier bereits 1830 der reformierte General Le Coq beerdigt wurde, ist unklar. Erstmals ausdrücklich erwähnt wird dieser ausgeschiedene Bereich im Ehe- und Totenbuch von Glis, wo für das Jahr 1918 angegeben wird, der von Sitten herbeigerufene Pastor habe den Verstorbenen in dem für Protestanten reservierten Ort beerdigt. Ältere Gliser können sich noch erinnern, wie sie als Kinder abends um 19.00 Uhr auf der «Protestantenmauer» sassen und dem Pastor zuhörten, der am offenen Grab eine Predigt hielt.

Der Selbstmörder Friedhof

Wie bereits oben erwähnt blieb den Selbstmördern ein Grab auf dem Friedhof in aller Regel versagt. Diese wurden ausserhalb, manchmal sogar unter dem Galgen, verscharrt. Schon der griechische Philosoph Platon (427–347 v. Chr.) verweigerte ihnen ein Ehrengrab. Allerdings billigte er jenen eine gewisse Entschuldigung zu, die «[...] unter dem Druck eines über die Massen schmerzlichen unabwendbaren Unglücks [oder] unter dem Zwang einer unentrinnbaren und unerträglichen Schande Hand an sich selber legen». In Rom galt nach einem frühen Gesetz: «Unbeerdigt soll da liegen, wer Hand an sich selbst legt.» Milde urteilte auch der bedeutende Papst Nikolaus I. (858–867), wenn er in seinem berühmt gewordenen Schreiben an die zum Christentum übergetretenen Bulgaren erklärt, Selbstmörder solle man, schon weil sie Menschen gewesen seien, begraben. Um andere abzuschrecken, solle man dies aber nicht in der üblichen Weise und ohne Messfeier tun. Im Mittelalter waren diese Texte Platons und Nikolaus I. weitgehend in Vergessenheit geraten und den Selbstmördern wurde teils nach dem Gesetz, teils aber auch bloss nach Brauch nicht nur die kirchliche Beisetzung, sondern überhaupt ein Erdgrab verweigert. Hochgestellte kirchliche Würdenträger er-

laubten zwar immer wieder reguläre Bestattungen, wenn die Betroffenen geisteskrank und verwirrt gewesen waren, kurz vor ihrem Freitod die Sakramente empfangen hatten oder wenn bei Unfällen lediglich ein Verdacht auf einen Selbstmord bestand. Das Volk fürchtete sich aber vor solchen Gräbern und glaubte, diese kehrten als Untote zurück und verursachten schwere Unwetter



Ein Fall aus Basel 1512

Luzerner Chronik des Diebold Schilling

und plötzliche Todesfälle. Entgegen der obrigkeitlichen Verordnung zerte man die Leichen wieder aus den Gräbern, schlug sie in ein Fass und warf sie laut bildlichen Darstellungen und schriftlichen Akten etwa in Basel und Zürich in den Rhein und in die Limmat. Später hielten es die Reformierten genau gleich. Selbst der sonst aufgeklärte Zürcher Gelehrte Johann Caspar Lavater behauptete noch im 18. Jahrhundert, ein Selbstmörder verstosse gegen die gottgewollte Ordnung und handle also wie ein Ungläubiger.

Im Wallis wurden Selbstmörder bis ins ausgehende 18. Jahrhundert vom Henker beim Galgen begraben. So gibt derjenige von Sitten im Mailandrat 1519 an, dass sich oft Verzweifelte «erhenken, ertrenken» oder anderweitig einen freiwilligen Tod antäten und nur ihm deren Begräbnisrecht und der Lohn dafür zukäme. Dieses Recht wurde dem Kläger mit einer Entschädigung von einer Krone, einem «dicken Pfening» für jede Wegmeile und der Verköstigung am Ort zugestanden. In den von Hans Anton von Roten herausgegebenen Aufzeichnungen des Visper Pfarrers Adrian von Courten wird der Fall des Diebes Peter N. aus Eyholz angeführt, der 1794 in der Nacht vor seiner Einkerkering auf ungeklärte Weise verstarb und unter dem Galgen begraben wurde. Seine Frau wurde wegen des gleichen Vergehens enthauptet und, obwohl sie «reumütig von Herzen» war, neben ihrem Mann beerdigt. Im Gliser Pfarrarchiv ist noch die Anzeige eines Todesfalls aus dem Jahre 1924 erhalten, in der Dr. Eugen Bürcher auf eine psychische Krankheit als Suizidgrund hinweist und damit ein kirchliches Begräbnis ermöglichte.



Eine Todesfall-Anzeige

In Glis wird der kleine, durch Mauern auf ein höheres Niveau verlegte Bereich östlich des Durchgangs ins Oberdorf noch heute als Selbstmörderfriedhof bezeichnet. Seit wann und wie lange dort die durch einen Freitod Verstorbenen begraben wurden, ist nicht belegt. Jedenfalls warf man auf diese Fläche noch in der Mitte des letzten Jahrhunderts als Zeichen der Verachtung den bei der Grabpflege angefallenen Abfall. Den dort Beerdigten wurde damals auch eine Totenmesse verweigert. Sie wurden lediglich vor der Kirche abgesetzt, wo der Geistliche einige Gebete sprach. Heute wird dieser erhöhte Rasenplatz durch eine 1982 von Hans Loretan gearbeitete, nach vorwärts schreitende Granitfigur des Hl. Bruder Klaus und einen Rosenstrauch belebt, während im Hintergrund eine Tafel an die im Ersten Weltkrieg verstorbenen Soldaten erinnert.



**Der Hl. Bruder Klaus
von Hans Loretan**

Die Feuerbestattung

Die Geschichte der Einäscherung Verstorbenen und der Beisetzung ihrer Asche kann sich gerade in unserem Kanton auf eine uralte Tradition berufen. Deren wechselreicher Verlauf wird im einleitenden Kapitel des ersten Bandes eingehend beschrieben. Er reicht von der um 8500 v. Chr. nachgewiesenen Brandbestattung in Evionaz bis zum römischen Urnenfriedhof der Eisenzeit-

siedlung von Glis-Gamsen-Waldmatte in der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. Mit der Ausbreitung des Christentums verschwand die Leichenverbrennung weitgehend, wurde tabuisiert und von der römischen Kirche sogar ausdrücklich verboten. Dabei spielte der Glaube an eine leibliche Auferstehung und der Reliquienkult eine ebenso zentrale Rolle wie die bewusste Abgrenzung gegenüber den bisherigen heidnischen Gebräuchen.

Die von der Aufklärung geforderte Trennung von Kirche und Staat, die zunehmende Raumnot auf den Friedhöfen, die Forderung nach mehr Hygiene und die Begeisterung für die Antike liess im ausgehenden 18. Jahrhundert die Idee der Leichenverbrennung von neuem erwachen. So verfügte etwa der aufgeklärte Preussenkönig Friedrich der Grosse 1741 seine Einäscherung und die Beisetzung in einer Urne, widerrief diese Bestimmung aber später. Auch die demonstrativ geplante und spektakulär inszenierte Verbrennung der Leiche des englischen Dichters Percy Bysshe Shelley am Strand von Viareggio 1822 fand keine Nachfolge. Die Wiedereinführung der Feuerbestattung setzte sich erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem in grösseren Städten und nur allmählich durch.

Heftigster Widerstand erwuchs der Feuerbestattung vorab von Seiten des konservativen Bürgertums, das darin einen Verrat an der mehr als tausendjährigen christlichen Tradition und eine pietätlose Technisierung des Umgangs mit den Verstorbenen sah. Vor allem die katholische Kirche machte geltend, dass zur Auferstehung ein unversehrter Körper gehöre und erliess 1886 ein generelles Kremationsverbot für ihre Gläubigen, das erst 1963 während des Zweiten Vatikanischen Konzils aufgehoben wurde. In Deutschland nahm man 1878 in Gotha das erste Krematorium in Betrieb und bereits 1889 in der Schweiz dasjenige auf dem Zürcher Zentralfriedhof Sihlfeld, das aber noch 1905 bei lediglich zehn Prozent der Todesfälle benutzt wurde. In der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts verdrängte die Einäscherung in den grösseren Schweizer Städten weitgehend die Erdbestattung, deren Prozentanteil von etwa fünfzig um 1980 auf nur mehr zehn um 2000 sank.

Auch im Wallis nahmen die Urnenbeisetzungen rapide zu. So sollen 2006 in Siders die beiden Bestattungsarten beinahe gleich häufig gewesen sein. Leider sind für Glis keine genauen Zahlenangaben möglich, da Urnenbeisetzungen in den Pfarrbüchern nicht immer eigens vermerkt und auch in den Todesanzeigen oft nicht angegeben werden. Nach Auskunft von Pfarrer Bregy betrug der Anteil der Urnenbeisetzungen im letzten Jahr etwa 80 Prozent. Ausserdem werden nach wie vor viele Urnen nicht in der dafür vorgesehenen Anlage des 1981 angelegten Friedhofbereichs H, sondern in einem gewöhn-



***Aufbahrung der Urne von
Edzard Schaper***

lichen Grab beigesetzt. Dieses in Glis und in Brig errichtete Mauergerüst erinnert mit seinen auf knappstem Raum beschränkten Nischenplätzen, wie schon der umfassend gebildete Historiker Jean Rudolph von Salis beklagte: «[...] an die Gepäckaufbewahrung in einem Bahnhof». Eines der frühesten Beispiele für eine Urnenbeisetzung in einem traditionell gestalteten Grab ist dasjenige von Edzard Schaper (Grab A40). Die seit kurzem angebotenen Urnenkleingräber ermöglichen eine etwas persönlichere Grabgestaltung.

Abschliessend sei noch die hin und wieder durch Verstorbene gewünschte Verstreuerung der Asche an besonders geliebten Orten in der Natur erwähnt, eine «Bestattungs»-Zeremonie, die schon 1934 beim Tyndalldenkmal oberhalb des *Hotels Belalp* auf Anordnung einer Engländerin stattfand. Diese radikalste Abwendung vom bisherigen Gedenkbrauch wird wie die etwas gemässigtere Beisetzung «im engsten Familienkreis» von vielen gut Bekannten der Verstorbenen, denen damit ein tröstliches Abschiednehmen und ein Gedenken auf dem Friedhof verwehrt bleibt, zu Recht beklagt.

Der Kapuzinerfriedhof

Wie im ersten Band dieser Arbeit vermerkt, setzte man bis 1733 die verstorbenen Ursuliner Klosterfrauen und bis 1804 die am Kollegium wirkenden Jesuiten im Kirchenschiff bei. Die am Oberwalliser Kreisspital tätigen und dort verstorbenen Baldeggerschwestern bestattete man in Reihengräbern unmittelbar links des grossen Marientores im Grabbezirk A. Diese Gräber sind schon vor langem aufgehoben worden.

Der Friedhof der Kapuzinergemeinschaft nördlich der Klosterkirche wurde 1964 / 1965 durch den Architekten Amédée Cachin (Grab A19) auf Anregungen des damaligen Superiors Pater Firmin Felder neu gestaltet. Auf dem die

Grabstätten im Osten überragenden granierten Taukreuz, dem Symbol des Ordens, ist zentral eine Bronzeplastik des Gnadenstuhls von Josef Nauer angebracht, ein altes Bildmotiv, bei dem der gekreuzigte Christus vom sitzenden Gottvater im Schoss gehalten wird. Die filigranen



Der Kapuzinerfriedhof

schmiedeeisernen Grabkreuze schuf der Vitznauer Kunstschlosser Walter Bünter nach Skizzen von Professor Dr. Adolf Hüppi, der dazu bemerkte: «Man muss lernen, wie im Verhältnis der Teile zu einander und zum Ganzen Spannung liegen kann: Proportion ist das Grundelement der Schönheit. Wer aber religiös betrachten und meditieren will, soll wissen, dass ein wirklich fruchtbares Meditieren sich eher um abstrakte Formen entfalten kann, und an diesen eisernen Denkzeichen ist alles abstrakt, die Blume, die Blüten, die Blätter und Zweige und die Sterne. Aber wer fromm betrachten will, warum soll man hier, vor diesen Sinnzeichen, nicht nachdenken können über das Kreuz der Erlösung im Dornenkranz, des Schmerzes im Weltall, im Sternenkreis, der schöpferischen Kraft im Ring unseres begrenzten Lebens. Der Unterschied unserer Zeichen ist nicht auf den Charakter oder die Bedeutung der einzelnen Schläfer dieser Totenstätte abgestimmt. Keines ist als Auszeichnung gedacht, oder sie sind es alle auf die gleiche Weise, wie Blumen auf einer Wiese.» Sehr ähnliche Friedhofsgestaltungen wurden durch die Kapuziner auch in Schüpfheim und Schwyz, durch die St. Anna-Schwester in Luzern (Friedental) sowie durch das Kloster in Baldegg realisiert.

Bibliographie: Stumpf 1548; Hoppeler 1905; Imesch 1930; Von Roten Hans Anton 1935, 1979 und 1991; Arnold Peter 1953; Siegen 1959; Potocki 1961; Ritz 1961; Carlen Louis 1963; Felder und Hüppi 1965; Hüppi 1968; Zenklusen Ernst 1970; Jossen Erwin 1972 und 2000; Anderegg 1973 und 1979; Ruppen 1979 und 1991; Ohler 1990; Imhof 1991; Loretan 1991 und 2011; Illi 1992; Descoedres 1995; Guntern 1995; Imboden Gabriel 1996; Germer 1997; Fischer 2003 und 2009; Knauf 2003; Riva 2003; Sörries 2003 und 2009; Jossen Peter 2004; Aries 2005; Dux 2005; Hintzen-Bohlen 2005; Matos-Wasem 2006; Nooteboom 2006; Matt 2010; Ribeiro 2010; Jöckle 2011; Aeple 2012; Heinzmann ohne Jahr. PM Alex Agten, Gaby Armangau, Alois Bregy, Rolf Escher, Paul Heldner, Eduard Imhof, Gilberte Imhof-Amherd, Sr. Ines-Maria Nanzer, Alois Zurbriggen.



Sagenhaftes Ende

Auch der zweite Teil dieser Geschichte soll mit Sagen ausklingen. Nach Anton Gattlen wurde im Volksglauben das Weiterleben der Toten im Hause, in bestimmten Gegenden oder in den Gräbern des Friedhofs als wahr empfunden. Aus dieser Annahme entwickelte sich dann wohl auch die Vorstellung eines Totenreiches, etwa auf dem Friedhof, in der Luft (Gratzug) oder in alpinen Gegenden wie dem Wallis in den eisigen Gletschern. Dabei werden diese Aufenthalte der Verstorbenen gemäss unseres katholischen Glaubens lediglich als eine Übergangszeit (Fegefeuer) zur ewigen Herrlichkeit des Himmels angesehen.

Die erste Sage erinnert an die oben erwähnte Galgen-Kapelle zwischen Glis und Gamsen. Sie erschien bereits 1872 als Nr. 16 unter dem Titel *Die Erscheinung nach dem Tode* in den von Moriz Tscheinen herausgegebenen *Walliser Sagen*. 1995 gab der langjährige Kantonsrichter und Schriftsteller Dr. jur. Wilhelm Ebener eine zeitgemässe Neufassung in seinem von sieben Walliser Künstlern reich illustrierten Sagenband heraus. In ihr wird bereits im nun geänderten Titel «Die beiden Schächer» an die Geschichte der mit Christus gekreuzigten Verbrecher angeknüpft. Bekanntlich wird dort der reumütige rechte Schächer «noch heute mit mir im Himmelreich» sein, der uneinsichtige linke aber in die Hölle fahren.

Die beiden Schächer

Zu den «breiten Wegen», eine Viertelstunde unterhalb Glis gegen den Rhonestrom zu, stand ehemals eine Kapelle, ein bescheidenes, weissgetünchtes Bethaus mit einem Kreuz über dem Altar als einzigem Schmuck. [...] Den Kapelleneingang überschattete ein von zwei schmucklosen Säulen getragenes Vordach, das die Steinbank neben der Tür vor Regen und Sonnenhitze schirmte, so dass es sich dort gut sitzen liess. Aber nur selten verweilte jemand auf dieser Bank, denn der Blick talabwärts fiel auf einen nur ein paar Steinwürfe entfernten Hügel, der das «Hochgericht», den Galgen, trug. Die Kapelle war die letzte Station für grosse und kleine Sünder, die auf ihrem letzten, schweren Gang dort einkehren durften, wenn die gestrengen Richter in Brig auf Tod erkannt hatten, wozu es bis und auch noch nach der Französischen Revolution nicht immer viel brauchte. [...]

Wieder einmal hatte der Kaplan von Glis zwei armen Sündern die Beichte abgenommen. [...] Ja, bei dem einen durfte er annehmen, die Tat sei ihm ehrlich leid, aber bei dem andern? Glich dieser nicht dem Schächer zur Linken, der, obwohl selbst am Marterholz, den gekreuzigten Heiland verspottet hatte? Der Priester wurde darüber so traurig, dass ihm eine Weile die Worte ausblieben. Warum – so befragte sein Blick das Kreuz über dem Altar – verharret der Schächer zu deiner Linken in Bosheit, während sein Kumpan die Gnade nicht zurückweist, die im Erlöserblut für ihn und alle fliesst? Diese Frage bewegte ihn so sehr, dass er sich nicht Rechenschaft gab, wie vermessen seine

Bitte an die beiden war, sie möchten ihm, wenn ihnen dies möglich sei, nach ihrem Tod ein Zeichen tun, wie es ihnen ergangen sei. Er werde für jeden eine Messe lesen und dabei das Zeichen erwarten. Sie versprachen es. – Wie er dann am Tage nach der Hinrichtung die Kapelle betrat und für den, der zuerst aufgeknüpft worden war, die Messe beginnen wollte, war die Wand leer. Das Kreuz lag neben dem Kelch auf dem Altar. Das ist ein gutes Zeichen, du hast einen gnädigen Richter gefunden, jubelte es im Herzen des Kaplans, und es war ihm, als hätte er noch nie so leicht und inbrünstig gebetet. Es konnte gar nicht anders sein, auch dem zweiten war es bestimmt gut ergangen. – Umso grösser war der Schrecken, der den Kaplan andern-tags beinahe erstarren liess. Schon von weitem entdeckte er neben der



Kohlezeichnung Willi Dreesen

Säule links eine hässliche Kröte, die ihn, als er näher kam, feindselig anglotzte. «Mein armer Bruder, kann dir keine Messe mehr helfen, kann ich nichts mehr für dich tun?», rief er traurig. Die Kröte blähte sich auf, wurde, wie dem Erschrockenen schien, gross wie ein Schweinskopf und tat dann einen gewaltigen Satz, dass er entsetzt zurückwich. Der Angriff galt jedoch nicht ihm. Das scheussliche Tier sprang über den Weg hinüber in einen Tümpel, dass das schmutzige Wasser, hoch aufspritzend, über ihm zusammenschlug. – Sobald er sich etwas gefasst hatte, trat der Kaplan an die Stufen des Altars und las

die Messe gleichwohl. Richte nicht! ermahnte er sich. Gott lässt sich nicht in die Karten sehen. Wahrscheinlich war es doch nur eine Kröte, dachte der Priester weiter und betete umso inniger.

Die folgenden Sagen spielen sich nun auf dem heutigen Friedhof von Glis ab. In der ersten erzählt wiederum Wilhelm Ebener wohl eine von ihm selbst erdachte schaurige Geschichte aus der Pestzeit. In ihr zeigt sich exemplarisch das Bemühen vieler Sagenerzähler, ihre Leser vor Untugenden zu warnen und vor deren Folgen zu bewahren. Auch die Erlösung von der unweigerlich im Jenseits folgenden Strafe durch mutiges Ansprechen des geplagten Geistes und Gewährung ihrer meist aus Gebeten und Almosen bestehenden Bitte ist für sehr viele ähnliche Armenseelengeschichten typisch.

Der Küster von Glis

Vor Zeiten verrichtete ein schon älterer, unbeweibter Mann die Arbeiten des Küsters in dem herrlichen Gotteshaus «Unserer Lieben Frau auf dem Glisacker». Er hatte die Jahre nicht gezählt, die er dort schon zugebracht; denn er betrachtete seinen Dienst als ein ihm von Gott anvertrautes, heiliges Amt. [...] Er murrte nie, wenn die Pilger in hellen Scharen aus den hintersten Tälern des Oberwallis anwallfahrteten, was für den Sakristan nachher viel zu scheuern, zu fegen und reinzumachen gab. Das ganze Oberwallis hatte ja zum Bau der Wallfahrtskirche beigetragen. «Viele Pilger, viele Opferspenden!», sagte der Küster und freute sich; denn es gab in dem weiträumigen Gotteshaus immer allerhand auszubessern und neu anzuschaffen, was nur durch die Opferspenden möglich wurde. Das Dorf Glis war klein. Die Hütten und Häuschen sahen bescheiden, ja armselig aus, ganz im Gegensatz zu den hablichen, zum Teil burgähnlichen Bürgerhäusern des nahe gelegenen «reichen Brig». [...] Wenn der Küster nach langem Tagewerk, das mit der Frühmesse begann, abends an einem der kleinen, eng nebeneinander liegenden Stubenfester sass, die auf den Friedhof hinausgingen, glitt der Rosenkranz lange durch die schon merklich steif gewordenen Finger. Er hatte von denen, die auf dem Gottesacker ruhten, viele gekannt: gute und weniger gute, arge Streithähne und friedfertige, fromme Leute. Er fühlte, wie ihn etwas mit den Abgeschiedenen verband, und ahnte, wenn bald wieder jemand sterben musste. Er wusste nicht, was es war, es war etwas wie ein sechster Sinn. Deshalb pflegten die Leute von ihm zu sagen, er könne mehr als Brot essen. Wenn er mit dem Pfarrer nach der Frühmesse die Tagesarbeit besprach und wie beiläufig sagte, dieser oder jener Kranke und Bresthafte sehne sich vielleicht nach einem baldigen Besuch des Kilchherrn, dann nahm dieser meistens noch am

gleichen Vormittag Krankenöl und Sakrament, den Kranken zur letzten, grossen Reise zu versehen. Und sehr oft folgte der Tod dem Pfarrer sozusagen auf dem Fuss.

Oft holte der Küster aus der Wiese hinter seiner Behausung einen Strauss Feldblumen und legte die leuchtenden Blüten bald hier, bald dort auf ein verlassenes Grab – aber an der Kirchhofmauer war eines, das sich nicht schliessen wollte. Der Totengräber kümmerte sich nicht darum. Der Küster schaufelte es deshalb immer wieder zu. Doch anderntags war der Spalt in der Mitte wieder offen. Der Küster wusste, wer dort in der fünf Fuss tiefen Gruft keine Ruhe zu finden schien. Die Lebende war die Tochter eines Ballenteilers aus Brig gewesen, ein hübsches, lebenslustiges Ding, das an Hoffart und Schmuck, schöne Kleider, Liebschaften und Tanz viel Geld verschwendet hatte. [...] Das verwöhnte einzige Kind eines der zwei Ballenteiler hatte seine Tage wie ein schillernder Sommervogel mit Tändeleien, Besuchen und unnützem Tun verbracht, hatte gelacht, wenn seine Liebhaber in Eifersucht entbrannten, bis einmal nach einer wilden Tanzerei einer den Nebenbuhler im Streit erschlug. [...] Kurze Zeit darauf schwang der Schwarze Tod wieder einmal seine Sense vom Südland über das Tal des Rottens und mähte besonders die Jungen, die von keinem früheren Pestzug her Abwehrkräfte im Blut hatten, unbarmherzig in die Grube. Auch der schönen Tochter des Ballenteilers schlug er seine Beulen ins hübsche Antlitz, dass sie entsetzt aufschrie, als sie sich im Spiegel betrachtete. Das mochte ihr das Sterben etwas erleichtert haben; denn von hässlichen Narben im Gesicht entsetzt, mochte sie nicht weiterleben.

Der Küster sprach mit dem Pfarrer. Dieser überlegte kurz und sagte: «Komm diese Nacht mit Grab-



Kohlezeichnung Daniel Salzmann

zum Grab. Warte, bis nirgends mehr ein Lichtlein blinkt. Der Totengräber soll nicht mitkommen, damit er nichts ausplappert.» Als der Küster die Schaufel ansetzte, öffnete sich der Grabhügel wie von selbst. Die beiden Männer prallten entsetzt zurück. Im Schein der Fackel erblickten sie am Grunde der Gruft eine grosse, weisse Schlange, die den Kopf nach Art hoffärtiger Mädchen hin und her drehte. «Wer bist du? Was fehlt dir?», brachte der Pfarrer endlich mühsam hervor. «Wer ich war, das wisst ihr. Was mir fehlt? Gebet und Almosen für das Geld, das ich verschwendete, statt es den Armen, Hungernden zu geben». Dann zerfiel die Schlange in Staub und Asche, das Grab schloss sich und öffnete sich nie wieder, da weder Pfarrer noch Küster die zu Pein geschlagene Seele an Gebet und Almosen darben liessen.

Über den noch lange nach seinem Tod in Glis und sogar im ganzen Oberwallis verehrten Kaplan Alois Schlunz (1803–1882) habe ich bereits im ersten Band berichtet (S. 62 / 3). Besonders gefragt war seine aussergewöhnliche Fähigkeit, böse Geister zu bannen und arme Seelen zu erlösen. Davon berichtet etwa Hans Anton von Roten in der folgenden Erzählung:

Kaplan Schlunz erlöst eine arme Seele

Am späten Abend, ja noch zur Mitternachtszeit pflegte Herr Schlunz auf dem Friedhof von Glis zu beten. Als einmal eine neugierige Person bemerkte, dass Herr Schlunz spät in der Nacht das Kaplaneihaus verlassen hatte, spähte sie ihm nach und fand ihn im Gebet auf dem nahen Friedhof. Kaplan Schlunz aber erblickte sie und verbat sich alles Nachspionieren. Eines Abends hatte er wieder lange auf den Gräbern der Verstorbenen gebetet und dabei besonders der verlassensten Seelen gedacht, deren Asche auf dem Gliser Friedhof ruhte. Als er am folgenden Morgen nach der Messe aus der Kirche trat, soll er ein altes verrunzeltes Mütterchen getroffen haben, das ganz altväterisch gekleidet war und ein niederes Hütchen und rote Ohrenlappen trug. Diese dankte ihm und sagte: «Ich bin in meinem Leben die Küherin des Landeshauptmanns Wegener gewesen, durch Euer Gebet bin ich diese Nacht erlöst worden.» Warum sie so lange büssen musste, hat Herr Schlunz für schicklich befunden, niemand mitzuteilen.

Der um unser Sagengut verdiente J. Jegerlehner berichtet von einer schaurig wilden Teufelsjagd, die auf unserem Friedhof endete:

Der Hufschmied von Ergisch

Hinter dem Wald von Ergisch wohnte ein Hufschmied mit seiner Familie. Als er einst eine Arbeit verrichtete, die sehr eilte, stand ihm die Tochter etwas im Wege, weshalb er zornig wurde, zu fluchen anfang und ausrief: «Ich wollte, der Teufel trüge dich über alle Gräte fort!»

Als er zu Mittag ass, war die Tochter fort, er wusste nicht, wohin sie gekommen war. Bald darauf hielt ein Herr vor der Schmiede an und forderte ihn auf, sein Pferd zu beschlagen. Dann entfernte er sich für eine Zeit und der Schmied legte dem Pferde die Eisen auf. Als er das vierte Eisen drauf setzte, fing das Pferd an zu reden: «Vater, schlagt nicht so fest, Ihr schlagt in Euer eigenes Fleisch und Blut!» Der Vater hatte den Mut, das vierte Eisen auch noch fest zu machen. Da fuhr das Pferd fort: «Ich bin Eure Tochter und muss jetzt über 99 Friedhöfe jagen, und komme ich über alle weg, so bin ich erlöst, sonst muss ich noch sieben Jahre lang ein Pferd bleiben!» Als das vierte Eisen festgehämmert war, flog das schwarze Pferd davon wie eine schwarze Wolke.

Da kam der Herr und fragte den Schmied, ob er das Pferd beschlagen habe und wo es sei. Als er vernahm, dass es schon davon gestoben sei, wurde er zornig, warf das Geld auf den Amboss, so dass Flammen aufschossen, verwandelte sich in ein Pferd und jagte davon. Auf dem 99. Friedhof – und das war der Gottesacker von Glis – erreichte er das schwarze Pferd und erwischte es noch knapp am Schweife, so dass ein Büschel Haare in seinen Händen zurückblieb. Das Pferd aber entwischte, und die Tochter des Schmiedes war gerettet.

Auf dem Friedhof zu Glis, rechter Hand, wenn man hereintritt, ist eine grosse Platte, auf der die vier Pferdehufe eingezeichnet sind.

Eine eher den Anekdoten zuzurechnende Geschichte findet sich in Josef Gunterns umfassender Sagensammlung unter der Nummer 1189. Der 74-jährige Gliser Josef Volken erzählt dort:

Die Mutter straft

Der Heldner-Moritz war ein richtiger Tunichtgut (us fertigs Blagg). Er nahm aus dem Beinhaus auf dem Friedhof Totenköpfe heraus und legte sie dem Pfarrer vor die Türe. Das waren so Narrenstücke.

Seiner Mutter wollte er das Kreuz vom Grab wegnehmen, weil sie so ein Blagg wie ihn am Leben gelassen habe. So plagierte er in der Wirtschaft, als er aus Amerika zurückgekommen war. Ich und der Schneller-Charly schauten ihm zu, wie er durch die kleine Eisentüre auf den Friedhof ging.

Er kam lange nicht zurück. Als er aber zurück war, rühmte er sich nicht mehr. Er habe von der Mutter einen solchen «Schmutz» um die Ohren erhalten, dass es ihm vergangen sei. Er erzählte es selbst und log sicher nicht. So wie er das Kreuz habe ergreifen wollen, habe er eine gottlose Ohrfeige (u gottlosi Chleipa) erhalten.

Vorher hatte er schon ein wenig getrunken, aber nachher war er trocken nüchtern.

Wohl zu demselben Genre gehört eine Erlebniserzählung, die mir Dr. med. Erwin Willa berichtete:

Der verärgerte Tote

Auf einem nächtlichen Krankenbesuch im Oberdorf musste ich den Weg über den Friedhof nehmen. Bereits auf dem Hinweg hörte ich dort Geräusche, die tönnten, als ob jemand einen Stein bearbeiten würde. Auf dem Rückweg ging ich diesen nach und sah eine Gestalt, die den Grabstein bearbeitete. Auf meine Frage nach seinem Tun klagte mir die arme Seele: «Nun ärgere ich mich schon drei Jahre lang in meinem Grab wegen dem falsch geschriebenen Namen. Ich hiess Moritz mit t und nicht Moriz. Dieses t meissle ich nun endlich nach.»

Bibliographie: Jegerlehner 1913; von Roten Hans-Anton 1947; Gattlen 1948; Guntern 1978; Ebener 1995. PM Erwin Willa.

Statt eines Nachworts

Erich Fried

Gründe

Weil das alles nicht hilft Weil ich das lieber
Sie tun ja doch was sie wollen Berufeneren überlasse

Weil ich mir nicht nochmals Weil man nie weiss
die Finger verbrennen will wie einem das schaden kann

Weil man nur lachen wird;
Auf dich haben sie gewartet Weil sich die Mühe nicht lohnt
weil sie alle das gar nicht wert sind

Und warum immer ich? Das sind Todesursachen
Keiner wird es mir danken zu schreiben auf unsere Gräber

Weil da niemand mehr durchsieht die nicht mehr gegraben werden
Sondern höchstens noch kaputt geht wenn das die Ursachen sind

Weil jedes Schlechte
Vielleicht auch sein Gutes hat

Weil es Sache des Standpunktes ist
und überhaupt wem soll man glauben?

Weil auch bei den anderen nur
mit Wasser gekocht wird



Medaillon von J. A. Theolett, 1689

Bibliographie

Quellen

- Antonietti, Thomas *Brief über das Grabkreuz Elsig*, beim Autor.
 Archiv des Klosters St. Ursula in Brig Annalen 1877–1900.
- Armangau, Ephrem *Die Geschichte der Familie Armangau von Glis*, mit einer umfangreichen Foto- und Zeitungsartikeldokumentation, 2010, beim Autor.
- Dellberg, Karl *Charles Dellberg Autobiographie* undatiert, bei Carlo Dellberg, Brig.
- Cachin, Amédée *Unterlagen Renovation Fernanda von Stockalper-Haus 1961–1976 und Planinventar 1966–1993*, Staatsarchiv Sitten.
- Carlen, Albert
- *Kunstgeschichtliches und Diverses. Gräber Glis*, Fond Albert Carlen, Schachtel 14, Nr. 9, Staatsarchiv Sitten.
 - *Laudatio auf Ludwig Werlen vom 14. Okt. 1978*, Fond Albert Carlen, Schachtel 12, Nr. 5, Staatsarchiv Sitten.
 - *Laudatio auf Pfarrer Alfred Werner, Glis zur Ehrenburgerfeier*, 21.VI.1984, Fond Albert Carlen, Schachtel 12, Nr. 4, Staatsarchiv Sitten.
- Heldner, Paul
- *Massengrab im Beinhaus (Glis) v. 1994*, Heft H32, S. 56, Archiv P. Heldner.
 - *Mehrere schriftliche Unterlagen über die Gliser Glocken*, beim Autor.
- Joller, Franz *Liste der Gliser Glocken*, J 15, Archiv des Geschichtsforschenden Vereins, Brig.
- Jost, Markus *Auskunft über Ausleihe von Büchern Schapers durch die Mediathek*, beim Autor.
- Kronig, Rudolf *Brief über Joseph und Ludwina Kronig-Heldner*, beim Autor.
- Kuhn, Peter *Brief über den Schnurbaum Sophora japonica «Pendula»*, beim Autor.
- Loretan, Esther *Brief über die Grabmäler von Hans Loretan in Glis*, beim Autor.
- Nanzer, Meinrad *Schwarzes Gewölk um den goldenen Gliserhahn zum 325. Jubiläum und Über Fusionen meine Vision*, undatierte, maschinengeschriebene Flugblätter, beim Autor.
- Pfammatter, Walter *Tagebuch 1904–1978*, bei Peter Pfammatter, Leuk-Stadt.
- Pfarrarchiv Glis
- *Geburts-, Ehe- und Totenregister von 1624–1869*, abgeschrieben von Kaplan Alois Schlunz.
 - *Catalogus Mortuorum*, 24. April 1829–1. Januar 1876.
 - *Ehe- und Totenbuch Glis 1876–1916*.
 - *Rechnungen [...] für Erneuerung des Beinhauses [...] und des Hl. Grabes 1835*, PGJ 240 und 241.
 - *Rechnung [...] für die Reparatur der Hl. Joseph's Kapelle in Glis 1894*, PGJ 242.
- Rüetschi, Glockengiesserei Aarau *Zwei Briefe vom September 1962 an Prof. Dr. Alfred Schmid und die Gemeindeverwaltung von Glis*, beim Autor.
- Ruppen, Walther *Unveröffentlichte Texte zum geplanten KDM-Band IV Bezirk Brig*, bei KDM-Redaktorin Carmela Kuonen Ackermann, Brig vor 2003.
- Schaper, Edzard *Kondolenzbrief vom 23. Januar 1979 an die Familie Nessier in Münster*, bei Anna Lagger-Nessier, Glis-Brig.
- Schöpfer Pfaffen, Marie-Claude *Vortrag an der GV des Geschichtsforschenden Vereins Oberwallis, Steg 2.10.2010*, bei der Autorin.
- Schwery, Nadia *Aus dem Leben unseres Grossvaters Otto Schwery*, Skript 2001, beim Autor.
- Stockalperarchiv Brig, Fernanda von Stockalper-Stiftung *Briefverkehr mit Sachsen 1830–39, P a-f*.
- Von Stockalper, Peter Marie *Notizen über das Haus Simplonstr. 39, um 1900*, Abschrift beim Verfasser.
- Walter, Matthias *Mitteilungen über die Glockengiesser Zender von Bern*, beim Autor.
- Wick, Emil *Notizen und Zeichnungen für Sigismund Furrer 1864–67*, Universitätsbibliothek Basel.
- Wirthner, Rosmarie *Interview in Imboden Rea, Ezard Schaper und die Schweiz*, Bern 1998.

Zumofen, Bruno und Kurt Eugen Loretan 1830–1909 *Briefwechsel mit der Familie*, Abschrift 2009/10, bei Bruno Zumofen, Brig.

Literatur

- Abgottspon, Franziskus *Jolanda Reznan Gedichte und Geschichten*, Brig, Zürich 2005.
- Aeple, Natalia u.a. *Gesundheitswesen Schweiz*, Basel 2012.
- Althammer, Fritz *Friedhofsentwicklung in Frankfurt/Main in Wie die Alten den Tod gebildet*, Mainz 1979.
- Anderegg, Klaus
- *Walliser Votivbilder*, Martinach 1973.
 - *Durch der Heiligen Gnad und Hilf*, Basel 1979.
- Andereggen, Paul P. *Victor Cathrein, S. J. (1845–1931) in 300 Jahre Kollegium Brig*, Visp 1963.
- Andree, Richard *Die Taufe totgeborener Kinder in Zeitschrift der Vereinigung für Volkskunde*, Braunschweig 1904.
- Anonym
- *Constitutiones, et Decreta Synodalia Dioecesis Sedunensis M.DC.XXVI.*, Fribourg 1635.
 - *Urkunden zur Geschichte des Oberwallis*, Anhang zu *Rätische Urkunden aus dem Centralarchiv des fürstlichen Hauses Thurn und Taxis in Regensburg in Quellen zur Schweizer Geschichte Band X*, Basel 1891.
 - *Le Monument d' un oublié in Patrie suisse*, 10, 1903.
 - *Über das Denkmal des Generals Lecoque in Briger Anzeiger*, 28. März, 1903.
 - *Die Osterlammsbruderschaft in Brig Geschichtliche Notizen*, Brig 1913.
 - *Artikel über Dr. B. Tschieder in Gazette du Valais 1915*, Nr. 7/23/37.
 - *Die Geschichte eines Grabdenkmals in Briger Anzeiger*, 30.7.1934.
 - *Oberwalliser Bezirks- und Gemeinde-Buch 1946/1949*, Naters-Brig 1949.
 - *75 Jahre Türkenbund Brig 1903-1978*, Brig 1978.
- Antonietti, Thomas
- *Bauern Bergführer Hoteliers*, Baden 2000.
- Ariès, Philippe
- *Bilder zur Geschichte des Todes*, München 1984.
 - *Geschichte des Todes*, München 1980, Taschenbuch 2005.
- Arnold, Ludwig *Von Krankheit, Arztbesuchen und anderer Hilfe in WJB 1968*.
- Arnold, Peter
- *Kaspar Jodok Stockalper vom Thurm I. Band*, Brig 1953.
 - *Riederalp*, Visp 1974.
 - *Walliser Galerie, Dr. Bernhard Tschieder, Dr. Eugen Bürcher*, in *WJB 1976*.
 - *Walliser Galerie, Dr. Otto Bayard in WJB 1977*.
 - *Die Präsidenten des Verwaltungsrates in Oberwalliser Kreisspital Brig 70 jähig und neu gebaut*, Brig 1978.
 - *Bundesrat Joseph Escher*, Brig 1982.
- Baedeker, Karl *Die Schweiz*, Leipzig 1901.
- Bartman, Franz *Zur Geschichte der Todesanzeige in Wie die Alten den Tod gebildet*, Mainz 1979.
- Bielander, Josef
- *Brig vor 100 Jahren in WJB 1942*.
 - *Eine Rechtsordnung der alten Burgschaft Brig in BWG, IX. Band – IV. Jahrgang, 1943*.
- Bellwald, Otto *Ein Kurzportrait der Firma Dulio & Cerutti in WB und WVF 5.12.1983*.
- Biffiger, Steffan
- *Ludwig Werlen Ausstellungskatalog*, Visp 1978.
 - *Ludwig Werlen Das Werk*, Brig 1978.
 - *Ludwig Werlen*, Brig 1984.
- Borromeo, Carlo *Zwei Briefe an den Kardinal von Piacenza, 30. September 1570 in Die Nuntiatur von Giovanni Francesco Bonhomini, Documente, 1. Band*, Solothurn 1906.
- Borter, Leopold
- *Das Kollegium «Spiritus Sanctus» als Staatsgymnasium 1848 bis heute in 300 Jahre Kollegium Brig*, Visp 1963.

- *Die Geschichte der Bruderschaft in Bruderschaft vom Osterlamm Brig 1786–1986*, Brig 1986.
- Bürcher-Cathrein, Catherine
- *Der letzte Sander von Oberried*, Stuttgart 1930.
 - *Jörg auf der Flüe* in *WJB* 1933.
 - *Frauentrachten im Oberwallis* in *WJB* 1936.
 - *Heimarbeit im Oberwallis* in *WJB* 1954.
 - *Matthäus Schiner* in *Die Schweiz in Lebensbildern Band III Wallis*, Aarau ohne Jahresangabe.
- Buchholzer, Hanspeter *Immortalis Prominenz auf Schweizer Friedhöfen*, Trubschachen 2011.
- Bumann, Peter *Der Verkehr am Simplon*, Visp 1974.
- Burgener, Lorenz *Die Wallfahrtsorte der katholischen Schweiz*, Ingenbohl 1864.
- Buschow Oechslin, Anja *KDM des Kantons Schwyz Band IV, Der Bezirk Höfe*, Bern 2010.

Cachin, Amédée

- *Weggefährten* in *A. Grünwald 1929–1966*, Brig 1976.
- *Episoden am Weg* in *Hans Loretan*, Brig 1982.

Cachin – Troxler, Berthe *Nachruf auf Amédée Cachin-Troxler* in *WB* 18.1.2011.

Carlen, Albert

- *Gefrieren gegen Erfrieren* in *Merian Das Wallis*, Hamburg 1968.
- *Der Vortragsverein von Brig 1931 – 1975*, Brig 1975.
- *Dr. Hans Perrig, Arzt und Kulturförderer, 80jährig* in *WVF* 5.8.1975.
- *Theatergeschichte des deutschen Wallis*, Brig 1982.
- *«Z'Chuntschtmali» Liebevolle Erinnerung eines ehemaligen Schülers* in *Ludwig Werlen*, Brig 1984.
- *Edzard Schaper 1908–1984* in *WJB* 1985.

Carlen, Louis

- *Kirchengeschichtliches im Stockalperarchiv* in *Brig*, Freiburg 1963.
- *Verleihung des Preises der Stadt-Brig an Dr. Werner Kämpfen*, Brig 1965.
- *Walliser Politik im 20. Jahrhundert* Dr. Viktor Petrig, Naters 1974.
- *Geschichte der Familie Carlen*, Visp 1975.
- *Das Stockalperschloss* in *Brig*, Brig 1976 und Visp 2003.
- *Das Grabdenkmal für General Carl Christian Erdmann Edler von Le Coq* in *Zum 150. Todestag*, Brig 1980.
- *Zur Rechtsgeschichte der Kirche in Glis* in *BWG* 1981.
- *Josef Escher Erster Walliser Bundesrat* in *27 Walliser*, Visp 1994.
- *P. Victor Cathrein Philosoph und Professor* in *27 Walliser*, Visp 1994.
- *Brig in alten Ansichten Band 2*, Zaltbommel/Niederlande 1995.

Chastonay, Adalbert

- *Ein Stück Walliser Schulgeschichte Dem Andenken von Staatsrat Oskar Walpen (1883–1931)* in *WJB* 1988.
- *Karl Dellberg – neuer Landeshauptmann* in *WB*, 14.5.1962.

Clavien, Alain *Dellberg, Karl* in *Historisches Lexikon der Schweiz*, Basel 2004.

D'Angreville, M. J. E. *Armorial historique du Canton du Valais*, Neuchâtel 1868.

Daxelmüller, Ch. *Friedhof* in *Lexikon des Mittelalters IV*, München und Zürich 1989.

De Martini, Carlo und Loretan, Paul und Tscherrig, Hermann *Türkenbrevier*, Brig 1953.

Descoedres, Georges

- *Die archäologischen Untersuchungen* in *Sterben in Schwyz*, Basel 1995.
- *Gebärden des Todes* in *Georges-Bloch-Jahrbuch 1999*, Zürich 1999.

Descoedres, Georges und Sarott, Jachen *Eine frühchristliche Taufkirche im Oberwallis* in *Vallesia Bd XLI*, Sitten 1986.

Duden *Herkunftswörterbuch*, Mannheim 2001.

Dupont-Lachenal, Leon *Neues Walliser Wappenbuch Band* 1974, Band** 1984, St. Maurice*.

Dux, Holger A. *Engel, Efeu, Eisenkreuz Friedhöfe* in *Aachen, in die waage*, Aachen 2005.

Ebener, Wilhelm *Illustrierte Walliser Sagen*, Visp 1995.

Eppler, Gerold *Die Auswirkungen der Industrialisierung auf die Grabmalkultur in Grabkultur in Deutschland*, Berlin 2009.

Eyer, Reinhard *Chronik der Familie Werner*, Naters/Sitten 1976.

- Felder, Firmin et al. *Kapuzinerfriedhof*, in *WVF* 125, 1965.
- Fibicher, Arthur
- *Walliser Geschichte, Band 3.1 und Band 3.2*, Sitten 1993 und 1995.
 - *Walliser Geschichte*, Visp 2004.
- Fischer, Norbert
- *Die Technisierung des Todes in Raum für Tote*, Braunschweig 2003.
 - *Über neue Grabstättenkultur zu Beginn des 21. Jahrhunderts in Grabkultur in Deutschland*, Berlin 2009.
- Fleiner, Roland *Gedenkansprache für Dr. Alexander Seiler II.* in *Zermatt Dorf und Kurort im Spiegel einer Familie*, Visp 1982.
- Flückiger-Seiler, Roland
- *Hotelräume zwischen Gletschern und Palmen*, Zürich 2001.
 - *Alpine Hotels zwischen Rhonequelle und Furkapass*, Brig 2008.
- Folkers, Gerd *Gesundheit!*, Zürich 1999.
- Fried, Erich *Gedichte, eine Auswahl aus den Gesammelten Werken*, Berlin 1989.
- Furrer, Bernhard *Erinnerungskultur in Kunst und Architektur in der Schweiz N°3*, Bern 2010.
- Garbely, Adrian *Reckingen 250 Jahre Pfarrei = 200 Jahre Kirche in WJB* 1945.
- Gassner, Markus *Messbarkeit der Therapie in Schweizerische Ärztezeitung* 192:40, Basel 2011.
- Gattlen, Anton *Die Totensagen des alemannischen Wallis*, Naters 1948.
- Gerl, Astrid *Anhänger in Sargform in Zum Sterben schön Band II: Ausstellungskatalog*, Köln 2006.
- Germer, Renate *Die Mumifizierung in Ägypten in Die Welt der Pharaonen*, Köln 1997.
- Ghika, Gregoire *Sur la culte de la Sainte Vierge Marie en Valais in Annales Valaisannes*, Nr. 2 1951.
- Gräser, Gerd *Ein hochalpiner gallorömischer Siedlungsfund im Binntal in Festschrift für Rudolf Laur-Belart*, Basel 1968.
- Grichting, Alois
- *50 Jahre Musikgesellschaft «Glishorn»*, Brig-Glis 1977.
 - *Dr. Josef Gattlen 1872–1955 Mathematiker, Physiker, Erfinder, Exeget in WJB* 1987.
 - † *Dr. med. Hans Perrig Arzt und Kulturförderer in WB* 6.12.1989.
 - *Das Oberwallis 1840 bis 1990*, Brig 1990.
 - *Walliser Bote Titelseiten 1870–1990*, Brig 1990.
 - *Übrigens ... in WB* 10.10.1988 und *WB* 12.9.1991.
 - *Ein literarischer Platz für Rezman in WB* 15.11.2005.
 - *Die Pionierzeit 1948–1978: Obmann Anton Salzmann in Rottenbund 1948–2009 Ein Rückblick*, Brig-Glis 2010.
- Grünwald, Richard *Ski- und Bergführer Josi Imseng in Die Seilschaft Mitteilungsblatt der Sektion Monte-Rosa des S.A.C.*, Brig 1976.
- Guglielminetti, Ernest *Über die Teerung der Strassen zur Bekämpfung der Staubplage in Briger Anzeiger*, 31.10.1903.
- Guntern, Josef
- *Walliser Sagen*, Olten 1963.
 - *Volkserzählungen aus dem Oberwallis*, Basel 1978.
 - *Die Pest im Wallis in BWG* 1995.
- Häner, Urs *Ein Quartier namens BaBel in Franziskuskalender* 2012, Olten 2011.
- Häusler, Thomas *Fahrlässige Auferstehung?* in *Facts*, 6.10.2005.
- Hallenbarter, Leo, Hsg *Die Erlebnisse des Luzerner Staatsschreibers Bernhard Meyer im Wallis in den Jahren 1843 und 1844*, Brig 1930.
- Hamilton-Paterson, James *Die Natur putzt besser in Die Weltwoche* 12.12.02.
- Happe, Barbara *Ordnung und Hygiene Friedhöfe in der Aufklärung ... in Raum für Tote*, Braunschweig 2003.
- Harvolk, Edgar *Votivtafeln*, München 1979.
- Hauser, Albert *Von den letzten Dingen Tod, Begräbnis und Friedhöfe in der Schweiz 1700–1990*, Zürich 1994.
- Heinzmann, Josef *Die Ringacker-Kapelle*, Visp ohne Jahresangabe.
- Heldner, Paul
- *Geschichte einmal anders II. Heft Am Fusse des Glishorns*, Glis 1963.
 - *Die Beinhauskapelle*, in *WVF* 2.12.1977.
 - *Die Wallfahrtskirche von Glis*, Glis 1980.
 - *Dellberg in NWWB*, St. Maurice 1984.

- Heldner, Werner Karl *Dellberg*, Visp 1979.
- Hermann, Claudia und Reinle, Adolf *Kunstführer durch die Schweiz, Band 1, Kanton Luzern*, Bern 2005.
- Heusser, Sibylle *ISOS Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz, Band 2.1 I Oberwallis Orte A–L*, Bern 2004.
- Hintzen-Bohlen, Brigitte *Rom*, Königswinter 2005.
- Historischer Verein von Oberwallis *Walliser Sagen in BWG 1907*.
- Hoppeler, Robert
 - *Sonderbare Bestattungsweise in BWG, Bd 3, 1905*.
 - *Walliser Urkunden aus dem germanischen Museum in Nürnberg in BWG III, 4, 1905*.
- Horat, Erwin *Das Totenbrauchtum in Schwyz in Sterben in Schwyz*, Basel 1995.
- Hüppi, Adolf *Kunst und Kult der Grabstätten, Luzern/Olten* 1968.
- Hula, Franz *Mittelalterliche Kultmale. Die Totenleuchten Europas, Karner, Schalensteine und Friedhofsoculus*, Wien 1970.
- Illi, Martin *Wohin die Toten gingen*, Zürich 1992.
- Imboden, Gabriel
 - *Kaspar Jodok von Stockalper 1609–1691 Sein Umfeld und sein Schloss, Brig* 1991.
 - *Das bleierne Herz des Franz Michael Stockalper in Agenda September 1996*.
 - *Ein Handelshaus zu Zeiten des Umbruchs Fratelli Loscho in Brig in BWG 1999*.
- Imboden, Gabriel und Zenhäusern, Gregor *Kaspar Jodok von Stockalper, Handels- und Rechnungsbücher, Band II*, Brig 1988.
- Imboden, Rea *Edzard Schaper und die Schweiz Lizentiatsarbeit im Fach Neuere Deutsche Literatur*, Bern 1998.
- Imesch, Dionys
 - *Die Gründungen der Pfarreien, Pfründen und frommen Stiftungen des Oberwallis in BWG, Band II, Jg III, 1904*.
 - *Die Walliser Landrats-Abschiede seit dem Jahre 1500, I. Band (1500–1519)*, Brig 1916.
 - *Der Zenden Brig bis 1798 in BWG Band VII, Heft I und II. 1930*.
- Imesch, Ludwig
 - *Das Auswanderungs-Problem in WJB 1944*.
 - *Ansprache bei der Übergabe des Kulturpreises der Stadt Brig an Professor Adolf Imhof, Brig 1975*.
- Imhof, Arthur *Ars moriendi*, Wien 1991.
- Imseng, Raoul
 - *2000 Gipfel bestiegen Bergführer Josef Imseng achzigjährig in WB 28.11.1973*.
 - *Zum Tode von Josef Imseng in WB 27.9.1975*.
- In-Albon, Karl *75 Jahre Pfarrei Eggerberg 1902–1977*, Brig-Glis 1977.
- Indermitte, Josef «*Nie kehrst du wieder goldne Zeit ...*», Visp 1973.
- Jegerlehner, Johannes *Sagen und Märchen aus dem Oberwallis*, Basel 1913.
- Jenny, Hans *Kunstführer durch die Schweiz, Band 2*, Bern 1976.
- Jöckle, Clemens *Memento mori Berühmte Friedhöfe Europas*, Utting 2011.
- Joller, Franz
 - *Die Stadt Brig und ihre Klöster in WB, 40–43 und 46–47, 1884*.
 - *Die Fryheiten des loblichen Zenden Brygs in BWG Band I, Jg IV, 1892*.
- Jossen, Erwin
 - *Die Kirche im Oberwallis am Vorabend des Franzoseneinfalls 1790–1798 in BWG 1972*.
 - *Mund, Naters 1989*.
 - *Naters Das grosse Dorf im Wallis, Visp 2000*.
- Jossen, Peter
 - *Brigerbad, Brig 1972*.
 - *100 Jahre Pfarrei Blatten im Lötschental in WJB 1998*.
 - *Gottes- und Kirchengesetze im Landrat, Visp 2004*.
- Jost, Franz *Pfarrer Peter Joseph Kämpfen (1827–1873)*, Brig 1935.
- Jurt, Monica *Madame Casimir in WB Extra 2009*.
- Kämpfen, Anton *Erinnerungen eines Brigers 1792–1812*, Brig 1971.
- Kämpfen, Marie *Nachruf Viktor Kämpfen, Zimmermeister, Brig in WB/WVF, Januar 1942*.
- Kämpfen, Peter *Joseph Freiheitskämpfe der Oberwalliser in den Jahren 1798 und 1799, Stans 1867*.

- Kämpfen, Werner
- *Ein Bürgerrechtsstreit im Wallis*, Zürich 1942.
 - *Docteur Goudron*, Zürich 1944.
 - *Alexander Seiler der Jüngere*, Einsiedeln 1945.
 - *Alexander Seiler der Ältere und der Jüngere* in *Hotel Revue*, Basel 1957.
- Kaiser, Gert *Der tanzende Tod*, Frankfurt am Main 1982, als Taschenbuch 1983.
- Kalbermatter, Philipp und Zenhäusern, Gregor *Quellensammlung, Nr. 20 in Ulrich Ruffiner von Prismell und Raron, Sitten* 2009.
- Keck, Gabriele und Hesse, Christian *Katalog der Funde in Sterben in Schwyz*, Basel 1995.
- Kerkhof-Ilse, B. J. *Asphaltstrassen 3. Auflage*, Berlin 1929.
- Kessler, Johannes *Sabatta. Chronik der Jahre 1523–1539, Neuausgabe*, St. Gallen 1902.
- Knauf, Rainer *Die Inventarisierung der Luzerner Friedhöfe Hof und Friedental in Vergänglichkeit erhalten?*, Bern 2003.
- Knobloch, Stefan *Volksmission in Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 10*, Freiburg D 2001.
- Kronig, Ivo Pfarrer *Johann Bittel in Pfarrblatt Zermatt*, St. Maurice 1989.
- Kuonen Ackermann, Carmela *Die Stadtpfarrkirche Maria Himmelfahrt und die Sebastianskapelle in Baden*, Bern 2002.
- Lavater, Ludwig *Von Gespänsten ...*, Zürich 1569.
- Lauber Josef
- *Verurteilung Georgs auf der Flüh im Jahre 1529 in BWG Band III, Jg III, 1904.*
 - *Oberwalliser Jahrzeitenstiftungen im 13.–16. Jahrhundert in BWG Band III, Jg V, 1938.*
- Lehner, Richard *Sich dankbar erinnern in Fest-Pfarrblatt 350 Jahre Pfarrei Glis, Saint-Maurice* 1992.
- Leisner, Barbara *Grabmalformen im 19. Jahrhundert in Grabkultur in Deutschland*, Berlin 2009.
- Levi, Carlo *Ausgewählte Werke 1926–1974, Ausstellungskatalog*, Berlin 2003.
- Loretan, Esther *Werkverzeichnis in Hans Loretan, Brig* 1982.
- Loretan, Stefan
- *Die Geschichte des Spitals in Brig von 1304 – 1970*, Herzogenrath 1984.
 - *Schattenseiten des glanzvollen 17. Jahrhunderts im Wallis in Kaspar Jodok von Stockalper, Brig* 1991.
 - *Ruhet in Frieden*, Brig 2011.
- Lurz, Meinhold *Denkmäler der Befreiungskriege in Wie die Alten den Tod gebildet*, Mainz 1979.
- Marino, Laura *La grippe espagnole en Valais (1918–1919) in Annales valaisannes*, 2009.
- Marti, Kurt *Gesangstext von 1970 in Katholisches Gesangsbuch, Nr. 444, Zug* 1998.
- Marti, Markus *William Shakespeares Sonette in deutscher und walliserdeutscher Übertragung*, Basel 2010.
- Martone, Paul *50 Jahre Herz-Jesu-Pfarrei Brig 1957–2007*, Brig 2007.
- Marty, Franz *Laudatio [...] an Dr. Josef Gattlen [...] in Josef Gattlen Oberwalliser Kulturpreis*, Visp 1968.
- Matos-Wasem, Rafael *Les cimetières de Sierre*, Sierre 2006.
- Matt, Christoph *Philipp Der mittelalterliche Judenfriedhof in Basel in archäologie schweiz 33*, Basel 2010.
- Mengis, Ines *Friedhof-Einweihung in Glis in WB, 15. 6. 1981.*
- Mengis, Philipp *Dr. Dr. h. c. Werner Kämpfen Zürich/Brig, 1914–1990 in WJB* 1993.
- Moeschlin, Sven *Therapie-Fibel der Inneren Medizin*, Stuttgart 1961.
- Nagy-Fellay, Barbara *Les relations entre communautés et clergé en Entremont au XVI^e siècle ... in Vallesia LXV* 2010.
- Nanzer, Benigna *Jolanda Reznan 1907–1986*, Brig 1979.
- Nanzer, Marie-Céline *Für das Leben mitgegeben*, Brig 1940.
- Odermatt-Bürgi, Regula *Volkskundliches über die Beinhäuser der Innerschweiz in Der Geschichtsfreund*, Stans 1977.
- Perrollaz, Max *Brig 1898–1960 in WJB* 1961.
- Potocki, Jan *Die Handschrift von Saragossa*, Frankfurt 1961.
- Reznan, Jolanda *Wie der arme Friedrich ein Millionär geworden*, Brig 1945.
- Ribeiro, André und Lüthi Dave *Notre demeure éternelle in Kunst und Architektur in der Schweiz N° 3*, Bern 2010.

- Rietschel, Christian *Grabsymbole des frühen Klassizismus in Wie die Alten den Tod gebildet*, Mainz 1979.
- Ritler, Beat *Josef Gattlen (1872–1955) in 300 Jahre Kollegium Brig*, Brig 1963.
- Ritz, Lorenz Justin *Notizen aus meinem Leben Aufzeichnungen des Walliser Malers Lorenz Justin Ritz (1796–1871) Herausgegeben von Anton Gattlen*, Sitten 1961.
- Riva, Anton *Friedhöfe im Oberwallis*, Norderstedt 2003.
- Rosenberg, Martin *Joseph Escher 1885–1954 und Land und Volk in Trauer in In memoriam Dr. h. c. Joseph Escher*, Olten ohne Jahresangabe.
- Rossi, Henri
 - *Kaspar Eugen Stockalper vom Thurm*, Freiburg i. Br. 1942.
 - *Chronik der Familie Rossi*, 1994 Naters.
- Rüttimyer, Leopold *Ur-Ethnographie der Schweiz*, Basel 1924.
- Ruppen, Walter
 - *KDM, Band I Das Obergoms, Band II Das Untergoms, Band III Der Bezirk Östlich Raron*, Basel 1976, 1979 und 1991.
 - *Der Skulpturenfund von Leuk (1982) in Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Band 40, Heft 4/1983*.
 - *Visp VS Siedlung und Bauten*, Bern 1984.
 - *Naters und «Natischer Bär»*, Bern 1984.
- Rust, Constant *Notes d'art et d'histoire au Val de Bagnes – La grand église du Châbles in Annales Valaisannes N°s 1–2, 1949*.
- Sarbach, Josef *Beinhaus Leuk, Visp* 1994.
- Scarpi, N.O. *Doktoren über dir*, Zürich 1970.
- Schadewaldt, Hans *Totentanz und Heilberufe in Das Bild vom Tod*, Recklinghausen 1992.
- Schaller, Josef
 - *Die St. Stephanskirche von Leuk in WJB 1939*.
 - *Die Stephanskirche von Leuk N°2 (Blätter aus der Geschichte von Leuk) ohne Datum und Jahr*.
- Schaper, Edzard *Jugendlandschaft eines Stromes: Das Goms in Das Wallis Merianheft 12. XXXI/C, Hamburg 1968*.
- Schaub, Emil *Aus den Erinnerungen eines Postmeisters am Simplon in Basler Jahrbuch 1908*.
- Schiner, Hildbrand *Description du Département du Simplon ou de la ci-devant République du Valais*, Sion 1812.
- Schmid, Alfred A. *Kunstführer durch die Schweiz, Band 2*, Zürich 1976.
- Schmid, Felix *Das Volkslied im Oberwallis in WJB 1985*.
- Schmidt, Ernst *Staatsrat Oskar Walpen-Cathrein (1883–1931) in 300 Jahre Kollegium Brig, Visp 1963*.
- Schwäller, Joseph Andreas *Der wandernde Bote durch das Wallis. Hauskalender fürs Stadt- und Landvolk, Brig/Zug 1831*.
- Schweickle, Johannes *Ein Berg und sein Dorf in Wallis, Merian Heft 6, Hamburg 2010*.
- Schweitzer, Claus *150 Jahre Seiler Hotels Zermatt*, Zürich 2004.
- Schweizerisches Idiotikon
- Seeberger, Markus *Frostschutz – aber wie? in Josef Gattlen Oberwalliser Kulturpreis, Visp 1968*.
- Sebald, W.G. *Campo Santo*, Wien 2003.
- Seib, Gerhard *Grabmale aus Holz und Metall in Grabkultur in Deutschland*, Berlin 2009.
- Seiler, Andreas *Fusshörner in Walliser Nachrichten 30.4.1934*.
- Siegen, Johannes
 - *Religiöse Gebräuche im Wallis, Visp 1938*.
 - *Walliser Glockensagen in WJB 1959*.
 - *Der Glockengiesser Abraham Zehnder im Wallis in WJB 1963*.
 - *Volkskunde im Pfarrarchiv von Kippel*, ohne Jahres- und Druckortangabe; Bezeichnung «Exemplar zum Korrigieren».
- Sörries, Reiner
 - *Der mittelalterliche Friedhof und Leprosen- und Pestfriedhöfe in Raum für Tote, Braunschweig 2003*.
 - *Ruhe sanft Kulturgeschichte des Friedhofs*, Kevelaer 2009.
- Soldini, Fabio *LE PAROLE DI PIETRA Indagine sugli epitaffi cimiteriali otto-novecenteschi del Mendrisiotto*, Fribourg 1999.
- Stebler, F.G.
 - *Das Goms und die Gomser*, Zürich 1903.
 - *Am Lötschberg Land und Volk von Lötschen*, Zürich 1907.

- Stucky, Gaby «*Dr Pfarrer isch in Glis, wier sii hie wie'm Paradies*» in *50 Jahre Herz-Jesu-Pfarrei Brig 1957–2007*, Brig 2007.
- Studer, German *Das Medizinalwesen im Wallis von 1798–1930*, Basel 1940.
- Stumpf, Johannes *Gemeiner loblicher Eydgnoschafft [...] beschreybung*, Zürich 1548.
- Theler, Luzius *Eine würdige Aufbahrungsstätte*, in *WB* 95, 1975.
- Thoma, Natascha und Ducke, Isa *Eine Fiesta für die Verstorbenen* in *NZZ* 21.10.2011.
- Tichelli, Werner *Adolf Imhof zum Gedenken* in *Im Gantertäl, Brig* 1982.
- Tribolet, Hans *Zeender (Zehnder) A. Kanton Bern Artikel im Historisch-Bibliographischen Lexikon der Schweiz Band VII*, Neuenburg 1934.
- Truffer, Bernhard
- *Die Lebenserinnerungen des Rektors Raphael von Roten* in *BWG* 2005.
 - *Öffnung auf alle Kulturbereiche 1978 – 1990: Obmann Josef Guntern* in *Rottenbund 1948–2009 Ein Rückblick*, Brig-Glis 2010.
- Tscheinen, Moriz *Walliser Sagen. Erster Teil. Gesammelt und erzählt von Pfarrer Moriz Tscheinen in Grächen, Sitten 1872 und Nachdruck Zürich 1979*.
- Tscherrig, Georges
- *Wo «ausgestorbene» Briger weiterleben* in *WB* 18.11.1988.
 - *Zum Gedenken an den 100. Geburtstag Josef Imseng* in *WB* 27.11.1993.
 - *Walliser im Dienste des Panamakanals* in *WB* 24.1.2000.
 - *Zur Eröffnung der Simplonschanze* in *WB* 20.4.2001.
 - *Erinnern Sie sich noch Brig*, Visp 2001.
 - *Dr. med. Ernest Guglielminetti alias Dr. Goudron* in *Mitteilungsblatt der «Pro Historia» Glis, Nr. 8, März 2002*.
 - *100 Jahre Türkenbund Brig-Mekka 1903–2003*, Brig 2002.
 - *Ersttraversierung der Fusshörner vor 75 Jahren* in *WB* 29.7.2008.
 - *Die Spanische Grippe und das Wallis* in *WB* 12.5.2009.
 - *Bild einer verlorenen Tradition* in *WB* 13.8.2010.
- Tscherrig, Hermann *75 Jahre Türkenbund Brig 1903–1978*, Brig 1978.
- Vasold, Manfred *Die Spanische Grippe. Die Seuche und der Erste Weltkrieg*, Darmstadt 2009.
- Villon, François *Dichtungen, Französisch-Deutsch, Übersetzung von Carl Fischer*, München 1961.
- Von Kloeden, Wolfdietrich Schaper, Edzard in *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Band VIII*, Nordhausen 1994.
- Von Loeben, Wolf-Christian *Generalleutnant Carl Christian Erdmann Edler von Le Coq, in gleicher Titel: Zum 150. Todestag*, Brig 1980.
- Von Roten, Hans Anton
- *Der Nuntius Cibo im Wallis 1675* in *BWG* 1935.
 - *Zur Erinnerung an Herrn Kaplan Alois Schlunz*, in *WJB* 1947.
 - *Die Chronik des Johann Jakob von Riedmatten* in *WJB* 1961.
 - *Beobachter seiner Zeit oder die Aufzeichnungen von Dr. Adrian von Courten* in *BWG* 1979.
 - *Die Landeshauptmänner von Wallis 1388–1793*, Brig 1991.
- Von Roten, Peter *Professor Dr. Josef Gattlen Ein origineller Jubilar* in *WB* Mai 1950.
- Von Salis, Jean Rodolphe *Innen und Aussen*, Zürich 1987.
- Von Stockalper, Mathilde *Vier Buchstaben, die Kinder- und Jugendzeit bedeuten: Brig* in *WB* 15.6.1983.
- Wackernagel, Hans Georg *Altes Volkstum der Schweiz*, Basel 1956.
- Ward, E. *Marriage, pregnancy, delivery and tuberculosis in Lancet*, 9.15.1923.
- Wellig, Martin *Erinnern Sie sich Goms*, Visp 2000.
- Werlen, Ludwig *Erinnerungen* in *WJB* 1973.
- Werner, Alfred
- *Ein Wort des Pfarrers* in *Pfarrblatt von Glis Nr. 12, St. Maurice* 1957.
 - *Zum Abschied* in *Pfarrblatt der Herz-Jesu-Pfarrei Brig Nr. 1, St. Maurice* 1957.
 - *Pfarrereinrichten* in *Pfarrblatt von Glis Nr. 11, St. Maurice* 1962.
- Willisch, Patrick *Der Heimatlosenhandel zwischen einigen Ober- und Unterwalliser Gemeinden* in *BWG* 2003.
- Wolf, Ferdinand Otto *Brig und der Simplon* in *Europäische Wanderbilder: N° 94/95. Wallis und Chamonix*, Zürich 1885.
- Wunderlich, Uli *Mors certa, Hora incerta – vom Totentanz auf dem Friedhof* in *Kunst und Architektur, N°3*, Bern 2010.

- Zander, Sylvina *Das figürliche Grabmal vom Barock bis zum Zweiten Weltkrieg in Grabkultur in Deutschland*, Berlin 2009.
- Zenkhusen, Eduard *Unser Herr Doktor Mathematikus in WJB* 1972.
- Zenkhusen, Ernst
- *Als Volksmissionär im Wallis Erinnerungen an Pater Riedweg in WJB* 1961.
 - *Aus Simplons alten Tagen*, Niedergampel 1965.
 - *Familienchronik von Simplon-Dorf und Gondo-Zwischbergen*, Brig 1967.
 - *Zur Geschichte der Pfarrei Simplon*, St. Maurice 1970.
 - *Bergmenschen II. Band*, Mund ohne Jahrgang.
- Zihlmann, Josef *Heilige Bäume*, Hitzkirch 1985.
- Zuber, Theodul *Ein ländlicher Chronist aus dem Oberwallis in WJB* 1983.
- Zumofen, Bruno *Die alten Badnerinnen und Badner. Leukerbad und seine Familien seit 1650*, Zürich 2005.
- Zurbruggen, Joseph *Familienstatistik Saastal*, Täsch 1961.

Abbildungsnachweis

- AFD-Archiv, Kassel: S. 152
- Andenmatten Thomas, Brig: S. 184
- Armangau Ephrem, Glis: S. 128
- Biffiger Steffan (www.kunstundbuch.ch): S. 111, 112
- Cachin-Troxler Berthe, Brig: S. 68
- Calame Emil, Glis: S. 116
- Chronik von Gerold Edlibach: S. 181
- Dellberg Carlo, Brig: S. 95, 96, 117
- Demont Dieter, Ried-Brig: S. 154
- Descoudres G. und Sarott J.: S. 20
- Deutsche Fotothek, Dresden: S. 72
- Dreesen Willi, Glis-Brig: S. 199
- Dulio Dino, Ried-Brig: S. 83
- Eggel Frieda, Naters: S. 85
- Eidg. Archiv für Denkmalpflege, Bern: S. 33, 43
- Erben Fernanda von Stockalper, Brig: S. 46
- Escher-Perrig Alfred und Elisabeth, Glis: S. 76, 130, 165, 169, 170, 174, 175
- Fernanda von Stockalper-Stiftung, Brig: S. 148
- Fibicher Arthur, Sitten: S. 39
- Furrer Martin, Brig: S. 186
- Gemeinde Brig-Glis: S. 19
- Geschichtsmuseum Wallis: S. 131, 164
- Graph. Sammlung der ETH Zürich: S. 13
- Grand-Kuonen Andrea, Leuk-Stadt: S. 56
- Grichting Alois, Glis: S. 86, 194
- Gruber Melanie, St. Niklaus: S. 24, 25, 27, 28, 29, 35, 42, 51, 57, 103, 109, 117, 130, 137, 156, 172, 185, 192, 195 und sämtliche Bilder der aktuellen Gräber
- Hediger Margaret, Olsberg: S. 122
- Heer Kämpfen Muriel, Bern: S. 87, 89
- Hessisches Landesmuseum, Kassel: S. 32
- Heydorn Volker Detlef, Hamburg: S. 158
- Hotels Seiler, Zermatt: S. 157
- Imseng Raoul, Saas-Fee: S. 116
- In-Albon Karl, Brig: S. 60, 123, 125, 160, 162, 166
- Kämpfen Klaus, Brig-Glis: S. 101
- Krenn Martin, Zürich: S. 52
- Kronig Xaver, Glis: S. 103
- Kunstmuseum Bern: S. 31
- Lanwer Hilde-Maria, Termen: S. 141

- Lomazzi Franco, Ried-Brig: S. 135
 Loretan Stefan, Brig: S. 22, 65, 66, 93, 99, 103, 106, 107, 125, 127, 140, 144, 145, 146, 147, 150, 165, 175, 188
 Maximilianmuseum Augsburg: S. 206
 Mekka Anzeiger 1952: S. 171
 Merian Matthaeus: S. 14, 20
 Militärhistorisches Museum, Dresden: S. 50
 Museum für Sepulkralkultur, Kassel: S. 187
 Nationalbibliothek Bern: S. 157
 Perrig Alfred, Siders: S. 131, 132
 Perrig Werner, Brig: S. 176
 PfA Glis: S. 15, 23, 42, 192
 Pfammatter-Marty Colette, Naters: S. 98, 99
 Piatti Celestino: S. 72, 75
 Preisig Heinz, Sitten: S. 38
 Pro Historia Glis: S. 79, 80, 81
 Rieder Diana, Wiler: S. 44
 Riva Anton, Naters: S. 161
 Rossi Henri, Naters: S. 136
 Ruppen Oswald, Sitten: S. 104
 Salzmann Daniel, Lausanne: S. 201
 Schmidhalter Matthias, Ried-Brig: S. 46
 Schweizerisches Landesmuseum, Zürich: S. 26
 Schwertfeger Wulff: S. 114
 Staatsarchiv Sitten: S. 182
 Staatsgalerie Stuttgart: S. 40
 Swissair-Photo AG, Zürich: S. 163
 Tiroler Volkskundemuseum, Innsbruck: S. 31
 Tscherrig Georges, Brig: S. 55, 93, 127, 134, 168
 Universitätsbibliothek Heidelberg: S. 12
 Volken-Speckly Josephine, Fiesch: S. 139
 Volken Anton, Fiesch: S. 163
 Walliser Kantonsmuseum, J.Y. Glassey: S. 77, 78
 Weber J.: S. 151
 Werner Reinhard, Glis: S. 119
 Willa-Kronig Lina, Brig: S. 61
 WJB: S. 61, 83, 118, 135, 141, 158, 165
 Zentralbibliothek, Zürich: S. 17, 191
 Zentralbibliothek Graphische Sammlung und Fotoarchiv, Zürich: S. 21, 37, 48, 137
 Zimmermann Roland, Visperterminen: S. 143

Abkürzungen

| | |
|-----------|-------------------------------------|
| BWG | Blätter aus der Walliser Geschichte |
| KDM | Kunstdenkmälerbände |
| NWWB | Neues Walliser Wappenbuch |
| PM | Persönliche Mitteilung |
| PfA Glis | Pfarr-Archiv Glis |
| WB | Walliser Bote |
| WJB | Walliser Jahrbuch |
| WVF | Walliser Volksfreund |
| Schw. Id. | Schweizerisches Idiotikon |



www.prohistoria.ch
ISBN 978-3-9523795-1-6